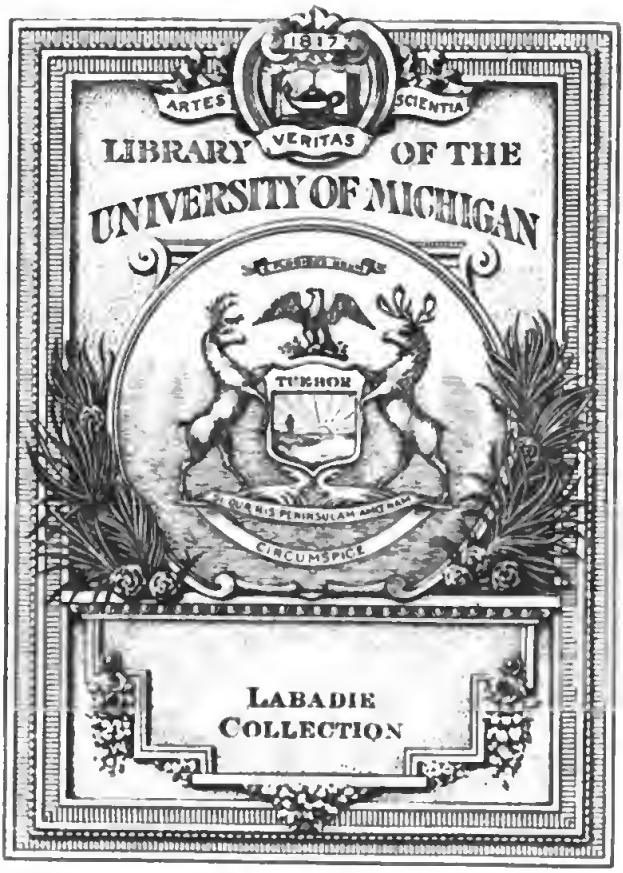

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
LABADIE
COLLECTION

Labadie Coll

Der teutſche

Editoren-Kongreß

zu Cincinnati,

oder

Das gebrochene Herz.

Von

Karl Heinzen.

(Geſammelte Schriften, fünfter Band.)

———o———

Boſton.

Selbſtverlag des Verfaſſers.

1872.

LABADIE
COLLECTION
10-952

Vorwort.

Seit dem Beginn meines Aufenthalts in Amerika bin ich verurtheilt gewesen, mit der großen Mehrzahl der hiesigen teutschen Preßvertreter, „Editoren" genannt, und durch sie auch mit ihrem gleichgesinnten Publikum auf dem Kriegsfuß zu leben. Die Schuld lag natürlich an mir, namentlich an meinen verkehrten Begriffen von Bildung und Rohheit, Verstand und Dummheit, Freisinn und Servilismus, Recht und Unrecht, Humanität und Barbarei, Wahrheit und Lüge, Ehre und Ehrlosigkeit, Charakter und Charakterlosigkeit. Meiner Schuld aber entsprach auch die Züchtigung, deren Härte zu Zeiten ins Grausame ging. Bald sollte ich aus der Preßgemeinschaft, zu der ich nie gehörte, vollständig hinausgehetzt, bald in die „Volksacht" erklärt, bald ächt demokratisch auf den Schub gebracht, oder auf sonstige Weise handgreiflich widerlegt werden. Am Empfindlichsten trafen mich die vernichtenden Beinamen, durch welche ich als öffentlicher Verbrecher gekennzeichnet wurde, und unter diesen zahlreichen, mit dem äußersten Aufwand von Geist ersonnenen Beinamen war keiner mehr geeignet, mich unter allgemeine Polizeiaufsicht zu bringen, als jener, den Inbegriff aller geistigen Unfähigkeit wie moralischen Verworfenheit bezeichnende: „Der Lange".

In einem Jahre, wo die Hand meiner Strafrichter beſonders ſchwer auf mir lag und die Sonnenhitze nicht minder, fühlte ich ein ungewöhnliches Bedürfniß, mich meiner ganzen Länge nach durch eine Berufs- und Erholungsreiſe aus meiner Niedergeworfenheit wieder aufzurichten. Es war zu jener Zeit unter den teutſchen Editoren öfter Rede von einem „Kongreß", auf welchem dieſe auserleſenen Repräſentanten der Nation der Denker die Angelegenheiten der Preſſe zu berathen und überhaupt das geiſtige Leben in dieſem Lande zu regeln gedachten. Konnte ich zu meiner Rehabilitirung und Erholung ein beſſeres Mittel wählen, als eine Reiſe nach dem „Editoren-Kongreß"? Ich beſchloß ſie zu machen als ein „Organiſt der Bildung", wie mich einſt die „New-Yorker Staatszeitung" titulirte, und als „Langer", wie mich faſt jeder Editor brandmarkte, ja, um meine Selbſterkenntniß vollſtändig an den Tag zu legen, als „Längſter". Da mir aber nicht vergönnt war, die Reiſe in Wirklichkeit zu unternehmen, der Kongreß auch überhaupt nicht zu Stande kam, mußte ich mich begnügen, Beides, die Reiſe wie den Kongreß mir hinter dem Redaktionstiſch einzubilden und darüber den Leſern meines Blattes in einer „editoriellen Korreſpondenz" zu berichten.

Als die erſten Briefe dieſer Korreſpondenz im „Pionier" erſchienen, glaubten die weſtlichen Editoren im Ernſt, daß ich wirklich unterwegs ſei, und richteten ſich auf einen ehrenvollen Empfang ein. Sie haben ſich niemals beklagt, daß ich nicht das Meinige gethan, ſie in ihrer getäuſchten Erwartung zu tröſten und ihnen geeignetes Material für den projektirten Kongreß zu liefern.

K. H.

Der teutſche Editoren-Kongreß zu Cincinnati.

Editorielle Korreſpondenz.

Frauenſtadt.

Weshalb ſchauen Sie denn ſo beſorglich aus dem Wagenfenſter, Frau Nachbarin? Sie denken an die Vergangenheit, denn Sie blicken abwärts.

„Sie haben es errathen. Ich bin eine große Freundinn des Reiſens auf der Eiſenbahn, denn ſie bringt unſre Perſon möglichſt raſch hinter unſern Gedanken her; allein hier in Amerika gehen meine Gedanken gewöhnlich rückwärts, während die Lokomotive meine Perſon vorwärts reißt. Wenn ich hier nur die kleinſte Reiſe unternehme, reiſe ich in der Erinnerung beſtändig in Europa und ich fühle dann erſt recht, was wir hier entbehren müſſen. Ein Land, in dem das Reiſen kein Vergnügen macht, kann auch für das Leben kein wahres Vergnügen bieten. Daß ich eine Exilirte bin, fühle ich am Meiſten wenn ich reiſe, und daß das Leben hier eine Qual iſt, wird mir dann am Meiſten klar, wenn ich mich davon erholen will.“

In mancher Beziehung kann ich Ihnen bei Ihrer Beurtheilung des hieſigen Lebens nicht Unrecht geben, aber Sie haben Unrecht zu Ihrem eignen Schaden, wenn Sie für die Entbehrungen deſſelben keinen Erſatz finden. Mir iſt die Freiheit allein ſchon Erſatz für Alles, was Europa mir bieten könnte.

„Die mag einem Manne genügen; ich finde keinen Erſatz außer in der Erinnerung.“

Das muß ich eine Schwäche nennen. Wenn man den rechten Fond in ſich hat, muß man ſich unabhängig machen können von ſeinen Umgebungen. Und ſo lang man noch gleichgeſinnte Menſchen findet, kann man ſich in der Stille entſchädigen für Alles, was man im Treiben des großen Lebens vermißt.

„Ich gebe Das in mancher Beziehung zu, aber wo begegnen wir hier den gleichgeſinnten Menſchen? Diejenigen, die ihr Glück im Geldmachen, oder in einem wüſten Kneipenleben, oder in einem bornirten Vereinskreiſe finden, treffen überall Gleichgeſinnte genug; aber wie viel Perſonen haben Sie ſchon gefunden, die an das Leben edlere Anfoderungen ſtellen und Geiſt und Herz genug haben, ſich gegenſeitig ihre Befriedigung möglich zu machen? Ich habe Menſchen gekannt, die drüben ganz vortrefflich und für den Umgang ganz wünſchenswerth waren; hier finde ich ſie nach wenig Jahren ſo verändert, ſo fremd, ſo leer, ſo abgeſtumpft, ſo ſchwunglos, ſo ordinair, daß ich froh bin, wenn Sie mich nur meiden. Die Wenigen aber, die ich als Gleichgeſinnte anerkennen könnte, leben vereinzelt und verſtreut durch dieß große Land umher, denken in der Stille wie ich und Andre, leiden aber auch durch das nämliche Schickſal, das uns hindert einander zu finden und mit einander zu verkehren. Wenn ich denke, daß in dieſem ungeheuren Lande vielleicht nicht ein halbes Dutzend Menſchen ſind, denen ich mich mit ganzer Seele anſchließen könnte, und daß ich auch dieſe Wenigen vielleicht nie zu ſehen oder mit ihnen umzugehen Gelegenheit haben werde, ſo wird mir ganz hoffnunglos zu Muthe. Menſchen,

nur Menſchen und ein hübſches, gemüthliches Plätzchen um mit ihnen umzugehen — weiter will ich nichts."

Sie ſprechen mir aus der Seele, aber ich bin genügſamer, als Sie. Ich habe kein halbes Dutzend nöthig, um mit Menſchen ein Menſch zu ſein. Doch drei ſind vielleicht eben ſo ſchwer zu finden wie ſechs. In Europa habe ich auch ohne die Laterne des Diogenes leichter Menſchen gefunden, als hier. Man fand dort mehr gegenſeitiges Verſtändniß und mehr Bedürfniß der Annäherung, des Zuſammenſtrebens, was ſich einfach erklärt durch die gemeinſame Vergangenheit, zum Theil auch durch den größeren Mangel an Freiheit, während hier Jeder von uns eine neue Bahn zu ſuchen hat und das freiere Leben die Aufmerkſamkeit mehr nach Außen zieht. Namentlich aber habe ich in Europa mehr Dispoſition unter den Frauen gefunden, Umgang mit freien Menſchen zu ſuchen und zu ſchätzen, als hier. Es iſt merkwürdig, daß man unter den fünf Millionen Teutſchen dieſes Landes ſo wenig Frauen entdeckt, die durch Geiſt, Charakter und Streben über das Niveau des Philiſterthums hinausragen. Dennoch kann ich noch immer nicht dazu kommen, an den teutſchen Frauen zu verzweifeln wie an der Mehrzahl der teutſchen Männer.

„Wenn die Frauen nichts ſind und nichts leiſten, ſo kommt das ſicher auf Rechnung der Männer, denn wir Weiber ſind leider noch durchaus von ihnen abhängig. Deshalb werden Sie es auch als ein vergebliches Streben kennen lernen, auf die teutſchen Frauen und durch ſie auf die Männer einzuwirken. Weil die meiſten teutſchen Männer Philiſter, Wirthshausbummler, Geſchäftsmenſchen und Unterthanenſeelen ſind, deshalb ſind die meiſten

teutſchen Frauen nichtige, vernachläßigte, proſaiſche, apathiſche Geſchöpſe ohne geiſtigen Lebensmuth und höheres Intereſſe, und durch das Vorherrſchen dieſes Zuſtandes werden auch die wenigen Ausnahmen abgeſchreckt, hervorzutreten. Ich als Frau blicke nach hervorragenden Männern und finde ſie nicht; Sie als Mann blicken nach hervorragenden Weibern und finden ſie nicht. Wir können uns alſo gegenſeitig tröſten, werden aber beide darauf hinauskommen müſſen, daß hauptſächlich das hieſige Land und Leben die Schuld trägt. Bedenken Sie dabei auch noch einen Umſtand, der mir von beſonderer Wichtigkeit zu ſein ſcheint. In Europa machen Natur und Kultur das Reiſen zu einer Luſt und einem Bedürfniß. Das Reiſen in ſchönen Umgebungen und in der Atmoſphäre der Ziviliſation regt Geſelligkeit an, öffnet die Herzen, ſchafft Gelegenheit zu Bekanntſchaften und führt die Gleichgeſinnten in entſprechenden Stimmungen zuſammen. Was aber bietet uns dieſes Land? Geſetzt, Sie und ich und noch ein halbes Dutzend Andre wir wollten hier eine Reiſe unternehmen um uns zu erholen und einmal recht frei unſre Flügel auszubreiten — wohin ſollten wir uns wenden? Wo iſt das Italien, in deſſen Schönheiten wir ſchwelgen, wo iſt der Genfer See, auf dem wir umherſchweifen, wo iſt der Rigi, auf dem wir uns lagern, wo iſt der Rhein, an deſſen Ufern wir phantaſiren, wo iſt das Heidelberger Schloß, in deſſen Umgebung wir ſchwärmen, wo iſt nur der Gaſthof, in dem wir gemüthlich und heiter hinter ſchäumenden Pokalen unſre Lebensgeiſter auf einander hetzen könnten? Natur wie Geſellſchaft bietet uns nichts als eine ungemüthliche, abſtoßende Rohheit oder Gemein-

heit; es ist nichts anmuthend Menschliches in den Menschen und nichts Klassisches in der Natur und ihren Verschönerungen. Vielleicht nach hundert Jahren wird man auch in Amerika reisen können, jetzt kann man sich nur transportiren lassen wie ein Stück Frachtgut. Wann wird unser Exil zu Ende sein?"

Auf diese Frage werden Sie am Wenigsten hier eine Antwort erhalten, wo sie zuerst sollte gegeben werden. Ich weiß nicht ein Dutzend jener großthuenden achtundvierziger Freiheitshelden, die sich noch ernstlich für die Revolution interessiren und zur Abkürzung ihres Exils ein Opfer bringen würden. Ein Beweis, wie wenig Ernst es ihnen drüben mit ihrem Freiheitseifer war. Doch läßt sich hier nicht für die europäische Freiheit wirken, so gibt es immerhin auch für die amerikanische genug zu thun und diese kommt indirekt auch jener zu gut. Was mich hier namentlich mit Hoffnung auf den Fortschritt erfüllt, ist das Interesse, welches die Frage der Weiberrechte gefunden hat, und ich bin begierig auf die Probe, die jetzt unsre teutschen Frauen zu bestehen haben. Glauben Sie, daß der teutsche Frauenkongreß in Frauenstadt zahlreich wird besucht werden?

„Sie müssen schon bemerkt haben, daß meine Hoffnung schwach genug ist. Ich gehe hin, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, eine Pflicht versäumt zu haben. Ich bewundere die Kühnheit und Energie Ihrer Freundinn Julie vom Berg, welche den Kongreß ausgeschrieben hat, aber ich fürchte, daß wir ein Fiasko machen, welches schlimmer ist, als ein unterlassener Versuch."

Nichts Schlimmeres, als Muthlosigkeit im Voraus. Doch der Pfiff der Lokomotive mahnt mich daran, daß wir uns trennen müssen. Deshalb noch eine Bitte. Wollen Sie es übernehmen, dem „Pionier" Bericht zu erstatten?

„Wie? werden denn Sie dem Kongreß nicht beiwohnen, Sie?“

Leider fodert meine Pflicht das ſchwere Opfer, ihm fern zu bleiben. Sie ruft mich zu einem andren Kongreß, zu dem großen Editoren-Kongreß nach Cincinnati.

„Das iſt freilich eine hinreichende, aber auch Ihre einzige Entſchuldigung. Nun, ich werde Ihre Bitte erfüllen und an den „Pionier“ getreuen Bericht erſtatten. Leben Sie wohl, Herr Längſt.“

Die teutſche Frauen-Konvention in Frauenſtadt.

Bericht an den „Pionier“.

Frauenſtadt.

Meinen Bericht habe ich mit einem Ausdruck der Ueberraſchung und Beſchämung zu beginnen. Die zahlreiche und lebhafte Theilnahme für unſre Sache, die ich hier vorgefunden, gebietet mir, Abbitte zu thun wegen des Mangels an Vertrauen, womit ich dieſer Zuſammenkunft teutſcher Frauen entgegengeſehen hatte. Ich fange beinah an, mich mit Amerika zu verſöhnen.

Pünktlich um die angeſetzte Zeit trat die Konvention zuſammen. Die große Halle war nahezu gefüllt und die Theilnahme war ſo zahlreich, daß ſie alle Anweſenden in Erſtaunen ſetzte. Außer den Angemeldeten war noch eine Menge Anderer, zum Theil aus dem fernen Weſten erſchienen. Einige Frauen waren von ihren Männern begleitet, andre von ihren Brüdern und außer dieſen fanden

ſich verſchiedene Vertreter des ſtarken Geſchlechts ohne Begleitung ein. In einigen derſelben vermuthet man „Reporter“ und „Editoren“, die ſich aber bis jetzt noch nicht zu erkennen gegeben haben.

Die erſte Stunde verging mit Begrüßungen und der Anknüpfung neuer Bekanntſchaften. Dann wurde die Verſammlung von der ehrwürdigen Katharine Schmalz aus Philadelphia zur Ordnung gerufen. Man wählte zur Konſtituirung ein möglichſt einfaches und abgekürztes Verfahren. Frau Schmalz ſchlug Julie vom Berg als Präſidentinn vor, dieſe aber lehnte die Ehre ab und beantragte deren Uebertragung an Ida Johanna Braun von Boſton Highlands, welche einſtimmig gewählt wurde. Sie leitete die Verhandlungen mit folgenden Worten ein:

„Werthe Anweſende.

Von der mir wiederfahrenen Ehre hätte ich mir früher niemals etwas träumen laſſen, weil ich niemals von der Möglichkeit geträumt habe, daß die teutſchen Frauen dieſes Landes, von denen man bisher nie etwas ſah außer etwa in den Biergärten und nie etwas hörte außer in den Spöttereien der Männer, eine ſo rege Theilnahme an allgemeinen Angelegenheiten, namentlich an den Fragen zeigen würden, zu deren Beſprechung wir hier zuſammengekommen ſind. Um ſo freudiger bin ich durch dieſe Theilnahme überraſcht, die, wie es ſcheint, in der Stille langſam gereift iſt und dann nur eines Anſtoßes bedurfte, um an's Licht zu treten. Am Meiſten aber, davon bin ich überzeugt, werden unſre Landsleute im Allgemeinen überraſcht ſein, denn bisher ſtand in keinem Lande dem öffentlichen Leben die Frau ſo fern wie in Teutſchland und es iſt auch in keinem Lande das männliche Geſchlecht ſo einſtimmig be-

müht gewesen, sie durch Hohn und Rohheiten in ihre s. g. „Sphäre" zurückzutreiben, wie in unserm alten Vaterlande. Auch diesseit des Meeres haben wir lang genug unter der Nachwirkung der früheren Verhältnisse zu leiden gehabt. Doch allmälig haben wir, wie es scheint, uns hier, wo so manche Schranken gefallen sind, die uns drüben einengten, orientiren und nach eigener Eingebung bewegen gelernt. Hoffentlich wird unsre Versammlung davon Zeugniß ablegen und durch die Folgen ihrer Thätigkeit die Ueberzeugung verbreiten, daß unser Eingreifen in die gesellschaftliche Entwicklung eben so wenig nutzlos wie unberechtigt war. Wir können offen zugestehen, daß die amerikanischen Frauen uns mit ihrem Beispiel vorangegangen sind und uns in mancher Beziehung beschämt haben. Liegt darin ein Vorwurf für uns, so kommt es nur auf uns an, ihn nicht bloß wieder abzuschütteln, sondern auch den amerikanischen Frauen unsrerseits ein Beispiel aufzustellen, dessen sie nicht minder bedürfen, als wir des ihrigen. Damit deute ich auf nah bevorstehende Kämpfe hin, die zugleich Gelegenheit geben werden, unsre teutsche Männerwelt von Vorurtheilen zu befreien und mit unsren Bestrebungen zu versöhnen. Ich halte es nicht für zweifelhaft, daß es den Amerikanerinnen in kurzer Zeit gelingen wird, das Stimmrecht zu erkämpfen. Sie werden es für uns mit erkämpfen und deshalb wäre es doppelt beschämend für uns, an ihrer Errungenschaft gar keinen Theil zu haben und ohne Verdienst ein Recht aus ihrer Hand annehmen zu müssen. Dieß ist für uns ein Ehrenpunkt. Wir dürfen uns nicht sagen lassen, daß wir, wie die Sklaven, ein Recht geschenkt erhalten. Nur wer es erringen hilft, hat es wahrhaft verdient. Indem wir

aber an ſeiner Erringung Theil nehmen, appelliren wir zugleich an die Ehre der teutſchen Männer, die ſich nicht der Schande ausſetzen können, ihren Frauen ein Recht vorenthalten zu helfen, das Andre ihnen zuerkennen. Dieſe Männer werden zugleich zur Einſicht kommen, daß nicht bloß ihre Ehre, ſondern auch ihr Intereſſe ihnen gebietet, unſre geiſtige Thätigkeit und unſre Betheiligung am öffentlichen Leben möglichſt zu fördern. Ich ſehe voraus, daß in Amerika durch Ertheilung des Stimmrechts an die Frauen diejenige Partei, welche die Freiheit des ſozialen Lebens durch ſittenrichterliche Polizei zu beſchränken und durch religiöſen Zwang die Herrſchaft des Pfaffenthums auszubreiten trachtet, wenigſtens für die erſte Zeit eine bedeutende Verſtärkung gewinnen wird. Was ihr bisher nicht gelungen, wird ihr vielleicht mit Hülfe der amerikaniſchen Frauen gelingen, die im Allgemeinen noch von den Vertretern der Religion abhängiger ſind, als die amerikaniſchen Männer; es wird ihr gelingen, wenn der Stimmenzuwachs, den jene Frauen ihr bringen werden, durch kein Gegengewicht unſchädlich gemacht wird. Und wer ſoll und kann dieſes Gegengewicht liefern? Nur die teutſchen Frauen! (Allgemeiner Applaus.) Wir hätten die beſte Gelegenheit, die teutſchen Männer recht empfindlich fühlen zu laſſen, was ſie thaten, als ſie uns auf die „Sphäre" der Küche und der Kinderſtube zu beſchränken ſuchten: wir brauchten bloß auf die Ausübung des Rechts zu verzichten, das man uns nicht zugeſtehen wollte, um die teutſche Männerwelt wehrlos der Tyrannei der Mucker und Temperenzler preiszugeben. Aber nein. Wir wollen keine Rache dafür üben, daß die Männer verblendet genug waren, uns zu ihrem eigenen Nachtheil rechtlich

zurückzusetzen; am Wenigsten wollen wir uns dadurch rächen, daß wir auf unser eigenes Recht Verzicht leisten. Ich sehe die Zeit kommen, wo diejenigen unsrer „Herrn", die uns am Brutalsten in die von ihnen diktirte „Sphäre" verwiesen hatten, uns bitten werden, diese „Sphäre" zu verlassen und sie an die Wahlurne zu begleiten, damit sie ihr Bier ruhig weiter trinken können und nicht in die nämliche „Sphäre" eingesperrt werden, die sie uns stets so schön zu schildern wissen, aber nur aufzusuchen pflegen, wenn sie Hunger oder Schlaf haben. Sollten wir sie im Stich lassen? Wir wollen ihnen zu Hülfe kommen und zwar nicht aus Großmuth, sondern um Recht und Freiheit sichern zu helfen, und damit wir dazu gerüstet sind, ist es eben eine Nothwendigkeit, daß wir bei Zeiten auf dem Kampffelde erscheinen und uns einüben.

Indem wir nun aber den teutschen Männern Temperenztyrannei und religiösen Fanatismus bekämpfen helfen, haben wir zugleich die beste Gelegenheit, den amerikanischen Frauen mit dem Beispiel geistiger Freiheit voranzugehen und hierdurch uns dafür dankbar zu zeigen, daß sie uns mit der Erkämpfung politischer Freiheit vorangegangen sind.

Doch auch damit ist unsre Mission nicht zu Ende. Unser Auftreten wird mit seiner Wirkung nicht auf dieses Land beschränkt bleiben, es wird auch eine Anregung für unsre Landsmänninnen jenseit des Ozeans sein und ich hoffe, daß es uns gelingen wird, mit denselben zu erfolgreichem Zusammenwirken in Verbindung zu treten und sie namentlich zu überzeugen, daß ohne politische Freiheit, ohne Republik, keine Verbesserung des Looses des weiblichen Geschlechts zu hoffen ist.

Schließlich erlauben Sie mir noch ein Paar Worte über die Stellung, die wir auf dem Felde des Reformkampfes einzunehmen haben, wenn wir zum Ziel gelangen wollen. Sollen wir uns abschließen oder nicht? Und wenn nicht, wem sollen wir uns anschließen? Das ist die Frage. Wenn es irgend einen Bevölkerungstheil in der Staatsgesellschaft gibt, der als Klasse bezeichnet zu werden verdient, so sind es die Frauen. Eine Klasse in politischer Beziehung wird gebildet durch eine, in den Staatseinrichtungen festgestellte Bevorzugung, oder Zurücksetzung. Die Neger waren eine Klasse, so lang sie kein Stimmrecht hatten. Die Geldbesitzer bilden eine Klasse, wenn das Recht des Wählens und Regierens an den Geldbesitz gebunden ist. Den entschiedensten Klassencharakter trägt aber die ganze weibliche Hälfte der Menschheit. Sie ist von jeher in allen Ländern als rechtlose Klasse selbst von den entrechteten Klassen der männlichen Hälfte unterschieden worden. Ihre Unentbehrlichkeit war ihr einziger Schutz und die Galanterie der Männer ihre einzige Rechtsgarantie. Wir lesen jetzt wieder alle Tage von der Klassensonderung, welche durch die „Arbeiter" in Europa wie in Amerika betrieben wird und wobei es sich um Ausbildung eines recht intensiven „Klassenbewußtseins" handelt, das am Ende zu „Klassenkämpfen" führen muß. Nun, wir Frauen bedürfen keiner künstlichen Mittel, in uns ein „Klassenbewußtsein" wach zu rufen. Die Gesetze wie die Natur stempeln uns zur größten wie zur rechtlosesten Klasse der Welt. Wollten wir nun die Taktik der Arbeiter adoptiren, so würden wir uns bloß um unsre speziellen Interessen, um Das, was uns als Frauen fehlt oder drückt, zu kümmern, uns als Frauen abzu-

ſondern und als Frauenklaſſe gegen die ganze Männerklaſſe Front zu machen haben. Die bloße Andeutung eines ſolchen Einfalls genügt, um ſeine Thorheit und Beſchränktheit Jedem deutlich zu machen. Eben weil die Beſchränktheit und Ausſchließung es iſt, welche uns in eine entrechtete Stellung drängt, haben wir einen höheren Standpunkt einzunehmen, auf dem Beſchränktheit und Ausſchließung verſchwinden. Es iſt der Standpunkt der allgemeinen Menſchlichkeit und des allgemeinen Menſchenrechts. Auf ihm lernen wir uns mit allen Individuen wie mit allen Klaſſen vereinigen, die mit dem allgemeinen Recht auch das unſrige anerkennen und erſtreben; wir lernen ferner in jedem Recht, das Andre erringen, zugleich unſre eigene Angelegenheit erblicken, wenn es uns auch nicht direkt zu gut kommt, und in jedem Unrecht, das gegen Andre verübt wird, einen Streich gegen das allgemeine Recht abwehren, an dem auch wir unſern Antheil haben. Wenn der Neger mit der Kette raſſelt, ſo ſollen wir ſie ihm zerbrechen helfen; wenn der Arbeiter mit ſeinem Ausbeuter kämpft, ſo ſollen wir Partei für ihn ergreifen; wenn die Völker ſich gegen ihre Unterdrücker auflehnen, ſo ſollen wir Theil nehmen an ihrer Erhebung und wenn die geiſtige Freiheit Eroberungen macht auf dem Gebiet, worauf bisher die Verdummungskunſt und die Glaubensbarbarei herrſchte, ſo ſollen wir ſie begrüßen als eine Beglückerinn der Menſchheit. Kurz, wo es ſich um Menſchenrecht, Ausbreitung der Humanität, Freiheit und Wahrheit handelt, da ſollen wir Theil nehmen und helfen, nicht bloß um dem Bedürfniß unſerer Natur zu genügen oder Diejenigen zu beſchämen, welche uns für unfähig erklären wollten zur Erfüllung eines höheren Menſchenberufs, ſondern auch in unſerm eigenen

Intereſſe. Denn es iſt einmal vom Geſetz der geſellſchaftlichen Entwicklung beſtimmt, daß das Loos des Weibes ſich progreſſiv verſchlechtert mit dem Rückſchritt von Recht und Aufklärung im Allgemeinen, daß es als der ſchwächere Theil auf volle Gerechtigkeit zu warten hat, bis erſt in der männlichen Sphäre die Gerechtigkeit allgemein geworden, und daß ſeine wahre Geltung und edelſte Wirkſamkeit erſt eintreten kann, wenn die Entwicklung alle Ueberbleibſel der Rohheit, Gewaltthätigkeit und Beſchränktheit um uns her hinweggeräumt hat. Deshalb verſtehen die Frauen ihr wahres Intereſſe nur dann, wenn ihre Sympathie für Recht und Wahrheit eine allgemeine iſt und wenn ſie jede radikale Richtung unterſtützen. Die Verwirklichung des Radikalismus iſt die Zukunft, iſt die Auferſtehung, iſt das „Milennium" der Frauen."

Dieſe Anrede der Präſidentinn wurde mit allgemeinem, enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen. Nur einer der anweſenden Männer, den man für einen „Editor" hielt, ſchien Anſtoß daran zu nehmen. Er erhob ſich mit der Miene und dem Bewußtſein einer wahrhaft ſublimen Ueberlegenheit und ſprach:

Editor. Miß, oder Mrs. Präſidentinn — ich weiß nicht, welches der Geſchlechtsname iſt — ich bin recht wohl geplieſ't mit Ihren Speach als fern als er ſich um den Temperenz handelt, aber —

(Ruf von allen Seiten: Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Editor. Ladies, ich weiß ſelbſt was Ordnung iſt. Ich bin zwanzig Jahr' im Köntri — dieſen gaſtlichen Geſtaden —

Präſidentinn. Ich verweiſe Sie nicht bloß zur Ordnung, ſondern erſuche Sie auch, zu ſchweigen.

Editor. Aha, das iſt die Freiheit, wo dieſer Ladies Movement hinaus will. In zwanzig Jahren und in allen Meetings, wo ich geweſen und geſpeacht bin, habe ich ſolchen —

Präſidentinn. Ich nehme Ihnen das Wort. Sie ſind trotz den zwanzig Jahren zweifach außer Ordnung: erſtens wird hier Teutſch geſprochen und das thun Sie nicht; zweitens haben Sie, wie alle Anweſenden, mit dem Redenhalten zu warten, bis die Verſammlung ſich vollſtändig konſtituirt hat.

(Der Editor ſetzt ſich unter allſeitiger Heiterkeit und ſieht ſich vergebens nach Theilnahme um.)

Darauf wird die Konſtituirung der Verſammlung nach gemachten Vorſchlägen vollendet durch Erwählung folgender Beamten und Komite's:

Vizepräſidentinn: Julie Morgenroth.

Sekretaire: Johanna Flügel, Karoline Poltz.

Schatzmeiſterinn: Anna Alſen.

Komite für Reſolutionen: Julie vom Berg, Marg. Flügel, Marie Zehringer.

Komite für ſonſtige Anträge und Vorſchläge: Kath. Heiſterbach, Frau Felſenthal, Eliſe Lübke.

Hierauf wurde der Antrag geſtellt, die Verſammlung bis um 3 Uhr Nachmittags zu vertagen. Vor der Abſtimmung aber erſchien ein Komite der teutſchen Radikalen von Frauenſtadt, welches die ganze Damengeſellſchaft zu einer Spazierfahrt einlud, um ihr die Stadt und Umgegend zu zeigen. Eine lange Reihe von Wagen wartete auf der Straße. Die Einladung wurde angenommen und die Vertagung bis zum nächſten Vormittag beſchloſſen.

Das Wetter war wahrhaft frühlingsartig und die Spazierfahrt diente Allen zur angenehmsten Unterhaltung und Erfrischung. Nach der Rückkehr wurde wieder an der Versammlungshalle angehalten und die Gesellschaft war nicht wenig überrascht, dieselbe in einen großen Speisesaal mit gedeckten Tischen und dampfenden Schüsseln verwandelt zu sehen. Das Mal war möglichst einfach, aber solid und schmackhaft und bei vortrefflichen Weinen wurden allerlei tendenziöse wie gemüthliche Toaste ausgebracht. Namentlich wurden die teutschen Radikalen ausgezeichnet und sie fühlten sich reichlich belohnt durch den graziösen Dank, der ihnen für ihre Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Nach dem Essen wurde Kaffee servirt und nachdem die Gesellschaft noch ein Paar Stunden verplaudert, trennte sie sich in der trefflichsten Stimmung bis zum nächsten Morgen.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß man auch in Amerika gemüthlich sein kann.

Zweiter Tag.

Als nach der Verlesung des Protokolls über die Verhandlungen der vorigen Sitzung die Präsidentinn die Frage stellte, ob Jemand etwas gegen die Fassung zu erinnern habe, erhob sich der gestern zur Ordnung gerufene Editor.

Editor. Ich sehe d. h. ich höre, daß ich von wegen der Ordnung und meinem Deutschschreiben d. h. Sprechen im Protokoll gebracht worden bin. Es scheint, daß die Ladies nicht wissen, wer ich bin, sonst würden sie mehr Respekt anwenden und die Ueberzeugung abnehmen, daß ich in Sprachkenntnissen wohl erfahren bin. Ich bin nämlich

der „Editor" von den „Staats-Wegweiser", den verbreitetsten deutschen Päper in der Juneited Stätes.

Julie vom Berg. „Wegweisen" hat eine doppelte Bedeutung. Es kann heißen: den Weg weisen und es kann auch heißen: wegweisen d. h. verscheuchen. Ich will nicht untersuchen, welchen Weg Sie weisen und wen Sie wegweisen, obschon ich persönlich den Eindruck dieser letzten Bedeutung verspüre. Auf alle Fälle ist Ihre Eigenschaft als „Editor" kein Beweis, daß Sie Ihre Muttersprache verstehen. Es gibt hier im Lande beinah anderthalbhundert teutsche „Editoren" und unter diesen nicht ein Dutzend, die ein korrektes Teutsch schreiben. Seine Muttersprache nicht zu verstehen, ist also das vorherrschende Kennzeichen, die gewöhnliche Auszeichnung eines teutschen „Editors". Die teutsche Sprache wäre längst todt, wenn sie sterben könnte von den Mißhandlungen, die sie durch Diejenigen erlitten, welche sich anmaßen sie als Volkslehrer zu benutzen ohne sie zu verstehen. Und wenn Verbrechen gegen die Sprache bestraft würden wie Verbrechen gegen Personen, so wäre längst ein Hundert dieser teutschen Editoren wegen Mordversuchs im ersten Grade durch die Kriminal-Justiz unschädlich gemacht worden. Kein Land der Welt hat eine Erscheinung aufzuweisen wie die teutsche Tagespresse in den Ver. Staaten. Wer hier zu ungebildet ist, ein anständiger Hausknecht zu sein, hat noch immer Aussicht, ein erfolgreicher „Editor" zu werden. Wenn Sie, mein Herr, sich rühmen, das verbreitetste Blatt zu schreiben, so verurtheilen Sie dadurch sich selbst. Sie berechtigen zu dem Schluß, daß Ihr Blatt der Sprache wie der Tendenz nach die Rohheit vertrit. Wenn Sie mir sagen, Sie hätten 1000 Abonnenten, so kann ich annehmen, daß

Sie ein gebildeter und denkender Redakteur von guter Grundsätzen sind; rühmen Sie sich aber, Sie hätten 10 bis 20,000, so sind Sie für mich ein — Wegweiser*). Freilich würden Sie sich Ihres Erfolges nicht rühmen können, wenn die Majorität des Publikums anders wäre, als sie ist, und in sofern kommt die Verkommenheit der Presse auf Rechnung Derjenigen, welche sie unterstützen. Aber wer einen Begriff von dem Beruf eines Journalisten und zugleich die nöthigen Fähigkeiten hat, der sucht das Publikum zu bilden und geistig zu heben, statt es in geistiger und sittlicher Verkommenheit zu erhalten, um es leichter ausbeuten zu können. Uebrigens gehe ich nicht darauf aus, diesem Herrn Lehren zu geben, er würde sie ohnehin von einem Mitglied des weiblichen Geschlechts nicht annehmen, über welches jeder Mann um so höher erhaben ist, je weniger er von seiner Muttersprache versteht; ich wollte nur konstatiren, daß hier die Stellung eines „Editors" nicht als Legitimation in Bezug auf Bildung und Sprachfähigkeit gelten kann.

Editor. Leider habe ich keine Spezimen von meinen Päper bei mir, um einen meiner Lihders über den „öffentlichen Plunder" oder einem ähnlichen Objekt der höheren Politik vorzulesen, aber ich habe einen Freund bei mir von hoher Quantität, der nur mit durchaus gebildeten Individien Umgang nimt. Ich stelle der Versammlung den Herrn Pastor Götzling vor.

---

*) Einige wollen gehört haben, was indessen der Berichterstatteriun des „Pionier" entgangen, daß der Editor „für sich" die Worte ausgestoßen: „ich soll wol Teutsch lernen und ein gebildeter Mann werden um meine Abonnenten zu verlieren? Ich werde mich hüten."

Paſtor Götzling. Es iſt für mich eine eben ſo hohe Ehre wie ein tiefes Glück, dieſer edlen Verſammlung beiwohnen zu können. Nicht umſonſt ſagt der Dichter, unſer allverehrter Kloppſtock:

Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Blumen in's irdiſche Leben —

Verſchiedene Stimmen. Sagt das Kloppſtock?

Paſtor Götzling. Sie lieben den Herrlichen alſo auch? Der Sänger des Meſſias iſt ſtets mein Lieblingsdichter geweſen und er ſtellte die Frauen ſehr hoch. Aber wie ſchon das „himmliſch" und „irdiſch" anzeigt, ſollen wir ſtets ein Auge nach oben richten, wenn wir das andre auf die Erde ſenken. Nur wo der Herr des Himmels ſeine Hülfe bietet, kann das irdiſche Werk gelingen. Sagt doch ſogar der unchriſtliche Göthe: „Der Segen kommt von oben." (Murren und Gelächter.) Und deshalb, meine Schweſtern, erlauben Sie mir, Sie an das ſchöne Vorbild unſerer amerikaniſchen Mitſchweſtern zu erinnern, welche ihre Verſammlungen einberufen unter Hinweiſung auf das Wort des Herrn und ſie eröffnen mit einem Gebet an Ihn. Es iſt das hohe Intereſſe, welches ich an Ihrem Vorhaben nehme und die chriſtliche Theilnahme an Ihren Perſonen, was mich bewegt, mich Ihnen anzubieten als Vermittler mit Ihm, dem wir Alles zu verdanken haben. Eröffnen wir deshalb, meine verehrten Schweſtern, unſre Verſammlung mit einem inbrünſtigen Gebet.

Präſidentinn. Außer den eigentlichen Mitgliedern dieſer Konvention hat, wie ſich von ſelbſt verſteht, Niemand ein Recht, an ihren Beſchlüſſen Theil zu nehmen. Dennoch hat zu dieſer Verſammlung jeder Nichtbetheiligte,

auch jeder Opponent, freien Zutritt und mag seine Meinung sagen unter der Voraussetzung, daß er die Geschäftsordnung und Verhandlungen nicht stört. Der Herr Pastor Götzling ist uns als Person willkommen wie jede andre, aber seine Stellung gibt ihm kein Recht, hier ohne Weiteres eine Funktion zu übernehmen. Es ist kein Antrag eingebracht worden, unsre Sitzungen mit Gebet zu eröffnen. Um aber möglichste Liberalität zu üben und die Gesinnung der Versammlung formell zu konstatiren, will ich sie darüber abstimmen lassen, ob sie das Anerbieten des Herrn Pastors annehmen wolle, oder nicht.

Katharine Schmalz. Zuvor wünschte ich ein Paar Bemerkungen zu machen. Der Herr Pastor redet uns ohne Weiteres als Schwestern an. Er meint ohne Zweifel: Schwestern in Christo. Ich für meine Person aber stehe nicht in der mindesten Verwandtschaft zu ihm, weder in noch außer Christo. Andre Mitglieder der Versammlung, die ich kenne, denken eben so wenig daran, ihn Bruder zu nennen, wie ich. Wir wünschen ihm sicher alles Gute, aber das Beste, das ich ihm wünschen könnte, wäre, daß er aufhöre zu beten und Andre damit zu belästigen. (Beifall). Ich habe nicht mehr gebetet, seitdem ich begonnen habe zu denken, und meine sieben Kinder haben es nie gelernt. Dagegen habe ich ihnen gelehrt, was recht ist, und ihnen dann die Regel mit auf den Weg gegeben: „thue Recht und scheue Niemanden", einen „Gott" so wenig wie einen Menschen. Von den Lehren des Christenthums habe ich nur die eine übernommen: „was Du Dir selbst nicht von Andern gethan wünschest, das thue auch Andern nicht", aber den Zusatz dazu gemacht: was Du Dir selbst wünschest, das gönne und verschaffe nach Mög-

lichkeit auch Andern, vor Allem die allgemeinen Menſchenrechte. Mit ſolchen Grundſätzen ſind meine Kinder aufgewachſen und vier von ihnen ſind rechtſchaffene, thatkräftige, allſeitig geachtete Männer, die drei andren liebenswürdige, brave und glückliche Frauen geworden. Ich ſelbſt aber blicke auf meine fünfundſechszigjährige Vergangenheit zurück wie auf eine heitere, blühende, fruchtreiche Landſchaft, die ich ſelbſt bepflanzt habe. Wie iſt es dagegen meinen Bekannten ergangen, die unter Beten und Kirchgehen aufgewachſen ſind? Ich weiß nicht Eine, die ſich nicht entweder zur Heuchlerinn ausgebildet, oder auf Abwege gerathen wäre, und keine iſt glücklich geworden. Drei haben Prediger geheirathet und von dieſen dreien iſt eine im Irrenhauſe geſtorben, die zweite hat ſich erhängt und die dritte, die frommſte von allen, wußte ſich aus der Betgeſellſchaft auf keine beſſere Weiſe zu retten, als indem ſie mit dem Küſter durchging nach Auſtralien. Ich denke, hier in Amerika iſt es beſſer, als in Auſtralien. Bleiben wir hier und danken wir dem Herrn Paſtor für ſein frommes Anerbieten.

(Ruf: Abſtimmung! Abſtimmung!)

Das Anerbieten des Paſtors wird einſtimmig abgelehnt, worauf er mit dem Editor des „Staatswegweiſers" den Saal verläßt.

Fräulein Schwartenbach. Von zwei Feinden oder Uebeln, die ſich hier eingedrängt, ſind wir glücklich erlöſ't, aber ein drittes, in mancher Beziehung noch weit unausſtehlicheres, iſt in unſerer Mitte geblieben. Der Feind, den ich meine, iſt kein reißendes Thier und kein giftiges Gewürm, er iſt kein Tiger, kein Wolf, kein Alligator, keine Schlange; auch iſt er kein Spitzbube, kein

Räuber und kein Mörder; auch macht er keine falsche Münzen, zündet keine Häuser an und treibt keine Wuchergeschäfte. Das Alles nicht. Aber er ist und thut weit Schlimmeres. Er ist ein Ungeheuer an Rücksichtlosigkeit, ein Riese an Egoismus, ein Teufel an Grausamkeit. Er weiß alle unsre Sinne zur Empörung zu reizen, jedes Gefühl zu foltern, unser ganzes Wesen zur Verzweiflung zu bringen durch das einfachste, aber scheußlichste Mittel, welches das menschliche Quälergenie jemals erfunden hat. Kurzum, der furchtbare Feind, den ich meine, ist mein leiblicher Bruder — im Uebrigen ein ganz guter und harmloser Mensch —, es ist der Turner Schwartenbach, der trotz allen meinen Warnungen und Beschwörungen dort unten in der Ecke sitzt und — Taback raucht. (Allgemeiner Aufstand. Der Turner Schwartenbach entfernt sich.) Wie groß die Versündigung ist, die dieser Verbrecher sich hat zu Schulden kommen lassen, mag man daran erkennen, daß sie sogar alle schwesterliche Rücksicht zum Schweigen bringt und mich zwingt, ihn offen an den Pranger zu stellen. Aber solche Verbrecher zählen wir zu Hunderten und Tausenden unter unserer teutschen Männerwelt. Auf welche Abwege die menschliche Natur gerathen kann, welche Anlagen zu Naturwidrigkeiten, Vernunftwidrigkeiten und Monstrositäten sie hat, das zeigt sie nach meiner Ansicht durch nichts abschreckender und abscheulicher, als durch dieses wahnsinnige und barbarische Tabackrauchen. Wenn wir aber einmal dieses Laster als eine unabänderliche Nothwendigkeit und Zugabe mit der Männerwelt in den Kauf nehmen müssen, so sollten die Lastermäuler — hier ist das Wort recht am Platz — wenigstens menschlich genug sein, ihm nicht in unsrer Gegenwart zu

fröhnen, sie sollten endlich beginnen, uns, die wir nicht für dieses Höllenvergnügen geschaffen sind, mit ihrem infernalischen Qualm und Gestank zu verschonen. Aber, als bestände der Haupttheil dieses Vergnügens in der Qual, die es Andern verursacht, suchen unsre teutschen Männer sich grade weibliche Gesellschaft aus, um mit den Leistungen ihres Indianer- und Hottentottengeschmacks förmliche Probestücke aufzuführen. Wie viele teutsche Männer gibt es, die Bildung, ästhetischen Sinn und menschliches Gefühl genug besitzen, um ihr stinkendes Qualm-Instrument aus dem Munde zu nehmen, oder in der Tasche zu behalten, wenn Damen in ihre Gesellschaft treten, oder sie in Damengesellschaft gerathen? Ich habe noch keiner teutschen Versammlung beigewohnt, aus der ich nicht durch den Tabaksqualm und Gestank vertrieben worden wäre, und nun verfolgt man uns damit sogar in dieses Asyl, wo die Weiblichkeit hoffen durfte, zeitweilig von der duftenden Rohheit und Barbarei verschont zu bleiben. Doch genug davon. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lang mit den Ergüssen meines Unwillens aufgehalten habe. Ich behalte mir vor, später einen Antrag einzubringen, der Gelegenheit zu weiterer Besprechung geben mag.

Hierauf foderte die Präsidentinn das Resolutions-Komite auf, seinen Entwurf mitzutheilen.

Ehe die Resolutionen vorgelesen wurden, erbat sich noch Frau Emma Hügel das Wort.

Wir Frauen, sprach sie, haben so selten Gelegenheit, uns über unsre Wünsche und Beschwerden öffentlich auszusprechen, daß wir die uns hier dargebotene ohne allen Rückhalt benutzen sollten. Wir haben Veranlassung erhalten,

einem Repräſentanten jener geiſtigen Rohheit, die immer das wegwerfendſte Urtheil über unſre Beſtrebungen fällt, einem Repräſentanten jener geiſtlichen Zudringlichkeit, die uns überall die Wohlthaten ihres Einfluſſes im Himmel will zu Theil werden laſſen, und einem Repräſentanten jener rückſichtloſen Ungezogenheit, die unſre Sinne und unſre Geduld durch ihre unäſthetiſchen Liebhabereien auf die Probe zu ſtellen pflegt, eine kleine Lehre mit auf den Weg zu geben. Den Repräſentanten einer vierten Tugend, der wahrſcheinlich durch ſein böſes Gewiſſen getrieben wurde, mit den drei Andren den Saal zu verlaſſen, kann ich nicht ſcheiden ſehen, ohne uns vor ſeiner Rückkehr durch ein kleines Signalement zu ſichern. Ich kenne den Mann und Sie werden erſchrecken, wenn ich Ihnen ſage, daß er Bildung beſitzt, daß er ſtudirt hat, daß er muſikaliſch, daß er ſogar ein Literat iſt und Gedichte, Gedichte auf die Frauen macht. Wiſſen Sie, woran man einen teutſchen Mann von Bildung und Literaten, namentlich in Amerika, äußerlich erkennen würde, wenn der eben deſertirte als Muſter gelten könnte? Vernehmen Sie ſein Signalement: er hat ſein Geſicht nur halb, vielleicht vor drei Tagen, ſeine Hände aber ſeit acht Tagen nicht gewaſchen; mit ſeinem ſtruppigen Haar iſt ſeit langer Zeit kein andrer Kamm in Berührung gekommen, als der fünffingerige, den er mit auf die Welt gebracht; ſeinen einzigen Rock, deſſen urſprüngliche Farbe ſchwer zu erkennen iſt und an welchem mehrere Knöpfe fehlen, hat er zum letzten Mal gebürſtet, nachdem er damit vor vielen Wochen in die Straßenrinne gefallen war; ein einſeitig hervorlugender Hemdkragen verräth zwar, daß er ein Hemde beſitzt, zugleich aber, daß er trotz ſeinen zärtlichen Gedichten ein

gründlicher Weiber- (nämlich Waſch-Weiber-) Haſſer iſt; die Mode des Barttragens erſpart ihm die Mühe des Raſirens und ſichert ihm zugleich ein natürliches Reſervoir zur Aufbewahrung von Taback und Speiſereſten; ſein mehrfarbiger Hut hat nur eine Form ſo weit der Kopf darin ſteckt; ſeine Stiefel mit den ſchiefgetretenen Abſätzen bewahren getreulich die Grundfarbe und damit der hinter ihm gehende Phyſiognomiker dieſe Abſätze mit ihrem wahren tragi-komiſchen Ausdruck ausgiebig ſtudiren könne, ſind die Hoſenbeine über denſelben zwei Zoll hoch abgetreten und hangen wie gezackte Gardinen darüber.

Der Mann, deſſen äußeres Signalement ich Ihnen hier gebe, hat neulich einen Artikel geſchrieben, worin er den Amerikanern im Gegenſatz zu den Teutſchen Mangel an äſthetiſchem Sinn vorwirft. Er meint damit, daß dieſe proſaiſchen, ſich in einem engen Kreiſe von geiſtigen Bedürfniſſen bewegenden Geſchäftsmänner keine äſthetiſche Studien gemacht und keinen ausgebildeten Geſchmack haben, daß ſie keine Kunſtkritiker ſind und künſtleriſche, namentlich poetiſche Produktionen nicht zu ſchätzen wiſſen. Man wird ihm darin im Allgemeinen nicht Unrecht geben können. Aber während die Amerikaner theoretiſch im Gebiet der Aeſthetik Barbaren ſein mögen, genügen ſie deren Anfoderungen wenigſtens praktiſch in ſo fern, als ſie — die Strolche und Tabackskauer natürlich ausgenommen — Muſter der äußern Reinlichkeit und Ordnung ſind. Kein Amerikaner wird mit ungewaſchenen Händen, geſchweige mit ungewaſchenem Geſicht in eine Geſellſchaft treten; reine Wäſche iſt ihm ein Lebensbedürfniß; ſelbſt amerikaniſche Herumtreiber würden ſich ſchämen, in ſo verbummeltem, vernachläßigtem, liederlichem und verkommenem Aufzug zu

erſcheinen, wie manche unſerer teutſchen Männer, die Aeſthetik ſtudirt haben und in „Kunſtgenüſſen“ ſchwelgen. In einzelnen Fällen mag der Mangel an Mitteln ſolche Vernachläßigung der äußern Erſcheinung entſchuldigen; aber im Allgemeinen hat ſie einen weit beklagenswertheren Urſprung. Sie zeugt von einem inwohnenden Mangel an Reinlichkeitsſinn, der zugleich zu weiteren, ſehr nachtheiligen Schlüſſen berechtigt. Ich ſtelle die Behauptung auf: wer nicht reinlich iſt, dem kannſt du nicht vertrauen. Mangel an Reinlichkeitsſinn iſt zugleich Mangel an Ordnungsſinn und dieſer hat es nicht bloß mit der äußern, ſondern auch mit der innern, der moraliſchen Ordnung zu thun. „Er iſt aber doch ein guter Menſch“, ſo hörte ich neulich über einen Bummler urtheilen, den ich tadelte. Welchen Werth hat dieſe ſ. g. Güte, die in den meiſten Fällen bloß Schwäche iſt? Von einem Manne verlange ich neben der Güte zugleich Feſtigkeit und Zuverläßigkeit. Haben wir nicht täglich Gelegenheit zu beobachten, daß dieſe guten, bis zur Sentimentalität guten Männer zugleich die liederlichſten und brutalſten ſein können? Genau ſo, wie die „äſthetiſchen“ in der Praxis häufig die ſchmierigſten und widerwärtigſten ſind. Und das Schlimmſte iſt, ſie merken es ſelbſt nicht. Während ſie in einem Aufzug erſcheinen, daß man ſich ſchämen muß, mit ihnen über die Straße zu gehen, ſchreiten ſie daher mit der unbefangenen Miene eines überlegenen Selbſtgefühls, präſentiren ſie ſich Jedem ohne alles Bedenken, wiſſen ſie den betroffenen Blick, womit die Angeredeten ſie muſtern, gar nicht zu deuten, legen ſie die Eile, womit anſtändige Menſchen ſich von ihnen wegwenden, vielleicht als Furcht vor ihrer geiſtigen Ueberlegenheit aus und haben ſie keine Ahnung von

dem Eindruck, den ihre verkommene Erſcheinung auf einen nicht verkommenen Menſchen macht. Dieſer Eindruck ſteigert ſich aber unwillkürlich zu einer Art Verachtung, indem die gänzliche Vernachläßigung des Aeußern auf einen Mangel an Selbſtachtung ſchließen läßt, der keine fremde Achtung rechtfertigt. Ich kann einen Menſchen in der ärmlichſten und abgenutzteſten Kleidung achten, wenn ſein Aeußeres den Stempel der Reinlichkeits- und Ordnungsliebe trägt, nicht aber einen Bummler, deſſen äußere Verkommenheit mir einen Schluß auf die innere aufdrängt.

Sicher hängt die Vernachläßigung des Aeußern, die ſich ſo häufig unter teutſchen Männern findet und die viel beiträgt, ſie im Auge der Amerikaner herabzuſetzen, mit ihrem gewohnheitmäßigen Wirthshausleben zuſammen. Wer täglich mehrere Mal das Wirthshaus beſucht und tabackqualmend hinter dem Bierglas auf Tiſchen und Stühlen umherlehnt, der muß nicht bloß ſeine Kleider ſchneller abnutzen, ſondern er verliert auch Zeit, Geduld und Sinn, das derangirte Aeußere immer wieder in präſentablem Zuſtande erſcheinen zu laſſen.

Ich könnte nun hiervon Veranlaſſung nehmen, mich auch über das teutſche Wirthshausleben auszulaſſen, ein Thema, das uns Frauen ſo reichlichen Stoff zu Wünſchen und Beſchwerden liefert. Doch muß ich es hier übergehen, da ich mir nicht zutraue, es erſchöpfen zu können, und zugleich der Meinung bin, wir ſollen es aufſparen bis zu der Zeit, wo wir das Stimmrecht beſitzen und uns die Rechtsvertretung gegen Mucker und Temperenzler Gelegenheit gibt, zugleich ein wirkſames Wort für die Reform dieſes wüſten und geiſtloſen Wirthshauslebens einzulegen. Er-

lauben Sie mir nur noch ein Paar Bemerkungen über die Wirkungen des Uebels, das ich mit jenem Wirthshausleben in Zusammenhang gebracht, auf unser eigenes Geschlecht. Sicher haben manche von Ihnen mit mir die Wahrnehmung gemacht, daß viele teutsche Frauen, die drüben an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt waren, hier in ihrer persönlichen Erscheinung wie in ihrem Hauswesen ein Beispiel des Gegentheils aufstellen. Woher das? In vielen Fällen mag größerer Mangel die Schuld tragen, in den meisten aber werden Sie finden, daß die Männer solcher Frauen hier die Tugenden abgelegt haben, deren sie sich drüben noch befleißigten. Der Einfluß der Männer auf die Frauen ist namentlich unter den Teutschen zu groß, als daß deren Beispiel nicht maßgebend auf dieselben wirken sollte. Einem Mann, der selbst auf Ordnung und Reinlichkeit hält, kann es unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht schwer fallen, auch seine Frau an solche Tugenden zu gewöhnen, selbst wenn dieselbe ursprünglich nicht hinreichend vorhanden waren; aber ein verkommener Mann erzieht auch eine verkommene Frau, namentlich unter Verhältnissen, wo so manche Rücksichten wegfallen, welche da drüben geboten, wenigstens den guten Schein aufrecht zu erhalten. Von der Reinlichkeit der Irländer gibt man uns einen Begriff durch Gemälde von Familien, in welchen die Schweine gleichstehende oder gleichliegende Mitglieder sind. Von solcher Gleichheits-Liebhaberei habe ich nun zwar unter Teutschen noch nicht gehört; aber ich kenne einzelne teutsche Quartiere in großen Städten, ja sogar Wohnungen von Familien, denen es nicht an Mitteln fehlt, aus denen auch ohne die Gesellschaft von Vierfüßlern die Reinlichkeitsliebe in einer Sprache redet, bei welcher Einem,

wenn nicht „Hören und Sehen", doch wenigſtens das Riechen „vergehen" könnte. Auch kenne ich teutſche „Hotels", welche eher für die beſagten Irländer nebſt Familie, als für Menſchen eingerichtet zu ſein ſcheinen, die nicht gewöhnt ſind, Schmutz als Gewürz zu verſchlucken, auf Bettlinnen Geographie zu ſtudiren und ſich mit Handtüchern ein Andenken an vergangene Mitmenſchen auf das Geſicht zu zeichnen.

Im Allgemeinen haben wir es als eine ausgemachte Sache einzugeſtehen, daß Reinlichkeit nicht zu den hervorragenden Tugenden der Teutſchen dieſes Landes gehört. Hoffen wir, daß auch Das ſich ändern wird, und ich meinerſeits werde dieſe Aenderung als eingetreten betrachten, wenn ich nicht mehr teutſche Männer in Geſellſchaft von Frauen rauchen und mit ungewaſchenen Händen, ungekämmten Haaren, ſchmuzgepantherten Röcken, ſchiefgetretenen Abſätzen und gezackten Hoſenbeinen erſcheinen ſehe. Dabei bemerke ich, daß ich am Wenigſten mit ſolchen Mannern eine Ausnahme mache, welche durch Ungewaſchenheit, Ordnungsloſigkeit, Liederlichkeit und Verkommenheit Genie's zu werden glauben. Sollten wir an ſolchen Zeichen das Genie erkennen, ſo adreſſiren wir uns lieber gleich an die Irrenhäuſer oder an die Quartiere der Grunzer.

Es währte lang, ehe ſich die Verſammlung von ihrem Erſtaunen, man kann ſagen, von ihrem Schrecken über die Thatſache erholen konnte, daß der von Frau Hügel beſchriebene Zuhörer ein teutſcher Aeſthetiker war. Ein erdgefärbter Aeſthetiker! Ein verkruſteter Literat! Ein an organiſch behäuteter Muſiker! Ein ſchmutzüberzogener Poet! Schrecklicher, dem weiblichen Geiſt unfaßbarer Gedanke! Am Meiſten wunderte man ſich darüber, daß

ein so begabter Mann nicht auch „Editor“ war. Man erfuhr aber, daß er sich früher, wo er sich noch anständig kleidete und betrug, vergebens bemüht, Redakteur zu werden, jetzt aber, nachdem er sein Examen in der Straßenrinne und an andren Orten bestanden, die besten Aussichten habe, „Editor“ zu werden.

Nach einem ungeordneten Austausch von Ausdrücken des Erstaunens und des Bedauerns, des Abscheus und des Mitleids, wurde endlich beantragt, einen Versuch zur Rettung des Unglücklichen zu machen. Einige behaupteten, unter dem Ueberzug seines Gesichts menschliche Züge und einen Ausdruck von Intelligenz bemerkt zu haben. Es sei, meinte man, unverantwortlich, wenn man, so lang nicht die äußersten Mittel versucht worden, einen Menschen, der nicht entschieden unter das Thier herabgesunken, der Gefahr aussetze, teutscher „Editor“ in Amerika zu werden. Demgemäß beschloß man, sofort eine Kollekte zu veranstalten, aus dem Ertrag derselben dem Aesthetiker einen vollständigen neuen Anzug nebst einem halben Dutzend Hemden und sechs Pfund Seife anzuschaffen und ihm diese Ausstattung mit folgender Zuschrift zu übersenden:

„Die hier versammelten teutschen Frauen haben mit großem Vergnügen bemerkt, daß Sie ihrer Konvention mit Aufmerksamkeit beigewohnt haben. Trotz Ihrer Verkleidung hat man Sie erkannt. Da dieselbe aber den Gegnern unserer Sache Stoff zu böswilligen Auslegungen geben könnte, ersuchen wir Sie, ihr mit Hülfe des beifolgenden Anzugs vorzubeugen. Sie wollen zugleich in dieser kleinen Aufmerksamkeit einen Beweis der Werthschätzung von Frauen erkennen, welche Ihr Talent wie den Gebrauch achten, den Sie davon im Interesse ihres

Geſchlechts gemacht haben, und welche die Ueberzeugung hegen, daß Sie in Ihrer geiſtigen Thätigkeit wie in Ihrem äußern Auftreten nie auf das Niveau jener „Editoren“ herabſteigen werden, welche unſre Beſtrebungen und deren Befürworter mit ihrem pöbelhaften Hohn verfolgen.“

Nachdem dieſer Akt der Menſchlichkeit vollbracht war*), kam endlich Julie vom Berg als Vorſitzerinn des betr. Komite's zur Vorleſung folgender

Reſolutionen.

1, Die Zurückſetzung und Unterordnung des Weibes, in der roheſten Urzeit hervorgegangen aus der Ueberlegenheit des Mannes an phyſiſcher Kraft und Wildheit des Temperaments, erhielt ihre dauernde Sanktion durch die fabelhaften Ausgeburten ſeiner Unwiſſenheit und ſeines Truggeiſtes, welche auf den Herrſcherſtuhl der Welt einen „Gott“ ſetzten ohne eine Göttinn, den Mann nach dem „Ebenbilde“ dieſes „Gottes“ und das Weib erſt aus einer

*) Wie ich nachträglich erfahre, iſt dieſe humane Handlung, die aus Mangel an Menſchenkenntniß hervorging, vergeblich geweſen. Der Literat war ſchon über die Linie hinaus, wo eine Umkehr noch möglich iſt. Er reiſ'te mit ſeinem neuen Anzug ſofort ab, um eine ihm angebotene „Editor“-Stelle anzunehmen. Als er jedoch anlangte, wollte ihn der Typenbeſitzer wegen ſeines anſtändigen Ausſehens nicht zulaſſen. Er entſchloß ſich daher kurzweg, den neuen Anzug nebſt der Seife zu verkaufen, und trat dann als „Editor“ in der früheren Geſtalt die Stelle des Volkslehrers, Aeſthetikers, Staatsmanns und Schulmeiſters der „Radikaliſſimi“ an.

„Rippe“ dieſes Mannes entſtehen ließen. Der Gottglaube mit ſeinen Konſequenzen ſchließt die Gleichachtung des Weibes von vorn herein aus. Eine religiöſe Frau iſt die Stütze ihrer eigenen Erniedrigung und nur der reine, ſouveraine Menſchengeiſt iſt der Retter ihrer Würde wie ihres Rechts.

2, Das tiefe Vorurtheil, welches ſich gewöhnt hat, die Verſchiedenheit der Geſchlechter zu einer Ungleichheit zu machen, muß bis zum Urſprung der Menſchheit verfolgt werden. Die Art der Entſtehung der erſten Menſchen wie der erſten Thiere iſt ein Räthſel; aber dieſe Art muß für beide Geſchlechter eben ſo wohl gleich geweſen ſein wie der Stoff, aus dem ſie hervorgegangen, und dieſe Gleichheit hat ſich folgerichtig durch ihre Vereinigung fortgepflanzt bis zum heutigen Tage. Die Thiere kennen keine Ungleichheit der Geſchlechter und vereinigen ſich gleichberechtigt zu gemeinſamem Lebenszweck. Der Menſch allein, der die Fähigkeit beſitzt, von der Natur abzuweichen um denkend zu ihr zurückzukehren, konnte Barbar genug werden, die Gemeinſamkeit durch eine erzwungene Unterordnung des ſchwächeren Theils zu fälſchen und die Vereinigung zu gründen auf einen Unterſchied von Rechten.

3, Der Begriff der Gattung Menſch ſchließt jede Rechtsunterſcheidung aus als innern Widerſpruch und Widerſinn. Die Gleichartigkeit iſt Gleichberechtigung. Der Mann wüthet gegen ſich ſelbſt durch Unterordnung des Weibes. Wenn er durch Rohheit und Gewohnheit zu der monſtröſen Verirrung gekommen iſt, ſeine Mutter und ſeine Frau durch Entrechtung zu Sklavinnen zu ſtempeln und doch ſich ſelbſt und ſeine Kinder als Freie betrachten

zu wollen, das Weib unter ſich zu erniedrigen und es doch als gleichgeſtellt lieben zu wollen, ſo iſt es endlich an der Zeit, ihn über dieſen Widerſpruch zur Beſinnung zu bringen, deſſen Aufhebung allein ihn ſelbſt wie das Weib in die richtige Lebensſtellung verſetzen kann.

4, Gleichberechtigung duldet keinen Abzug und keine Ausnahme. Sie iſt nur denkbar als eine vollſtändige, eine abſolute, mit allſeitig geſicherter Selbſtbeſtimmung, ſowohl im Staat wie in der Familie, im Lebens- wie im Geſchäftsverkehr. Das Weib vom Stimmrecht ausſchließen iſt einfache Tyrannei; ſie in der Familie unterordnen iſt Barbarei; ſie im Lebensverkehr beſchränken wollen iſt Willkür; die Früchte ihrer Thätigkeit mit ungleichem Maße meſſen iſt Betrug.

5, Wie in der Familie, ſo kann auch im Staat, dieſer Vereinigung von Familien, eine humane Harmonie der Intereſſen, der Geſinnungen und Beſtrebungen nur hergeſtellt werden durch gleichberechtigtes Zuſammenwirken der beiden Geſchlechter. Das einſeitige Vorherrſchen des einen und die Ausſchließung des andren von der öffentlichen Thätigkeit muß nicht bloß von den verderblichen Folgen begleitet ſein, welche jede Rechtsverkürzung unabwendbar nach ſich zieht, ſondern einen mangelhaften, nie zur Befriedigung gelangenden Zuſtand der Geſellſchaft auch dadurch unterhalten, daß ſie die edelſten Kräfte von der Mitwirkung für ihre Vervollkommnung und Humaniſirung fernhält. Alle Reformen bleiben Stückwerk und Pfuſcherei, ſo lang nicht alle Mitglieder der Geſellſchaft gleichberechtigt an ihnen Theil nehmen können.

6, Die Grundlage des humanen Zuſammenwirkens der beiden Geſchlechter in der Staatsgeſellſchaft iſt ihre perſön-

liche Vereinigung durch die Ehe zur Bildung der Familie. Damit aber das eheliche Verhältniß als ein harmonisches seinen Zweck erfülle, muß es aus dem freien Bedürfniß und der freien Wahl hervorgehen, nicht als Pflicht- und Zwangsverhältniß behandelt werden. Es ist ein greller Widersinn, daß die freien Individuen den Staat bilden sollen, damit der Staat ihnen durch die Ehe die individuelle Freiheit raube.

Die Verfügung über sich selbst ist das eingeborene und ausschließliche Recht jedes Individuums. Dieses Recht kann nicht verloren gehen durch freiwillige Vereinigung mit einem andren Individuum. Die Ehe ist ein freies Verhältniß souverainer und gleichberechtigter Individuen, eingegangen zum Zweck eines gemeinsamen Glücks, und ihre Auflösung darf, wie ihre Schließung, von keinem andren Willen, als dem der Vereinigten, bestimmt werden, wenn auch der Begriff der wahren Ehe eine Vereinigung für das ganze Leben bedingt.

Diesem Begriff der Ehe und der Gleichberechtigung der beiden sie bildenden Individuen entsprechend, muß nach Schließung derselben als Basis der gemeinsamen Existenz alles Besitzthum der Vereinigten, das mitgebrachte wie das erworbene, gemeinschaftlich sein, gemeinschaftlich verwaltet und bei nothwendig werdender Trennung zu gleichen Theilen getheilt werden.

7, So lang die Gleichberechtigung nicht in allen Gebieten durchgeführt und nicht beiden Geschlechtern die gleiche Möglichkeit der Ausbildung für den ihnen zusagenden Lebensberuf in allen Fächern gesichert ist, soll den Kindern weiblichen Geschlechts bei Beerbung der Eltern

ein angemeſſener Mehrantheil zur Sicherung ihrer Exiſtenz zugeſprochen werden.

So weit die Reſolutionen. Julie vom Berg empfahl dieſelben zur Annahme mit folgenden Bemerkungen:

Ich brauche nicht beſonders darauf aufmerkſam zu machen, daß die Reſolutionen ſich nicht an die gewöhnliche Form binden und überdieß manche Punkte ignoriren, welche bei ähnlichen Gelegenheiten betont zu werden pflegen. Es iſt darüber ſchon ſo viel verhandelt worden, daß wir abſichtlich vermieden haben, oft wiederholte Theſen und Erörterungen nochmals zu wiederholen. Indem wir die allgemeinen Grundſätze hinlänglich wahrten, kam es uns hauptſächlich darauf an, ſolche Seiten der Frage hervorzuheben, die anderwärts, namentlich in amerikaniſchen Konventionen, übergangen oder ganz falſch aufgefaßt zu werden pflegen. Während z. B. die amerikaniſchen Frauen die Verirrung begehen, ihre Rechte durch religiöſe Autoritäten beſtätigen laſſen zu wollen, gehen wir hauptſächlich darauf aus, darzuthun, daß grade in der Religion, dieſer ewigen Feindinn der Natur und der freien Menſchlichkeit, eine Hauptwurzel der Tyrannei zu ſuchen iſt, welche von jeher die eine Hälfte der Menſchheit zur Dienerinn und Sklavinn der andren herabgewürdigt hat. Nur die Natur und Vernunft kann uns die Stellung anweiſen, die uns gebührt; alle Religionen gehen von unſerer Degradation aus und führen zu ihr, vor allen aber die chriſtliche, die unnatürlichſte und unmenſchlichſte von allen. Haben die Chriſten jemals an der Menſchenſtellung des Mannes gezweifelt? Haben ſie ihn je als Thier qualifizirt? Im Mittelalter haben ſie die Frage erörtert, ob das Weib ein Menſch ſei. Trotz Dem wieſen ſie ihm, da

ſie es doch nicht entbehren konnten, eine hohe Stellung in ihrer himmliſchen Herrſcherfamilie an, verwandelten es aber erſt in ein Weſen, das nichts Weibliches wie nichts Menſchliches mehr an ſich hatte, ausgenommen etwa die „ſieben Schwerter", die es in der Bruſt trug. Vielleicht iſt das auch eine Illuſtration zu dem chriſtlichen Gebot: taceat mulier in ecclesia – „es ſchweige das Weib in der Kirche" —, es ſoll nicht ſprechen, aber es ſoll weinen. Und es hat wahrlich, mit Schwertern und ohne Schwerter in der Bruſt, genug geweint und nicht bloß in der chriſtlichen Kirche. Ich höre es weinen in der mahomedaniſchen Kirche, die es rudelweiſe zum Werkzeuge des viehiſchen Mannes macht; ich höre es weinen in der babyloniſchen, in welcher es ſich jedem Fremden hingeben mußt: für ein Stück Geld, das die Pfaffen einſteckten; ich höre es weinen in der indiſchen, die es lebend in die Flamme trieb, um mit der Kohle der verbrannten Sklavinn dem geſtorbenen Gebieter die gräßliche Grabſchrift zu ſchreiben. Und dieſe religiöſen Grabſchriften, zu Hunderttauſenden und Millionen, ſind geſchrieben worden ſeit dem religiöſen Kriegszug Alexanders, alſo ſeit zwei Jahrtauſenden, und ſie werden noch heute geſchrieben! Es iſt wunderbar, daß das Chriſtenthum, das ſpäter doch auch ſo viel Geſchmack am Röſten von lebendem Menſchenfleiſch gefunden, jene indiſche Beglückungsmethode nicht übernommen hat.

So verſteht der Geiſt der Religionen, welche die Männer eingeführt und deren fromme Luſt regelmäßig das Menſchenopfer, das Opfern der Hülfloſen iſt, die Rechte des Weibes! Wollte das Weib ſich als die Repräſentantinn wahrer Menſchlichkeit durch eine einzige Thatſache

legitimiren und die Mitschuld an dem Elende der Welt durch ein einziges Wort von sich weisen, so brauchte es bloß zu sagen: noch niemals hat ein Weib, was es auch sonst, z. B. als Königinn verbrochen haben möge, eine Religion gestiftet!

Wir sind in unsren Resolutionen auf die Natur zurückgegangen, um den Mann an dieser Urquelle zur Erkenntniß des barbarischen, in alle seine Anschauungen, Gewohnheiten und Gesetze verwachsenen Vorurtheils zu bringen, durch welches er sich seit Jahrtausenden hat berechtigen lassen, als Herr und Eigenthümer seines weiblichen Mitmenschen aufzutreten. Erst wenn er sich dieses Vorurtheils ganz bewußt wird, erst wenn er in dieser Zurücksetzung des Weibes die Schändung seiner eigenen Race und Menschennatur erkennen lernt, wird er fähig sein, aufrichtig und vollständig unsre Gleichberechtigung zuzugestehen. Bis dahin wird auch der Rechtlichste und Humanste deren Anerkennung mehr oder weniger als eine Art Gnadenakt, statt als eine Foderung unerbittlicher Logik, als die Erfüllung eines kategorischen Pflichtgebots und als die Sühnung einer tausendjährigen Schuld betrachten. Ist aber die falsche Grundauffassung zerstört, daß die Verschiedenheit des Geschlechts eine Verschiedenheit der Rechtsstellung bedingen und die Selbstbestimmung aufheben könne, so wird Jedem klar werden, daß alle weitere Einwürfe gegen die absolute Gleichberechtigung sich eben so wohl gegen die Männer wie gegen die Weiber kehren lassen.

Ein Paar weitere Punkte sollen die, gewöhnlich mit Stillschweigen übergangenen Konsequenzen der Gleichberechtigung in Verhältnissen andeuten, die bisher nur auf

Benachtheiligung des Weibes berechnet waren und selten in radikalem Sinn aufgefaßt werden. Ich mögte fast die Frage aufstellen, ob die Männer jemals auf den Gedanken gekommen wären, das Verhältniß einzuführen, das sie Ehe nennen, wenn sie ohne dasselbe sicher gewesen wären, daß die Frauen eben so begierig sein würden, ihre „Pflichten" zu beobachten, wie sie selbst stets waren, dieselben aus den Augen zu setzen. Die Frauen sollten an die Kette gelegt werden, während die Männer sich keine anlegen ließen. Das scheint der ursprüngliche Sinn der von den Männern allein geschaffenen „Ehe" zu sein. Die von den Weibern reformirte Ehe schafft alle Ketten ab als überflüssig in der wahren, als verderblich in der falschen Ehe.

Der Antrag, die Resolutionen in Pausch und Bogen anzunehmen, wurde von mehreren Seiten, namentlich durch Marie Zehringer von St. Louis unterstützt, welche also sprach:

Es ist mir unbegreiflich, wie ein weibliches Wesen, das nicht aller Einsicht und Selbstachtung ermangelt, einen Mann lieben und ihn als ihren Lebensgefährten annehmen kann, der ihr nicht jedes Recht zugesteht, worauf er selbst Anspruch macht. Durch eine Rechts-Unterscheidung oder Verweigerung erklärt er sie entweder für unfähig, oder für unwürdig, mit ihm auf gleicher Stufe zu stehen, er entkleidet sie der menschlichen Würde, oder degradirt sie zu einem Menschen zweiter Klasse. Er sagt ihr: ich liebe dich als Person, aber diese Person hat keinen eigenen, sondern nur meinen Willen; du bist ein Engel, aber dieser Engel weiß nicht, was er thut; ich erhebe dich zur Göttinn, aber diese Göttinn hat nicht Verstand genug, die

alltäglichſten Dinge zu beurtheilen; du biſt im Stande, mein ganzes Lebensglück zu ſchaffen, nicht aber zu entſcheiden, was recht und ſchlecht, was richtig und falſch, was verſtändig und unſinnig iſt; ich gehöre dir ganz an, aber ich bin dein Geſetzgeber und Richter; ich räume dir Alles ein, worüber ich zu gebieten habe, aber ich muß dich bevormunden und für dich ſtimmen, wie der Sklavenhalter für den Sklaven; du biſt meine Gebieterinn in Worten, aber meine Dienerinn in der That. Was hätte ſie ihm auf alle dieſe Widerſprüche zu antworten? Einfach dieß: du biſt entweder ein Heuchler mit deiner Liebe, oder ein Narr mit deiner Ueberhebung und im erſten Fall verachte ich dich, im zweiten lache ich über dich, in keinem aber liebe ich dich. Adieu!

Die Widerſprüche, in welche ſich die Männer bei Bekämpfung der Gleichberechtigung beider Geſchlechter verwickeln, ſind eben ſo handgreiflich wie zahllos. Sie glauben uns eine der größten Schmeicheleien zu ſagen, wenn ſie bei der bekannten eigenmächtigen Zumeſſung unſerer „Sphäre“ uns die hohe Aufgabe ſtellen, die Erzieherinnen ihrer Kinder zu ſein. Wenn wir aber die Foderung ſtellen, ſelbſt erzogen zu werden, verweiſen ſie uns wieder auf die beſagte „Sphäre“. Wir ſollen Erzieherinnen werden, ohne ſelbſt Erziehung gehabt zu haben. Wir ſollen Kinder zu würdigen Mitgliedern der Geſellſchaft, zu tüchtigen Staatsbürgern machen helfen, ohne ſelbſt gelernt zu haben, was die Geſellſchaft bedarf und was zum Staatsbürger gehört. Wir ſollen ihnen Menſchenrechte lehren, ohne ſie ſelbſt zu beſitzen. Man macht uns zu Sklavinnen und muthet uns zu, freie Menſchen zu bilden; man erzieht uns zu Puppen und ſtellt uns die Aufgabe, Männer

zu erziehen. Kurz, man ſpricht uns die Fähigkeit ab und entzieht uns die Gelegenheit, eben Das zu lernen und zu üben, was zu lehren unſre höchſte Aufgabe ſein ſoll.

Obſchon aber die Frauen im Allgemeinen keine Gelegenheit haben, ſich für das öffentliche Leben zu befähigen, zeigen ſie in allen Fragen, bei deren Beurtheilung es nicht auf beſondre Ausbildung ankommt, daß ſie auf der rechten Seite ſtehen. Ich erinnere nur an die Sklavenfrage. Die Sklaverei, für welche ſich die Majorität der Männer ſo lange Jahre begeiſtert hat, wäre ſicher ſchon ſeit Jahrzehnten abgeſchafft, wenn die Frauen das Recht gehabt hätten, ihre Stimme darüber abzugeben. Daß Frauen im Süden, durch Erziehung verdorben und durch Gewohnheit entmenſcht, für die Sklaverei aufgetreten, darf nicht Wunder nehmen; wie viel Frauen im Norden aber nahmen Partei für dieſes barbariſche Inſtitut, deſſen Erhaltung ihre Männer zu einer Lebensfrage machten? Und was ſpeziell die teutſchen Frauen betrifft, wo finden Sie unter ihnen jenen ekelhaften Fanatismus für die Sklaverei und jenen bornirten Negerhaß, wodurch ſich die Mehrzahl der teutſchen Männer dieſes Landes als „Demokraten“ ausgezeichnet haben und noch auszeichnen? Ich habe noch keine teutſche Frau gefunden, die eine Negerinn ihrer Farbe wegen haßte. Zur Schande unſerer Nationalität gibt es Hunderttauſende teutſcher „Demokraten“, aber zur Ehre unſeres Geſchlechts ſehr wenig „Demokratinnen“.

Die Probe, was das Weib im Allgemeinen leiſten kann, iſt noch gar nicht gemacht worden, ſondern nur die Probe, wie weit man ſeine Leiſtungsfähigkeit beſchränken kann. Und dennoch ſind die Söhne der Mütter, welche man die-

ſer Probe unterworfen, nicht ſämmtlich Idioten oder Barbaren geworden! Sollte dadurch in den Männern nicht das Verlangen rege werden, zu verſuchen, was erſt aus ihnen werde, wenn die Weiber mit ihnen nicht bloß rechtlich gleichgeſtellt ſind, ſondern auch mit ihnen gleiche Freiheit und Gelegenheit erhalten, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihre Thätigkeit zu entfalten? Man weiſ't mit Genugthuung darauf hin, daß große Männer ausgezeichnete Mütter zu haben pflegen. Die Eigenſchaften der Mütter ſollen alſo das Maß für die Eigenſchaften der Söhne ſein und die mütterliche Einwirkung entſcheidet nicht ſelten ihre ganze Lebensrichtung. Und doch legt man es darauf an, die Zahl der ausgezeichneten Frauen möglichſt zu beſchränken, indem man die Entwicklung ihrer Anlagen beſchränkt! Betrügen alſo die Männer nicht ſich ſelbſt am Meiſten indem ſie am Beſten ihre Intereſſen zu wahren glauben? Wo die Mütter verſklavt und verthiert ſind, können die Söhne nicht als Freiheitshelden und Genien zur Welt kommen. Blicken wir nach dem Orient. Iſt und bleibt er nicht eine Kulturwüſte, ein eintöniges Einerlei des geiſtloſeſten Vegetirens, des troſtloſeſten Stillſtands? Und warum? Weil das Weib überall zur bewußtloſen Sklavinn erniedrigt und unfähig gemacht iſt, andre Geſchöpfe in die Welt zu ſetzen, als die nach dem bisherigen Modell geſchaffenen. Wann hören Sie, daß unter den Hunderten von Söhnen, welcher ſich dieſe Sultane und Harembeſitzer rühmen, ein hervorragender Geiſt, eine ausgezeichnete Natur ſich bemerkbar macht? Und doch ſind ihre Mütter die reizendſten, ausgeſuchteſten Exemplare ihres Geſchlechts und doch ſtehen ihren Vätern alle Mittel zu Gebot, den Söhnen jede Ge-

legenheit zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten zugänglich zu machen. Selbſt wenn dieſe Väter ſämmtlich Genie's wären, die Söhne müßten dennoch ſtumpfſinnig und entartet zur Welt kommen, weil in den Müttern alle höhere Natur und alles geiſtige Leben durch die hergebrachte Erniedrigung und Verſklavung ertödtet iſt.

Doch wir brauchen nicht nach dem Orient zu gehen, wo das ſ. g. Heidenthum herrſcht, wir haben belehrende Beiſpiele in der Nähe, die ſich zugleich auf das ſegenreiche Chriſtenthum berufen können. Innerhalb der großen Republik hat das Chriſtenthum ein Junges erzeugt, das in Bezug auf das Verhältniß des weiblichen Geſchlechts dem Türkenthum als Muſter dienen könnte. Die Mormonen erklären es für ihre Beſtimmung, den Himmel zu bevölkern, und zu dem Zweck ſorgen ſie für möglichſte Vermehrung ihrer Nachkommenſchaft. Welcher Art wird dieſe Bevölkerung für den Himmel ſein? Wir können es ſchließen aus der Verfaſſung, in welcher ſich ihre Mütter befinden. Ich habe einen Bericht vor mir, erſtattet von einem frommen Chriſten, der eben von einer Reiſe um die Welt zurückgekehrt iſt, die verſchiedenſten Völker beſucht, das Weib überall in ſeiner Erniedrigung beobachtet und über die verderbliche Einwirkung der Religionen, ſo weit es ſich nicht um ſeine eigene handelt, ſehr richtige Betrachtungen angeſtellt hat. Durch ihn erfahren wir, wie in der Salzſeeſtadt „das widerſtrebende Weib zur Proſtituirten gemacht wird im Namen Gottes, des Sohnes und des heili- Geiſtes“. Es wird ihm gelehrt, daß, wie in der Bibel, ſo auch in Utah der Mann ihr „Herr und Meiſter“ iſt; es wird ihm durch Beiſpiele aus der Bibel (Abraham, Jakob, David, Salomon) bewieſen, daß der „Herr und

Meiſter“ eine beliebige Zahl Weiber zur Verfügung haben muß; es wird ihm eingeprägt, daß von ſeiner Fügſamkeit, die Gott gebiete, ſein ewiges „Seelenheil“ abhängt, ſo daß die ſchönſte Jungfrau nicht wagt, den ekelhafteſten Alten zurückzuweiſen, weil das ein Verbrechen gegen Gottes Gebot und eine Verſcherzung der ewigen Seeligkeit wäre. Und wie iſt den Aermſten um's Herz in dieſem Verhältniß der heiligen Proſtitution? „Es gibt, ſagt der Berichterſtatter, keine religiöſe Lehre, die zu unſinnig wäre für den Glauben der Menſchen. Iſt es der Unwiſſenheit, dem Fanatismus, dem Aberglauben möglich, im Namen der Religion die ſinnliche Rohheit in eine Tugend zu verwandeln? Fragt ihr, ob dieſe Frauen vom Salzſee an Vielweiberei glauben? Ich antworte: ja. Sie glauben, daß Brigham der Diener Gottes iſt, daß ſeine Offenbarungen von Gott kommen. Sie ſind ernſt und aufrichtig in ihrem Glauben. Fragt ihr, ob ihnen die Vielweiberei zuſage? Ich antworte: nein. Sie nehmen ſie hin als ein religiöſes Opfer. Es iſt der Wille Gottes. Ihm folgend verherrlichen ſie ihn, ſichern ſie ihre eigene Seeligkeit und zugleich ewiges Glück für ungeborene Seelen, *welche auf eine irdiſche Wohnung warten*. Ich wage zu behaupten, daß im ganzen Utah nicht eine einzige glückliche Frau exiſtirt, wenn vereinigt mit einem Manne, der mehr als eine hat. Polygamie iſt gegen die Natur. Ihr leſ't den Proteſt der Natur in dem traurigen und ſorgenvollen Geſicht jeder Frau, der ihr begegnet.“

Sehen Sie, das ſind chriſtliche Zuſtände, religiöſe Zuſtände, hervorgegangen aus dem Bibelglauben. Die Chriſten, d. h. diejenigen, die ſich für die ächten halten, fluchen über ſie, aber welches Recht haben ſie dazu? Wer

hat diesen Gläubigen der Bibel das Monopol ihrer Auslegung gegeben? Ist nicht jedes Laster, jede Schandthat, jedes Verbrechen gerechtfertigt, das sich auf die Religion, auf die Bibel, auf Gott beruft? Und da für jedes Laster, jede Schandthat und jedes Verbrechen immer der schwächste Theil das erste Ziel und Opfer ist, so ist es natürlich das Weib, welches die Wohlthaten der Religion zuerst und am Reichlichsten zu kosten bekommt. Das Mormonenthum aber, dieses System der raffinirtesten Heuchelei zur Befriedigung der thierischen Begierde auf Kosten des erniedrigten Weibes, lehrt noch handgreiflicher, als seine Mutter, das „legitime" Christenthum, wie die Religion sogar als Mittel dienen kann, die Verbrechen, die in ihrem Namen begangen werden, Denen, gegen welche sie gerichtet sind, als größte Wohlthat erscheinen zu lassen, so daß sie im Namen „Gottes", des Schutzherrn aller erdenklichen Barbareien und Scheußlichkeiten, nicht bloß um ihr Leben betrogen werden, sondern auch dieses Betrogenwerden als ihren höchsten Lebenszweck betrachten!

Eine Frau, die den Selbstmord als ihren Lebenszweck ansähe, könnte ich eher begreifen, als eine, die Menschenrechte in Anspruch nimt und sich dabei für die Religion begeistert.

Den Resolutionen fehlte es übrigens auch nicht an Opposition. Namentlich nahm Johanna Fuchs von Buffalo Anstoß an der 6ten, sofern dieselbe die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums der Eheleute verlangt. Sie fürchtete, eine solche Einrichtung werde Anleitung zu dem größten Mißbrauch geben und eher beitragen, die falschen Ehen zu vermehren, als wahre zu erhalten. Wird nicht, fragte sie, jedes Mädchen von Vermögen in Gefahr kom-

men, daſſelbe von einem Mann verſchwendet zu ſehen, der ihre Zuneigung zu gewinnen wußte, dem es aber im Grunde nur um ihr Geld zu thun war? Welchen Schutz hat ſie, wenn ſie nicht mehr berechtigt ſein ſoll, ihr Eigenthum unter ihrem eigenen Namen zu beſitzen und zu verwalten? Wird nicht von der andren Seite manches verſchmitzte Weib ſich in die Gunſt eines reichen Mannes einzuſchleichen ſuchen, um als ſeine Frau einen Scheidungsgrund mit den Haaren herbeizuziehen und mit der Hälfte ſeines Vermögens davon zu gehen? Es ſcheint mir, daß, wenn das Vermögen durchaus gemeinſchaftlich ſein ſoll, die Scheidung nicht vom bloßen Willen der Vereinigten abhangen dürfe; iſt aber die Scheidung frei, ſo ſollte das Vermögen Demjenigen gehören, der es mitgebracht, oder erworben hat. Wie die Welt einmal iſt, kann ich von der empfohlenen Einrichtung nichts Gutes erwarten.

Julie vom Berg. Die erhobenen Einwände haben einen Schein von Berechtigung, wenn bloß Rückſicht auf die gegenwärtigen Zuſtände der Geſellſchaft genommen wird. Es iſt aber vor Allem zu bedenken, daß wir von der Vorausſetzung beſſerer Zuſtände ausgehen, die wir ſelbſt wollen ſchaffen helfen. So wie die Ausübung des Stimmrechts, das wir fodern, und überhaupt die Gleichſtellung der Geſchlechter, die wir erſtreben, erſt von einer Zukunft erwartet werden kann, die für ſolche Reformen empfänglicher iſt, als die Gegenwart, ſo muß auch bei der Vorſtellung eines reformirten Eheverhältniſſes auf künftige Zuſtände gerechnet werden, welche die hinderlichen Elemente der Gegenwart wenigſtens theilweſe beſeitigt haben. Wenn wir uns Eheverhältniſſe der Zukunft vorſtellen, wie wir ſie wünſchen, ſo ſetzen wir z. B. auch

voraus, daß die künftigen Frauen eine geeignetere Erziehung erhalten haben, daß sie besser im Stande sind, ihre eigne Existenz zu sichern, daß ihre ökonomische Abhängigkeit von den Männern theilweise aufhört und daß sie in demselben Verhältniß weniger versucht sind eine Ehe aus Noth und Spekulation, statt aus Liebe einzugehen. Von der andren Seite müssen wir erwarten, daß in dem Verhältniß, in welchem die Franen an Selbstständigkeit und Einfluß gewinnen, die Männer ihre Sitten ändern und ihre Gesinnungen veredeln, deren Rohheit und Niedrigkeit eben in der bestehenden Hülflosigkeit und Erniedrigung des Weibes ihre Hauptnahrung findet. Vor Allem aber haben wir uns hier auf den Standpunkt des Prinzips zu stellen, das sich nicht aus Rücksicht auf bestehende Zustände modifiziren oder zum Schweigen verurtheilen kann. Was fodert die Gleichberechtigung? Und was fodert der wahre Begriff der Ehe? Das allein sind die Fragen, die wir zu beantworten haben. Kein unverdorbenes Weib auf der Welt wird, wenn sie beim Gedanken an die Schließung einer Ehe alle ihre Wünsche zu Rathe zieht, etwas Andres verlangen, als die Vereinigung mit einem Manne, dem sie und der ihr für das ganze Leben mit Liebe ergeben sein kann. Nun frage sich Jede, wie sie mit dem Gedanken an eine solche Einheit der Gefühle, der Hingebung und der Existenz die Vorsichtsmaßregel vereinigen könne, gegen den geliebten Mann, dem sie vertraut wie sich selbst und dem sie Alles zuwenden mögte, worüber sie verfügen kann, ihre ererbten, oder durch sonstige Gunst des Zufalls erhaltenen Dollar in Sicherheit zu bringen! Wie verträgt sich mit dem Verhältniß zweier Liebenden, die ein gemeinsames Leben führen und

daſſelbe in ihren Kindern wieder erſtehen ſehn, der rechnende Kaufmanns- oder Advokatengeiſt, welcher Buch führt über ſeine Dollar und ihre Dollar? Abſcheulicher Mißklang! Abſtoßender Widerſpruch! Wie, ich ſoll meine Perſon, mein ganzes Sein und Leben einem Manne anvertrauen und hingeben, aber ihn von meiner Kaſſe durch Geſetz und Polizei zurückweiſen laſſen? Heißt das nicht meine Kaſſe für werthvoller erklären, als meine Perſon? Und ſoll in ſolcher Sorge für den Dollar der Mann einen Beweis des Vertrauens ſeiner Frau erblicken? Sagt ſie ihm nicht gradezu: ich liebe dich unendlich, aber ich halte dich für einen Spitzbuben, oder Betrüger, der mich um mein Geld bringen will? Wie ein Mann ſich erniedrigen kann, ein Weib zu „heirathen", das ihm von vorn herein durch Feſtlegung ihres Geldes ein gemeines Mißtrauensvotum ertheilt, begreife ich eben ſo wenig wie daß ein ſolches Weib einen wirklichen Glauben an ihre Liebe vorausſetzen kann. Denn wirkliche Liebe bedingt, daß jeder Theil ein Glück darin findet, dem andren alles Wünſchenswerthe zuzuwenden, worüber er Macht hat. Eine finanzielle Scheidewand muß nothwendig auch eine moraliſche, eine Scheidewand der Gefühle ſchaffen oder anzeigen und ich kann mir keine Ehe als glücklich denken, in welcher eine Scheidung des Beſitzes auf eine beſondre Exiſtenz hindeutet oder den einen Theil in unterordnende Abhängigkeit vom andren bringt. Bietet euch ein Millionair ſeine Hand, ohne euch zugleich ſeine Million anzubieten, ſo weiſ't entweder ſeine Hand zurück, oder fodert von ihm, daß er euch zu lieb ſeine Million zum Fenſter hinauswerfe. Derjenige, welcher keine Ehe eingehen mag, ohne ſein Vermögen vor dem erkorenen

Lebensgefährten zu ſichern, handelt am Klügſten und am Würdigſten wenn er ſein Leben ohne Gefährten fortſetzt.

Nirgendwo mehr, als in Amerika, iſt es Sitte, daß die Frauen, wenn ſie eine Ehe eingehen, ihr etwaiges Vermögen für ihre Perſon ſichern. Indem ſie dem Manne die eine Hand reichen, zeigen ſie mit der andren auf ihre Geldkiſte, worauf geſchrieben ſteht: hands off! Sehr romantiſch und glückverheißend! Aber der Herr Gemal findet darin ſo wenig Anſtößiges wie die Frau Gemalinn, weil ſie eben beide von wirklicher Liebe und Ehe keinen Begriff haben. Nimm, ſpricht ſie oder er, meine Hand, nimm meine Freiheit, nimm meine Perſon, nimm, ſofern ich eins habe, mein Herz, aber, theuerſte Seele, laß mir mein Geld! Und ſo gehen ſie denn an das Geſchäft, ſich zu „lieben“. Denken Sie ſich Abelard und Heloiſe mit dem Advokaten oder Notar zwiſchen ſich, der ihre verſchiedenen Kaſſen bewacht. Freilich wohnten Abelard und Heloiſe auch nicht in Amerika. In dieſem Lande der Rechner und Geldmacher, wo die Zahl der Dollar den „Werth“ der Perſon ausdrückt, kann man die Perſon preisgeben, aber den Werth behalten, wenn man das Geld behält. Wie viel wirkliche Ehen es hier gibt, darüber will ich keine Vermuthung aufſtellen; ſicher aber ſind ſie da nicht zu finden, wo Mann und Frau eine ſeparate Kaſſe führen.

Wenn übrigens als Einwand gegen die vorgeſchlagene Reſolution mit Rückſicht auf die jetzigen Verhältniſſe die Beſorgniß geltend gemacht wird, daß durch deren Ausführung das weibliche Geſchlecht benachtheiligt werden könne, ſo bin ich durchaus entgegengeſetzter Meinung. Gehen wir davon aus, daß die Frauen der Mehrzahl nach

von den Männern ökonomisch abhängig sind und noch längere Zeit bleiben werden, daß ferner in der Regel die Männer es sind, welche die Mittel der Existenz mitbringen oder schaffen, so folgt, daß bei einer Einrichtung, welche in der Ehe das Eigenthum beider gemeinschaftlich macht und bei etwaiger Scheidung eine Theilung in gleiche Theile festsetzt, im Allgemeinen die Frauen im Vortheil sein müssen. Die Resolution bietet also eine Garantie für den schwächeren Theil. Diese Garantie kann sogar erweitert gedacht werden in so fern, als es in der Regel die Männer sind, welche, frei über Alles verfügend, den Anlaß zur Scheidung geben, folglich die Versuchung und Gelegenheit dazu vermindert wird, wenn die Frauen in Bezug auf die Verwendung und Verwaltung des Vermögens ein Wort mitzureden haben.

Aus allen diesen Gründen wiederhole ich den Antrag, sämmtliche Resolutionen zusammen anzunehmen.

Bei diesen Worten erhob sich ein ziemlich sauber gekleideter Herr mit Schnurrbart, der seinen Namen als Backfuß aus New-York angab, und bat um das Wort. Seine Manieren waren gewandt, aber seine Physiognomie hatte einen sehr ordinairen Ausdruck. Wer ihn näher betrachtete, bemerkte, daß sein rechtes, unbewegliches Auge aus einer Glaskugel bestand.

Wenn es auch Männern gestattet ist, sprach Herr Backfuß, an der Diskussion Theil zu nehmen, so erlaube ich mir, auf einen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, welcher in dieser Versammlung noch nicht zur Sprache gekommen ist. Ich bin der Meinung, daß er der Frauen-Emanzipation ein unüberwindliches Obstakel entgegensetzt. Sie verlangen, meine Damen, eine vollständige Gleich-

ſtellung oder Equalität mit den Männern in allen Rechten in Staat und Geſellſchaft. Sie behaupten, daß dabei der Unterſchied des Geſchlechts keine Objektion ſein dürfe. Nun, ich will Ihnen Alles konzediren, wenn Sie im Stande ſind, einen Satz umzuwerfen, der gegolten hat, ſo lang die Welt ſteht, und gelten muß für alle Zeit, weil ohne ihn die ganze menſchliche Geſellſchaft kollapſen muß. Wiſſen Sie, wie der Satz heißt? Ich will es Ihnen ſagen. Er heißt: Gleiche Rechte bedingen gleiche Pflichten! Wenn Sie auf Alles Anſpruch machen, was wir Männer beſitzen, ſo müſſen Sie auch Alles leiſten, was wir Männer leiſten. Und was leiſten wir Männer? Unſre wichtigſte und höchſte Leiſtung iſt, daß wir unſer Leben für das Vaterland einſetzen, daß wir in Waffen auf das Schlachtfeld ausrücken, daß wir unſer Blut vergießen und im Donner der Kanonen unſer Land und unſre Inſtitutionen und auch Sie, meine verehrten Damen, gegen den gemeinſchaftlichen Feind vertheidigen. Nun frage ich Sie: thun Sie das auch? Können Sie es? Nein und nochmals nein. Unſre höchſte Pflicht können Sie nicht erfüllen, folglich können Sie auch auf unſere höchſten Rechte keinen Anſpruch machen. Das ſage ich, ohne Ihnen zu nah treten zu wollen, denn Sie haben ſo viel ſonſtige Rechte und eine ſo ſchöne Beſtimmung in Ihrer Sphäre —

(Rufe von allen Seiten: „nichts von der Sphäre! Die kennen nur wir ſelbſt.“ Herr Backfuß ſetzt ſich.)

Julie vom Berg. Ich kenne eine Menge Männer, die nicht in den Krieg ziehen, obſchon ſie können. Ich kenne wieder eine Menge anderer, die es nicht können wegen irgend eines Gebrechens oder ſonſtigen Hinder-

niſſes. Aber ich kenne keinen, der ſeine Rechte eingebüßt hätte, weil er ſich nicht auf dem Exercierplatz zur Mordmaſchine hat machen laſſen, oder im Donner der Kanonen an einer Maſſenmörderei Theil genommen. Worauf gründen alle dieſe Eximirten das Privilegium, das ſie vor uns voraus haben? Dagegen kenne ich Tauſende von Frauen, die während des Kriegs Tauſenden von Männern das Leben gerettet oder ihre Leiden gelindert haben durch Pflege und durch Herbeiſchaffung alles Deſſen, was ſie in ihrer Lage bedurften, ohne die weibliche Theilnahme aber niemals gefunden hätten. In dieſer Weiſe haben alſo auch während des Kriegs die Frauen Pflichten erfüllt, welche denen der Männer ſicher dann gleichkommen, wenn mit ihnen zugleich die Leiden und Opfer in Anſchlag gebracht werden, welchen ſie durch den Verluſt ihrer Gatten und Söhne ausgeſetzt wurden. So wiſſen die Männer das Verdienſt, das ſie ſich durch ihre Mördereien erwerben, zugleich in ein Verdienſt der Frauen zu verwandeln, das dieſe ſich durch ihre Leiden erwerben. Wäre es nicht eine humane Logik, welche aus dieſem Verdienſt der Frauen deren Recht herleitete, die Mörderei, auf welche die Männer ſich ſo viel zu gut thun, durch Theilnahme am Staatsleben abſchaffen zu helfen? Sehen dieſe Barbaren es wirklich für ihre Beſtimmung an, in der Zukunft eben ſo viel Blut zu vergießen, wie ſie in der Vergangenheit vergoſſen haben? Iſt und bleibt das ihre „Sphäre“? Soll die höchſte Auszeichnung der Männer diejenige bleiben, bei deren Erringung ihnen die Beſtie der Wüſte, der Tiger und die Hyäne, als Muſter dienen kann? Durch nichts ſo ſehr, wie durch ſeine kriegeriſchen Liebhabereien und Prahlereien, legt der Mann

auch in der Gegenwart an den Tag, wie ſehr die Natur des Thiers und des Wilden noch in ihm vorherrſcht und wie viel barbariſche Beimiſchung er trotz aller Kultur noch aus ſeinen Anſchauungen auszuſcheiden hat, ehe ſie wirklich human ſind. Die Stärke der Knochen ſein Recht, das Blutvergießen ſein Ruhm — ſo war es in der Urzeit, wo er den erſchlagenen Gegner auffraß, und ſo iſt es noch jetzt, wo er ihn „anſtändig“ verſcharrt. In Europa, der Wiege der allgemeinen Kultur, ſteht noch heutzutage Der am Höchſten, der die meiſten Opfer auf ſeiner Mörderliſte hat, und in Amerika macht die Modell-Republik einen Mann zu ihrem Präſidenten, der in einem Kriegsſchiff in das Weiße Haus fahren könnte, wenn ſich all das Blut, das er vergoſſen und größten Theils ohne Noth vergoſſen, in Waſhington vereinigen ließe. Hätte er, was man ſo nennt, das Vaterland gerettet durch einen großen Gedanken, oder einen ſonſtigen friedlichen Akt des Geiſtes, man würde ihn wahrſcheinlich vernachläßigen oder vergeſſen; aber daß er von Blut trieft, daß Blut ſeine Bahn bezeichnet und Blut ſeinen Sitz umwogt, das iſt es, was ihm die rechte Farbe gibt, um dem Geſchmack dieſer barbariſchen Männerwelt zu entſprechen und ihm vor allen unblutigen Kapazitäten den Vorrang zu ſichern.

Wenn ſolchergeſtalt Mord und Blut noch die Strebens- und Ruhmeslaufbahn der Männer bezeichnen, hätten wir Frauen da nicht das Recht, uns allein als wirkliche Menſchen anzuſehen? Und doch ſollen unſre Anſprüche auf die Menſchenrechte gemeſſen werden nach der Fähigkeit, an den Thaten von Unmenſchen Theil zu nehmen? Würde etwa der Herr, der uns ſo eben über die Pflichten des Staatsbürgers belehrt hat, unſre Anſprüche auf die Rechte

desselben für begründeter halten, wenn wir uns zu Amazonen des Diktators Lopez, oder des Königs von Dahomeh qualifizirten? Ich denke mir, die „Herrn der Schöpfung" würden, wenn die Frauen gleich ihnen die Mordwaffe führten und auf das Blutvergießen erpicht, also befähigt wären, die vielgerühmten „Pflichten" der Männer ebenbürtig zu erfüllen, nichts sehnlicher wünschen, als dieselben wieder in waffenlose und unblutige Menschen verwandeln zu können. Sie würden ihnen auf das Bereitwilligste jedes Recht, ja jedes Vorrecht anbieten und aufdrängen, um nur der Gefahr zu entgehen, daß das bisherige Verhältniß sich umkehre und das männliche Recht mit dem weiblichen Schwert gemessen werde.

Agnes Köhler. Um Vergebung, ist der Herr, der uns an die Kriegspflicht erinnert, selbst im Krieg gewesen?

Backfuß. Allerdings, ich habe die ganze Kampagne der Potomak-Armee mitgemacht.

A. Köhler. Waren Sie mit in der Schlacht?

Backfuß. Nicht grade darin. Aber ich war in meiner Stellung.

A. Köhler. Welche Stellung hatten Sie? Waren Sie Soldat oder Offizier?

Backfuß. Keins von beiden. Der Verlust des rechten Auges durch einen Steinwurf machte mich unfähig zum Kriegsdienst.

A. Köhler. Also kein Krieger, kein Kanonendonnerer! Und doch behielten Sie Ihre politischen Rechte? Und doch belehren Sie uns über unsre Unfähigkeit zur Gleichberechtigung, weil wir unfähig zum Kriegsdienst seien? Aber

welche Stellung hatten Sie in der Armee? Vielleicht kennt Sie mein Bruder, der ebenfalls darin diente.

Backfuß. Nun, ich war Sutler.

(Allgemeines Gelächter.)

Margarethe Nievenheim. Die Schwester meiner Waschfrau, deren Mann Unterofficier in der Potomak-Armee war, begleitete denselben furchtlos und treu und machte die ganze Kampagne mit als — Marketenderinn. Ich hoffe, Sie werden wenigstens diese Frau als gleichberechtigte Kolleginn gelten lassen, zumal da sie niemals gefälschte Getränke verkaufte und die mäßigsten Preise stellte.

(Herr Backfuß erhebt sich.)

A. Köhler. Um Vergebung, sind Sie jetzt etwa „Editor"?

Backfuß. Ich habe ein Engagement bei einem Blatt in New-York.

(Entfernt sich.)

A. Köhler. Da wird er aus einem Sutler ein Sudler werden.

Nachdem Herr Backfuß sich zurückgezogen, folgte ihm ein andrer Opponent, ein geschniegelter Herr mit einem Fuchsgesicht, dessen diplomatisch-süffisante Miene das Bewußtsein verrieth, daß er die Damen in große Verlegenheit setzen werde. Er war ein Politiker und Editor aus dem Westen, der sich für einen großen Staatsmann hielt, und hieß Schürze.

Herr Schürze. Meine Damen, ich bin Ihren Verhandlungen mit großem Interesse gefolgt, maße mir aber nicht an, ein Urtheil über die Fragen abzugeben, die hier diskutirt werden. Das Recht der Frauen ist für Sie die Haupt-, ja die ausschließliche Frage und Sie unter-

nehmen ohne Weiteres ihre Löſung. Mir ſcheint es, daß vor ihr eine andre zu löſen wäre, von welcher ihre ganze Bedeutung abhängt. Die Frauenrechtsfrage gehört, wie ſo manche andre, in das Gebiet der Theorie. Theoretiſche Fragen für ſich haben in der Politik keine Geltung. Geltung und Bedeutung haben ſie erſt dann, wenn ſie im praktiſchen Gebiet vertreten werden durch eine Macht, welche ſtark genug iſt ſie aufrecht zu erhalten und durchzuführen. Die Politik rechnet mit Mächten und Zahlen. Geſetzt, Ihre Reſolutionen würden als theoretiſche Aufſtellungen von aller Welt gebilligt, aber es fände ſich außer Ihnen kein Menſch, der ſie im praktiſchen Staatsleben unterſtützte oder zum Geſetz zu machen ſuchte, würden ſie dann etwas mehr ſein und bleiben als bloße Phraſen? Sie würden als nicht exiſtirend zu betrachten ſein. Es iſt alſo klar, das der erſte Maßſtab, den der praktiſche Staatsmann an eine Frage zu legen hat, derjenige der Macht und Unterſtützung iſt, über welche ſie zu verfügen hat. Hat ſie keine Partei, ſo kann ſie auch keine Beachtung erwarten. Mit ihrer Partei wächſt auch ihr Intereſſe. Welche Partei aber ſteht hinter Ihren Foderungen? Ich ſehe hier eine Anzahl Damen verſammelt, welche individuell oder als diskutirende Geſellſchaft das höchſte Intereſſe erregen mögen. Aber mit dem Partei-Maßſtab gemeſſen, den die Politik anzulegen hat, wird dieſe Geſellſchaft bedeutungslos ſein, ſelbſt wenn ihre Theorien durchaus richtig ſein ſollten. Wie viel Wähler ſind bereit, dieſe Theorien zu adoptiren und am Stimmkaſten zu unterſtützen? Das iſt die Hauptfrage. Aber ſelbſt dieſer geht noch eine andre voraus, nämlich: wie viel Frauen ſtehen hinter Ihren Theorien und Foderungen? Geſetzt

nun, Sie ständen damit allein? Würde irgend ein praktiſcher Staatsmann für die aufgeſtellten Frauenrechte wirken wollen und können, wenn die Mehrzahl der Frauen ſelbſt ſie nicht verlangten und ſich hierdurch gegen dieſelben erklärten? Könnten wir die Mehrzahl der Frauen, namentlich der teutſchen Frauen, über die ſ. g. Emanzipation abſtimmen laſſen, ſo bin ich, abgeſehen von der theoretiſchen Richtigkeit oder Unrichtigkeit, überzeugt, daß ſich die Mehrzahl dagegen ausſprechen oder gar nicht ſtimmen würde. Wie ſtellt ſich alſo Ihre Sache? Die Mehrzahl der Männer dagegen und die Mehrzahl der Frauen nicht dafür. Wäre das Gegentheil der Fall, ſo würde die theoretiſche Frage wenig Schwierigkeit machen; unter den jetzigen Umſtänden aber hat die Erörterung derſelben weder beſtimmten Zweck noch Ausſicht auf Erfolg.

Julie vom Berg. Wenn der Vorredner mich von irgend etwas überzeugt hat, ſo iſt es davon, daß er ein „praktiſcher Staatsmann“ iſt. Das Prinzip, von ihm Theorie genannt, hat an ſich für ihn keine Bedeutung; Bedeutung hat nur die Macht. Wo dieſe exiſtirt, da gilt auch das Prinzip, für welches ſie ſich entſcheidet. Das Prinzip iſt bloß ein Accidens zur Macht und könnte eben ſo gut auch gar nicht exiſtiren. Ein praktiſcher Staatsmann hat von vorn herein gar kein Prinzip und entſcheidet ſich für keins, um ſich nicht zu kompromittiren; er wartet vorſichtig zu, bis eins, das zufällig ſeiner Lebensſtellung entſpricht, ſo viel Anhänger, d. h. eine ſo ſtarke Partei gewonnen hat, daß es ſeines Sieges gewiß iſt. Dann trit der praktiſche Staatsmann für daſſelbe auf, gerirt ſich als ſein begeiſterter Vorkämpfer und hat vom Sieg deſſelben allen Vortheil, den ſeine Schlauheit und Dreiſtigkeit ſich

anzueignen verſteht, ohne bei dem Kampf das mindeſte Riſiko gehabt zu haben. Bloß zuwartend, bis Andre eine Frage des Fortſchritts reif und ſtark gemacht haben, und dann ſich ihnen anſchließend und das große Wort führend, ſichert er ſich nicht bloß den Ruf eines freiſinnigen Mannes, der überall mit an der Spitze ſteht, wo es gilt die Freiheit und Entwicklung zu fördern, ſondern auch den Ruf eines weitſichtigen Politikers, deſſen Betheiligung ſtets mit dem Erfolg verbunden iſt. Wer ſchlau genug operirt, um ſo lang aus dem Spiel zu bleiben, wie der Ausgang eines Kampfes gegen einen überlegenen Feind zweifelhaft iſt, aber ſich ſpäter bei der vorauszuſehenden Niederlage deſſelben mit Eklat in die Reihen der Angreifer zu ſtellen, hat den praktiſchſten Weg eingeſchlagen, an dem Verdienſt des Siegs Theil zu nehmen ohne das Verdienſt des Kampfes. Erinnern wir uns an Das, was wir bei der Entwicklung der Sklavereifrage beobachtet haben. Die Abſchaffung der Sklaverei wurde Anfangs nur von „unpraktiſchen“ Abolitioniſten betrieben, welche immer nur auf ihrer „Theorie“ „herumritten“, gehaßt von allen wahren „Patrioten“ und verachtet oder verlacht von allen „praktiſchen Staatsmännern“. Trotz dieſer Anfeindung ließen die Abolitioniſten nicht ab und als ſie allein ſich nicht Gehör verſchaffen konnten, kamen ihnen im natürlichen Verlauf der Dinge die von den praktiſchen Staatsmännern groß gezogenen Sklavenhalter zu Hülfe, um recht praktiſch d. h. handgreiflich dieſen praktiſchen Staatsmännern die Ohren zu öffnen. Was geſchah? Unter dem aufregenden Druck dieſer Reaktion vermehrten ſich die Feinde der Sklaverei millionenweiſe und ſie wuchſen zu einer Partei heran, deren Sieg eben ſo wohl zu einer Ge-

wißheit wie zu einer Nothwendigkeit geworden war. Was thaten jetzt die „praktiſchen Staatsmänner„? Fuhren ſie fort, über die Abolitioniſten zu lachen? Sie, die aus Feigheit und Prinziploſigkeit kurze Zeit vorher die Sklavereifrage noch wie ein unberührbares Heiligthum allem Kampf zu entziehen geſucht, die ſich gerühmt hatten, ſie ſeien „keine Abolitioniſten, nicht einmal im Stillen", wurden jetzt plötzlich nothgedrungen die Rufer im Streit, ſie bemächtigten ſich des Abolitionismus, als hätten ſie von Kindesbeinen an allein für ihn gearbeitet, und prahlen jetzt als Vorkämpfer der Freiheit, um ſich unter einander zu belohnen für ihre Verdienſte.

Ich fürchte nicht, eine falſche Prophetinn zu ſein, wenn ich vorherſage, daß es mit der Frauenrechtsfrage gehen werde wie mit der Negerrechtsfrage. Unſer Sieg iſt in unſern Augen gewiß, wie einſt der Sieg der Sklavereifeinde in den Augen der Abolitioniſten war. Aber wann wird er gefeiert werden? Können wir im Kalender den Tag bezeichnen? Können wir den Zeitpunkt nach Monaten, Wochen, Tagen beſtimmen? Bedenken Sie die ſchreckliche Möglichkeit, noch fünf, zehn, zwanzig Jahre um die Anerkennung und Durchführung unſerer Rechte kämpfen zu müſſen. Ein Mann des Prinzips, ein Freund des Rechts, ein Kämpfer der Freiheit, ein Vertreter der Wahrheit, ein Förderer der Humanität, dem es Ernſt iſt mit ſeiner Sache um der Sache willen, rechnet nicht nach Tagen, Monaten, Jahren. Er hat Geduld, er hat Ausdauer und findet ſeine Genugthuung im Streben nach einem edlen Ziel und in der endlichen Erreichung deſſelben. Aber handeln Sie nicht unverſtändig, ja grauſam, wenn Sie auf die Folter einer ſolchen Wartezeit einen ſ. g. Po-

litiker oder praktiſchen Staatsmann ſpannen wollen? Bedenken Sie doch, daß er kein Prinzip hat; wie ſoll er denn dafür ſtreben und warten? Bedenken Sie doch, daß er vom Erfolg leben muß; wie ſoll er ſich denn einer Partei anſchließen, deren Erfolg ſelbſt in weiter Ferne noch zweifelhaft erſcheint? Bedenken Sie doch, daß der Aermſte eine „Office“ verlangt, daß er Gouverneur, Geſandter, Senator werden will, und er ſollte ſein Schickſal von der Zukunft einer Geſellſchaft abhängig machen, die noch über keine andre „Office“ zu verfügen hat, als etwa über eine Präſidenten-, oder Sekretair-Stelle bei einer Frauenkonvention? Nein, vor allen Dingen nicht grauſam! Ich kenne aber keine größere Grauſamkeit, als die, einem praktiſchen Staatsmann zuzumuthen, daß er ſeine „Office“ in einer herrſchenden Partei und ſeinen Ruf als Mann des Erfolgs gefährde, indem er für ein Prinzip auftrit, das erſt eine Partei zu gewinnen und eine Macht zu ſchaffen hat. Seien wir billig, urtheilen wir milde und zeigen wir Langmuth. Wir werden einſt auch die praktiſchen Staatsmänner auf unſerer Seite haben, nämlich zu einer Zeit, wo wir ihre Hülfe nicht mehr brauchen. Es werden dann nicht bloß alle Verſammlungslokale, ſondern auch die Hallen des Kapitols von „Weiberrechten“ wiedertönen und unter Denen, welche uns zu unſerm Siege gratuliren und ſich natürlich das größte Verdienſt um denſelben erworben haben, werden dieſe „praktiſchen Staatsmänner“ die galanteſten und zuvorkommendſten ſein. Werden wir uns undankbar bezeigen? Werden wir generös ſein? Werden wir die „Offiecn“ bloß unter die „Theoretiker“ vertheilen? Ich für meinen Theil ſtimme für die größte Liberalität und auch Herr Schürze ſoll nicht vergeſſen werden, wenn

er mir eine Frage bestimmt und unzweideutig beantwortet. Diese Frage ist nicht etwa folgende: Wenn sämmtliche Menschen „praktische Staatsmänner" wären, die sich nur dann erst für ein Recht interessirten, wenn es schon eine siegesgewisse Macht hinter sich hätte, würde dann jemals ein noch nicht anerkanntes Recht zur Sprache kommen können und ein Fortschritt möglich sein? Auch nicht die folgende: Sind die radikalen Reformfreunde, welche zuerst für allgemeine Rechte und bessere Einrichtungen agitiren im Vertrauen darauf, daß, was im Prinzip richtig ist, auch in der Praxis durchdringen werde und müsse, nicht praktischere und weitsichtigere Staatsmänner, als jene berechnenden Geschäfts- oder Staats-„Politiker" des Augenblicks, welche den Fortschritt bloß ausbeuten, wenn er ohne ihr Zuthun schon im Gange ist? Auch nicht die folgende: War vor einigen Jahren die Mehrzahl der Sklaven für die Abschaffung der Sklaverei? War diese Abschaffung unzeitgemäß oder unrecht, weil nicht die Sklaven selbst sie foderten, sondern die Freien? Und ist nicht die Unterdrückung überall eben so verderblich für Diejenigen, die sie ausüben, wie für Diejenigen, die darunter leiden? Ist nicht die Anerkennung und Sicherung des Rechts selbst da eine Wohlthat und eine Pflicht, wo Niemand es ausdrücklich in Anspruch nimt? Die Antwort auf alle diese und andre Fragen will ich dem praktischen Staatsmann erlassen. Ich mögte bloß eine persönliche an ihn richten.

Schürze. Und die wäre?

Julie vom Berg. Sind Sie im Prinzip, oder, wie Sie sagen, in der Theorie, für die absolute Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts? Ja, oder nein?

Schürze. Ich halte das ganze weibliche Geschlecht für absolut gleichberechtigt.

Julie vom Berg. Ich verstehe. Sie meinen, die eine Frau sei so viel d. h. so wenig berechtigt wie die andre. Ich stimme jetzt dafür, daß Herr Schürze keine „Office" erhält.

Herr Schürze entfernt sich unter allgemeinem Gelächter.

Nicht entmuthigt durch sein Fiasko trit ein andrer Opponent auf. Es ist ein Mann mit wenig Stirne, aber viel Bart und mächtiger Stimme. Er gibt seinen Namen als Gerstäcker an. Mehrfache Frage aus der Versammlung: „Sind Sie der Reisende und Schriftsteller Gerstäcker"?

Gerstäcker. Ich bin sein Namensvetter und ebenfalls Reisender, aber in Weinen. Doch das macht keinen Unterschied, denn ich wollte nur etwas sagen, was mein Namensvetter gesagt hat. Er hat es gesagt in der „Gartenlaube", welche Sie vielleicht kennen und welche das berühmteste und geistreichste Blatt unseres deutschen Vaterlandes ist. Mein Namensvetter ist der Meinung, daß die Emanzipation der Frauen gegen ihr eigenes Interesse sei. Denn, sagt er, so lang sie nicht emanzipirt sind, also dem Manne nicht gleichstehen, nimt dieser sie in seinen Schutz, er sieht in ihnen den schwächeren Theil, dessen er sich annehmen und auf den er zarte Rücksichten nehmen muß. Wenn sie ihm aber gleichstehen, so behandelt er sie auch als seines Gleichen und alle Schonung, Theilnahme und Rücksicht, die man dem schwächeren Theil schuldig ist, fällt weg. Mein Namensvetter beweis't Das

durch ein sprechendes Beispiel. Er erzählt, es sei auf einer amerikanischen Pferdeeisenbahn eine junge Dame in den Wagen gestiegen, habe aber alle Plätze besetzt gefunden. Ein Herr sprang auf, um ihr den seinigen anzubieten, richtete aber die Frage an sie, ob sie für die Frauenemanzipation sei, und als sie die Frage bejate, nahm er seinen Platz wieder ein mit den Worten: „wenn Sie den Männern gleichstehen wollen, darf ich Sie auch wie einen Mann behandeln." Sehen Sie, Das hätten Sie zu erwarten, wenn Ihre Resolutionen Gesetz würden.

Julie vom Berg. Der Namensvetter des Herrn Gerstäcker eröffnet uns wenigstens bessere Aussichten, als der jungen Dame in dem Eisenbahnwagen. Wir dürfen doch erwarten, von galanten Herrn noch so lang einen Platz eingeräumt zu erhalten, bis unsre Resolutionen Gesetz sind, also unsre Gleichstellung Thatsache ist, während jene Aermste schon zum Stehen verurtheilt wurde weil sie die Gleichstellung bloß wünschte, sie bloß „theoretisch" erwartete, wie der praktische Staatsmann sich ausdrückte. Aber ich denke, wir halten an unsern Rechten fest, selbst auf das Risiko hin, auch schon jetzt auf alle männliche Galanterie verzichten zu müssen. Später, wenn wir an der Gesetzgebung Theil nehmen, werden wir schon dafür sorgen, daß die Eisenbahngesellschaften Niemanden mehr stehen lassen, sondern, wie sie schuldig sind, jedem Passagier für sein Geld einen Sitzplatz verschaffen. Wir werden in diesen wie in andren Dingen die Reformen einführen, welche die praktischen Staatsmänner wie die galanten Herrn vergessen oder unterlassen haben. Für den Augenblick lassen Sie uns einmal die Galanterie und die zarten Rücksichten in's Auge fassen, deren Geheimniß uns

Herr Gerſtäcker ſo naiv enthüllt hat. Er macht die Beobachtung der Rückſichten gegen den ſchwächeren Theil abhängig von deſſen Rechtloſigkeit. Er bietet uns Galanterie als Lohn für die Verzichtleiſtung auf Rechte. Als Sklavinnen haben wir Ausſichten, im Eiſenbahnwagen ſitzen zu dürfen; als Freie müſſen wir ſtehen. So lang ich nicht ſtimmen darf, ſind meine Beine zu ſchwach zum Stehen; ſobald ich das Stimmrecht habe, werden ſie plötzlich ſtark. An Rechten hinter dem Mann zurückſtehen, iſt ein Dienſt, der belohnt werden muß durch Rückſichten; ihm rechtlich gleichſtehen, iſt eine Beleidigung, für die er ſich rächen muß durch Rückſichtloſigkeit. Sehen Sie, das iſt die richtige Interpretation der Gerſtäckerſchen Galanterie. Er hätte ſie auch ſo ausdrücken können: ſo lang ihr Weiber euch begnügt, unſre rechtloſen Dienerinnen zu ſein, ſind wir galante Komplimentenmacher; ſobald ihr Rechte verlangt und erlangt, werden wir brutale Flegel. Herr Gerſtäcker, ich meine den Namensvetter des Weinreiſenden, hat, wie ich aus ſeinen Reiſeberichten erſehe, viel mit wilden Menſchen und Thieren zu ſchaffen gehabt. Auch hat er, was die gleiche Wirkung ausübt, viel an „Höfen“ verkehrt. Sollte er von ihnen ſeine Galanterie gelernt haben? Ich würde ihn ruhig in deren Geſellſchaft laſſen, wenn ich ihn nicht als Repräſentanten einer großen Zahl auch ſolcher Männer anſehen könnte, die ſich nicht unter Wilden und Höflingen, ſondern in ziviliſirten Kreiſen bewegt haben. Mögen dieſe Herrn ſich geſagt ſein laſſen, daß wir ihre ganze Galanterie, auf die ſie ſich ſo viel zu gut thun, herzlich verachten und verwünſchen. Sie iſt nichts, als eine Maske der Gemeinheit und Brutalität. Wäre ſie eine uneigennützige Tugend, ein Ausfluß der

Humanität, wie würde ſie dann der barbariſchen Anmaßung fähig ſein, als Preis für ihre Bethätigung eine Verzichtleiſtung auf Menſchenrechte zu fodern? Und wie käme ſie zu den Unterſcheidungen, die wir ſie nach Umſtänden und äußeren Eindrücken täglich machen ſehen? Seht doch, wie galant dieſe Menſchenfreunde ſind, wenn ein hübſches Geſicht ſie anblickt, und wie unempfindlich, wenn eine häßliche Unglückliche an ihr Mitleid appellirt! Vor der koquetten Salondame fahren ſie von ihrem Sitz in die Höhe; die kranke Negerinn laſſen ſie ſtehen bis ſie zuſammenfällt. Wenn ihr erſt human ſeid, wird Niemand mehr eure Galanterie verlangen oder vermiſſen. Und dann wird auch ein anderes Loos jener zahlreichen Klaſſe von Unglücklichen warten, die eure beſorgte Galanterie dem Elend und der Schande überliefert, obſchon ſie keine Rechte haben. Hier kommen wir an die wahre Probe eurer Galanterie. Jene Unglücklichen beleidigen eure männliche Superiorität nicht durch die Foderung einer rechtlichen Gleichſtellung — wo iſt eure zarte Rückſicht für den ſchwächeren Theil? Hier handelt es ſich nicht um einen bloßen Platz im Eiſenbahnwagen, hier handelt es ſich um Rettung von Tauſenden aus Verſunkenheit und Verzweiflung. Wo bleibt ihr galanten Herrn, auf deren Schutz und Schirm, Rückſichten und Hülfeleiſtung die Rechtloſigkeit den erſten Anſpruch hat? Würden jene Unglücklichen ſein, was ſie ſind, ohne eure Galanterie? Und würdet ihr ſie zu Dem, was ſie ſind, haben machen können ohne ihre Rechtloſigkeit? Sie werden, wenn ſie unter eurer Erziehung noch einer Aufraffung des ſittlichen Bewußtſeins fähig geblieben ſind, euch anſchreien: Geht zur Hölle mit eurer Galanterie, aber gebt uns unſre Menſchen-

rechte, damit wir uns vor den Gefahren des Elends schützen können und aufhören hülflose Opfer eurer Lüste zu sein!

Durch die Erwiderung von Julie vom Berg war der Weinreisende Gerstäcker in große Aufregung gerathen. Er erhob sich, konnte aber längere Zeit keine Worte für seine Entrüstung finden. Endlich rief er mit Stentorstimme:

„Ich hoffe nicht, daß die Vorrednerinn persönliche Anspielungen hat machen wollen. Uebrigens werde ich die Sache sofort meinem Namensvetter melden, damit er sie in die „Gartenlaube" bringt."

Sodann stürmte er aus dem Saal, bei welcher Gelegenheit er zwei Stühle umriß. Auf einem derselben saß der Doktor, Spiritualist und Editor Blüthe von New-York in jenem Zustande tiefsten Nachdenkens, den die Philosophie mit dem Worte „Trance" bezeichnet. Durch den gewaltsamen Stoß und Fall aufgeweckt, sprang er beherzt auf die Beine und setzte sich sofort in Redner-Positur.

Dr. Blüthe. „Die Bewegung für die politische Gleichstellung der Frauen gewinnt auch unter den deutschen Frauen Nordamerika's mehr und mehr Boden."

Eine Stimme. Hoffentlich mehr, als bis jetzt unter den deutschen Männern.

Dr. Blüthe. Aber „an sich" —

Zwei Stimmen. Was an sich?

Dr. Blüthe. Ich meine die Bewegung, nein, das Denken, ich wollte sagen — nun, was wollte ich denn?

Drei Stimmen. Sie wollten etwas an sich.

Dr. Blüthe. Richtig, an sich. Ich meinte nämlich, daß „die strebenden Geister der deutschen Adoptivbevölkerung" „die durchdachteste und systematischste prinzipielle Opposition" gegen die Bewegung erheben könnten.

Agnes Köhler. Die strebenden? Wonach strebenden? Nach „Offieen"? Und diese „strebenden Geister", denen eben das Durchdenken ein Greuel ist wie die Prinzipien, sollten eine durchdachte und prinzipielle Opposition erheben? Grade die Denkenden und Prinzipiellen haben bis jetzt allein auf Seiten unserer Bewegung gekämpft, sie haben sie zuerst mit auf die Beine gebracht. Ich erinnere Sie u. A. an eine, schon 1849 geschriebene und in New-York gedruckte Flugschrift des leider zu früh verstorbenen K. Heinzen: „Ueber die Rechte und die Stellung der Weiber." In dieser Schrift finden Sie die Frauenfrage allseitig und im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung und Umwandlung der Gesellschaft behandelt, so daß der Verfasser am Schluß mit Recht ausrufen kann: „Das weibliche Geschlecht muß in die Reihen der Revolution treten, denn es handelt sich um die Revolution der Menschheit".

Dr. Blüthe. Die Schrift ist unter aller Kritik, wie auch seine Lustspiele, in denen er die deutschen Editoren herabsetzt.

A. Köhler. Haben Sie dieselbe gelesen?

Dr. Blüthe. Das nicht, aber an sich ist sie schon verurtheilt.

A. Köhler. Sie scheinen mir an sich ein eben so logischer Denker wie gerechter Kritiker zu sein.

Dr. Blüthe. Das habe ich mir schon selbst gesagt und ich freue mich, es auch von Andern anerkannt zu sehen. Deshalb hören Sie weiter. Die amerikanische „Frauen-Stimmrechts-Agitation erweckt die begründete Befürchtung, daß sie zu einer Wiederbelebung der todtgeglaubten Nativistenpartei, zu einer neuen Auflage des für völlig überwunden gehaltenen Knownothingthums führen werde."

„Die Hauptwortführerinnen zeigen eine bittere und feindselige Stimmung gegen das adoptirte Element, namentlich deutscher Zunge, vielleicht weil sie ahnen oder wissen, daß ihrer Agitation von dieser Seite nicht nur die wenigste Unterstützung zufließen, sondern zum Theil sogar die durchdachteste und systematischste prinzipielle Opposition begegnen wird".

Frau Stiegler. Aber würde man ihnen darin nicht Recht geben müssen? Wenn diese „deutschen Zungen" nichts Andres können, als Bier schlucken, sich in Tabacksrauch beizen und den Partei-Leithämmeln nachblöcken; wenn sie so roh sind, daß sie kein Wort der Sympathie für das Recht der schwächeren Hälfte der Menschheit zu reden haben; wenn sie nur mit dem Pöbel Hepp Hepp schreien können und solche Pöbelei noch dazu für „durchdachteste Opposition" ausgeben, dann nehme ich den amerikanischen Frauen nicht bloß nicht übel, daß sie gegen solch wertbvolles „Element" bitter werden, sondern dann könnte ich selbst nativistisch werden und zum Mindesten dafür stimmen, daß solchen „Denkern" durch Entziehung des Stimmrechts die Macht genommen werde, es den Frauen länger vorzuenthalten.

Dr. Blüthe. Richtig. Sie erkennen also ebenfalls

an, daß dieſe Amerikanerinnen gegen die deutſchen Zungen ſind. „Es gehört keine beſondre Divinationsgabe dazu, um von Hauſe aus bei den eingeborenen Amerikanerinnen keine abſonderliche Sympathie mit den rauchenden, biertrinkenden, nicht in die Kirche gehenden, Sonntags muſizirenden und tanzenden „Dutchmen" vorauszuſetzen."

Frau Stiegler. Ich kenne deutſche Frauen genug, die mit den „Rauchenden und Biertrinkenden" ebenfalls keine abſonderliche Sympathie empfinden. Wenn nun aber die „deutſchen Zungen" wegen der übrigen Anſtößigkeiten von den ſtimmberechtigten Amerikanerinnen etwas beſorgen, ſo ſcheint es mir verſtändiger und logiſcher zu ſein, daß ſie an die Hülfe ihrer ſtimmberechtigten Landsmänninnen appelliren, als daß ſie dieſe nebſt den Amerikanerinnen durch ihre „durchdachteſte Oppoſition" beleidigen und abſtoßen.

Dr. Blüthe. „An ſich" — „im weiteren Sinne" — „durchdachteſte" — — (er ſinkt langſam auf ſeinen Stuhl zurück, ſchließt die Augen und iſt wieder im „Trance".)

A. Köhler. Wenn er nicht ſo viel Bart hätte, würde ich glauben, er ſei eine verkleidete Frau, die ſich hier eingefunden, um die Männer lächerlich zu machen. Er ſcheint ein „Medium" zu ſein. Verſteht Niemand Spiritualiſtiſch? Wir wollen ihn befragen.

Karoline Wachenberg. Ich kenne ihn, ich habe ihn öfter in New-York geſehen. Er iſt ein ausgezeichneter „Editor" und ſieht nebenbei Geiſter, obſchon Niemand den ſeinigen ſieht. Ich will ihn examiniren. Im „Trance" denkt er ſich in eine andre Perſon hinein und dann hören

wir vielleicht etwas Wahres. Denn ein Editor ſagt die Wahrheit höchſtens dann, wenn er nicht weiß was er ſagt.

Womit denkt der Menſch?

Dr. Blüthe. Mit dem Magen.

K. Wachenberg. An ſich oder für ſich?

Dr. Blüthe. An ſich und für ſich.

K. Wachenberg. Wer gibt dem Magen zu denken?

Dr. Blüthe. Wer ihn füllt.

K. Wachenberg. Wer füllt den Ihrigen?

Dr. Blüthe. Der Typenbeſitzer.

K. Wachenberg. Und wer füllt deſſen Magen?

Dr. Blüthe. „Die Partei" und der Publicus.

K. Wachenberg. Folglich müſſen Sie denken und ſprechen wie die Partei und der Publicus will. Wenn Sie nun aber anders dächten und ſprächen?

Dr. Blüthe. Das iſt nicht möglich, denn mein Magen weiß, was er zu erwarten hätte, „wenn er ſich dieſes kleinen Verſehens zu Schulden brächte".

K. Wacheuberg. „Im weiteren Sinne"?

Dr. Blüthe. Im weiteſten.

K. Wachenberg. Und wie nennen Sie dieſe Magenpolitik oder Philoſophie?

Dr. Blüthe. „Durchdachteſte und ſyſtematiſchſte prinzipielle Oppoſition", oder „deutſches Denken der ſtrebenden Geiſter der deutſchen Adoptivbevölkerung".

K. Wachenberg. Aber haben Sie früher nicht geſagt, „man dürfe nicht Reformen, deren prinzipielle Berechtigung man nicht beſtreiten könne, aus ſ. g. Zweckmäßigkeitsrückſichten der Zeit überlaſſen?"

Dr. Blüthe. Das galt an ſich und ſo weit der Brodherr damit einverſtanden war, aber nicht in Dingen, welche gegen die Zweckmäßigkeitsrückſichten des Magens verſtoßen.

K. Wachenberg. Wenn Sie alſo einmal etwas Richtiges ſagen, ſo iſt das bloß als Redensart anzuſehen?

Dr. Blüthe. Es iſt ja Alles Redensart in der Welt. Von der Wahrheit läßt ſich nicht leben und doch wird auch die Lüge wieder ſchlecht bezahlt, wenn ſie nicht mitunter wie Wahrheit ausſieht. Die Welt iſt ſo verlogen, namentlich die journaliſtiſche Welt, daß ſelbſt die Lüge nicht mehr ächt zu verkaufen iſt, ſie muß in gewiſſem Grade mit Wahrheit gefälſcht werden.

K. Wachenberg. Sind Sie nicht von der Gleichberechtigung der Frauen, die Sie in Ihrem Blatt bekämpfen, eben ſo feſt überzeugt wie von der Gleichberechtigung der Neger, die Sie befürworten?

Dr. Blüthe. Vollkommen. Aber dieſe will meine Partei, mein Publicus und mein Brodherr, jene nicht, und mein Magen —

Eine Stimme. Mir wird übel.

Mehrere Stimmen. Man ſollte einen Ekel an der ganzen „deutſchen Zunge“ bekommen.

Frau Kalitſch. So tief konnten dieſe Herrn der Schöpfung ſinken und doch wollen ſie uns als Retterinnen zurückweiſen?

Die ganze Verſammlung. Entfernt den Unglücklichen! Wir halten ſeine Gegenwart nicht aus.

(Der Thürsteher weckt ihn durch den Ruf: „Die Heinzenschen Lustspiele!", worauf der Dr. Blüthe entsetzt auffährt und davonrennt.)

Julie vom Berg. Welche Früchte sollen wir von solchen „Blüthen" erwarten! Und solche Tröpfe, solche Jämmerlinge, solche Karrikaturen des Männerthums setzen sich auf's hohe Pferd, spielen die geistig Vornehmen und versuchen ihre Knirpsgestalt noch mit einem Nimbus von dunklen Möglichkeiten und tiefen Geheimnissen zu umkleiden, indem sie bedeutungsvoll auf „die Ziele der strebenden Geister" hindeuten, an deren Spitze sie stehen! Wahrhaftig, wenn ich sehe, daß solche Genies, solche absolute Nichtse an Geist und Charakter die Wortführer unserer Gegner sind, so schäme ich mich für mein eigenes Geschlecht, weil ihm die Erringung seiner Rechte noch so viel Anstrengung kostet. Diejenigen unter ihnen, welche sich für die größten „Staatsmänner" halten, wissen gegen unsre Gleichberechtigung keinen triftigeren Grund aufzubringen, als daß nur erst einzelne von uns sie verlangen. Wenn nur einzelne sie verlangen und Gebrauch davon machen, ist ja auch keine Gefahr für die „Staatsmänner" vorhanden. Sie gestehen also, daß sie aus Angst vor diesen Einzelnen die Hälfte der Menschheit, ihre Frauen und Mütter eingeschlossen, zur Rechtlosigkeit verurtheilen. Ein glänzendes Zeugniß für ihren Verstand wie für ihren Muth. Ihr Männer, es ist Zeit, daß ihr euch gegen die Verdächtigungen und Blamagen schützt, denen eure Wortführer euch aussetzen, sonst werdet ihr en masse in den Ruf der Hirnlosigkeit wie der Feigheit kommen!

Kaum war der Dr. Blüthe verabschiedet, so trat ein andrer Redner aus dem Hintergrunde hervor. Wer er

war und wie er hieß, konnte nicht ermittelt werden, obschon Jeder glaubte ihn oder einen Aehnlichen schon gesehen zu haben; man wußte nur, daß er aus New-York kam. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, aber mit kahlem Kopf und ausgemergeltem Gesicht, das trotz den halb erloschenen Augen einen Ausdruck von großer Dreistigkeit oder Frechheit hatte. Wenn er kein Editor war, konnte er wenigstens einer sein. Um ihm doch einen Namen und zwar einen Allerweltsnamen zu geben, will ich ihn Herr Sittlich nennen.

Herr Sittlich. Eine Ihrer Resolutionen fodert die freie, ungebundene Schließung und Trennung der Ehe. Ist dieß nicht, was man mit einem andren Ausdruck die „freie Liebe" nennt? Ich muß mich wundern, von deutschen Frauen eine Foderung stellen zu sehen, die selbst unter den Amerikanerinnen Abscheu erregt hat. Wohin würde es führen, wenn es in das Belieben jeder Frau gestellt würde, ihrem Manne zu entlaufen, sobald er durch irgend etwas ihre Laune und Empfindlichkeit verletzte, oder ein Andrer ihr besser gefiele? Was würde aus der weiblichen Würde und Tugend werden, wenn unsre Damen sich jeden Tag einem Andren in die Arme werfen könnten? Ja, wo bliebe überhaupt die Ehe und jene vielbesungene Himmelstochter, die Liebe, wenn Alles in beständigem Wechsel nur nach sinnlichen Genüssen jagte? Bedenken Sie die sittliche Anarchie, welche die unausbleibliche Folge Ihrer neuen Einrichtung sein würde. Ich muß gestehen, daß ich mich davor entsetze, und kann mir nicht denken, daß der sittliche Sinn unserer deutschen Frauen sich von Männern könnte beschämen lassen.

Julie vom Berg. Die Einwürfe des Herrn, der

so eindringlich zu unserm Gewissen redet und so besorgt sich unserer Würde annimt, sind mir sehr willkommen. Sie geben mir Gelegenheit, mich offen über ein Thema auszusprechen, das auch in diesem Lande noch mit der unwürdigsten Prüderie und unsinnigsten Zurückhaltung behandelt zu werden pflegt. Ich kenne den Herrn nicht, dem ich zu antworten habe. Möge er, was ich sage, nicht auf sich beziehen — es gilt der Männerwelt im Allgemeinen.

Ich beginne mit der Erklärung, daß ich die „freie Liebe" vollständig und entschieden vertrete. Aber der Ausdruck ist unrichtig und es sollte heißen: „Freiheit in der Liebe". Gibt es etwa eine andre Liebe, als die freie? Läßt sich die Liebe gebieten, oder erzwingen? Dergleichen scheint unsern bisherigen Liebesphilosophen vorzuschweben, welche ihre Philosophie in Konstantinopel oder Utah gelernt zu haben scheinen und eine Sklavinn als Geliebte gelten lassen. Unter allen Töchtern der Freiheit gibt es keine, die ihrer Natur nach mehr die Eigenschaften ihrer Mutter erfodert, als die Liebe. Liebe und freie Liebe ist also gleichbedeutend. Es sollte von freier Liebe so wenig die Rede sein, wie von nassem Wasser, oder heißem Feuer. Eine unfreie Liebe dagegen könnte ich in so fern gelten lassen, als das Gefühl, das Bedürfniß, die Leidenschaft, welche zwei Wesen verbindet, sie vollständig fesselt, ihren freien Willen aufhebt, sie unwiderstehlich von allem Andren abzieht. Aber grade weil die wirkliche Liebe diese Wirkung hat, diese Macht ausübt, diese Unentbehrlichkeit schafft, soll sie eben so wenig durch äußeren Zwang in ihrer Wahl gehindert werden, wie sie einer äußeren Fessel bedarf um fortzuexistiren. Mann und

Weib, die sich nicht lieben, sollen nicht vereinigt, oder, wo sie schon vereinigt sind, wieder getrennt werden; Mann und Weib, die sich lieben, sollen nicht an der Vereinigung gehindert und brauchen nicht durch Zwang beisammen gehalten zu werden. Das ist einfach, was ich unter Freiheit in der Liebe verstehe und was allein im Stande ist, zu sichern, was jetzt so selten geworden: eine wirkliche Ehe und ein glückliches Familienleben. Wer nicht mit mir einverstanden ist, der habe den Muth, das Gegentheil aufzustellen und zu erklären: die sich nicht lieben, sollen durch Zwang zusammengefügt und beisammen gehalten, die sich lieben, sollen durch Zwang getrennt und einander fern gehalten werden — Beides im Interesse der Sittlichkeit und des Menschenglücks!

Obgleich kein Mensch mit gesundem Verstande ein solches Gebot aufzustellen wagen wird, scheint dasselbe doch in der Praxis fast überall als Richtschnur zu gelten. Fielen nur auf vierundzwanzig Stunden alle Rücksichten zu Boden, deren Sklaven die meisten Menschen heute sind, es würden am andren Tage von s. g. Ehen nicht zehn mehr fortbestehn. Die Folgen des existirenden Zwangs- und Prostitutionsverhältnisses für die Eheleute, für ihre Nachkommenschaft, für die ganze Gesellschaft sind wahrhaft furchtbar. Aber diese nämliche Gesellschaft, namentlich der männliche Theil derselben, wird nicht müde, ihr Anathema über die Freiheit in der Liebe auszusprechen. „Freie Liebe" ist ein Schreckwort, aber freie Prostitution ist eine gesellschaftliche Einrichtung geworden, welche in wie außer der Ehe sogar durch gesetzliche Lizenz gutgeheißen wird. Soll ich Ihnen sagen, weshalb die Männer die Liebes-Freiheit verdammen? Weil sie der Tod der Pro-

ſtitutionsfreiheit ſein würde! Unſre männlichen Lehrmeiſter, die ſo weiſe über unſre Natur zu reden wiſſen, zeigen durch nichts ſo ſehr ihre Unfähigkeit, dieſelbe zu beurtheilen, wie durch ihre Beſorgniß, daß uns die Freiheit dahin führen werde, wohin ſie die Männer geführt hat. Geben Sie dem Weibe Freiheit und es wird lieben nach ſeinem Geſchmack und Herzensbedürfniß, geben Sie dem Manne Freiheit — und er hat ſie ja ſchon —, nicht aber dem Weibe und er wird proſtituiren nach ſeiner Gewohnheit. Nicht vom Weibe geht die Proſtitution aus, ſo wenig wie vom Sklaven die Sklaverei; wie dieſe auf Rechnung des Unterdrückers, kommt jene auf Rechnung des Mannes. „Freie Liebe“ für das Weib würde eben ſowohl das Ende der Proſtitution bedeuten wie für den Sklaven freie Selbſtbeſtimmung das Ende der Sklaverei bedeutet.

Doch laſſen Sie mich, was ich weiter zu ſagen habe, durch den Mund einer Verſtorbenen, einer zu früh Verſtorbenen und Verſchollenen ſagen, deren Andenken aufzufriſchen ich für eine Ehrenſache halte. Vor Jahren fand in Rutland, im Staate Vermont, eine der erſten Frauenkonventionen Statt, auf welcher — ſie war auch zahlreich von „Spiritualiſten“ beſucht — allerlei tolles Zeug geſchwatzt wurde, aber zugleich mehrere Rednerinnen durch Talent und Kühnheit allgemeines Erſtaunen erregten. Das meiſte Aufſehen machte eine bis dahin unbekannte Frau, deren Perſönlichkeit das Hauptorgan der Proſtitutions-Partei, der „New-York Herald“, alſo beſchrieb: „ſie iſt eine blaſſe, zart ausſehende Frau, deren hübſchen kleinen Mund ſtets ein ſüßes, ruhiges Lächeln umſpielt. Kein Menſch würde vermuthen, daß eine ſolche Frau öffentlich Geſinnungen äußern könnte wie diejenigen, welche in Rut-

land ihren Mund verunreinigten". Die Frau hieß Julia Branch, von New-York. Und welches waren die verbrecherischen Gesinnungen, durch welche Julia Branch die männlichen Sittenrichter so sehr empörte? Man höre: „Kein Mensch hat das Recht, mir vorzuschreiben, wann, wo und wen ich lieben soll." Dieß war das Thema ihrer Rede. Entsetzlich! Eine kleine Frau mit einem hübschen Mund untersteht sich zu behaupten, daß Niemand in der Welt, als sie selbst, über ihre Liebe zu bestimmen habe. „Freie Liebe!" Nieder mit ihr!

Später fand eine ähnliche Konvention in Utica, im Staat New-York, statt, auf der Julia Branch abermals auftrat. Dieß Mal war das Hauptthema ihres Vortrags: „Prostitution und Kindermord". Auf das, wegen ihrer früheren Rede über sie ergangene Verdammungsurtheil hindeutend, sprach sie u. A. Folgendes: „Ich fürchte keine öffentliche Meinung oder öffentliche Verdammung, denn ich muß Jeden, sei er Weib oder Mann, für einen Feigling erklären, der sich in seinem Herzen zu einem Glauben oder Grundsatz bekennt, den er nicht öffentlich vor aller Welt zu vertreten wagt. Solche Menschen kennen nicht den wahren Sinn des Wortes Freiheit und haben noch kennen zu lernen den wahren Sinn des Wortes Sklaverei. Es ist wahr, daß es keine leichte Sache ist, der öffentlichen Meinung zu trotzen. Ich wundre mich nicht, daß starke Herzen „schwach und müde geworden sind im Gutes-thun". Glück ist, wonach alle Welt strebt; aber man hat den Weg zum Glück, bepflanzt mit dem Kreuze der Pflicht, so eng und steil gemacht, daß nur Wenige ihn zu gehen wagen, ohne daß die Furcht vor trostloser Verdammung sie treibt oder die Hoffnung auf eine

glänzende Krone sie lockt — in jedem Fall eine schlechte Empfehlung für ihren eignen oder den allgemeinen Glücklichkeitsbegriff. Der Ehrgeiz, groß zu werden in der öffentlichen Meinung und den Applaus und die Zustimmung der Menge zu erlangen, ist ein kindisches Gefühl. Die treuesten und edelsten Reformer des heutigen Tages wie aller früheren Generationen sind Diejenigen, welche ihre „Reputation" verloren haben durch Vertretung unpopulairer Prinzipien. In der That, weder Mann noch Weib kann bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft gründlich wirken, so lang sie nicht ihre „Reputation" verloren haben."

Hat jemals ein Mann oder ein Weib eine edlere und stolzere Sprache geführt, als diese „zarte" Frau mit dem „kleinen Mund" und dem „süßen Lächeln"?

Sie geht sodann zu dem Zustand der Gesellschaft und namentlich zu dem Institut der jetzigen Ehe über, welches sie vor allen andren verantwortlich macht für die zwei Uebel, von denen sie reden will: Prostitution und Kindermord. „Ich hoffe, sagt sie, daß die Versammlung mich ruhig anhören wird, während ich von dem ersten Uebel rede. Es ist ohne Zweifel ein unangenehmes Thema für eine Zuhörerschaft. Viele von Ihnen, vielleicht alle, sind mit den Beschränktheiten falscher Scham und Delikatesse aufgewachsen und wenn ein Weib öffentlich nur auf ein solches Thema anspielt oder Kenntniß davon verräth, so genügt dieß schon, ihre eigne Moralität in Zweifel zu setzen. Aber was man auch von mir halten möge, ich bekenne offen, daß ich ein Interesse habe an allem Menschlichen, auch das Weib nicht ausgenommen, das den Pfad der Tugend verlassen hat und das man nur für geeignet

hält, eine Repräsentantinn jenes Orts der ewigen Qualen zu sein, zu welchen unsre Freunde von der Kirche sie ohne alles Erbarmen verdammen."

Ist es nicht erhebend, inmitten des Geplärrs und Geheuls der Heuchelei, die wie ein Alp die Geister dieser frommen Schurkenwelt niederdrückt, eine so edle Verachtung des stupiden Ungethüms, das man öffentliche Meinung nennt, von einer „zarten" Frau aussprechen zu hören?

Was nun die furchtbare Pest der Prostitution betrifft, welche die werdende wie die vorhandene Menschheit millionenweise physisch wie moralisch vergiftet, so begnügt sich Frau Branch, ein Bild von derselben zu entwerfen durch Mittheilung statistischer Angaben, die sie von Aerzten, namentlich dem Dr. Sänger von Blackwells Island, erhalten hat. Der Dr. Sänger untersuchte die Stadt New-York in polizeilicher Begleitung und fand gegen 400 notorische Bordelle mit 8000 Bewohnerinnen. Die Zahl der Besucher dieser Häuser, welche gegen acht Millionen Dollar verschlingen, schlägt er auf täglich 60,000 an. Die Privatprostitution, welche die öffentliche noch übertrifft (man rechnet auf New-York 40,000 Prostituirte), wußte Dr. Sänger nicht anzugeben; aber in England rechnet man auf je 14 Weiber eine Prostituirte (in Frankreich soll das Verhältniß noch weit schrecklicher sein) und im Durchschnitt führen die Unglücklichen dieses Leben dort nur vier Jahre, worauf sie sich „verheirathen" und — „respektable Frauen und Mütter" werden. Für diesen Zuwachs zeigt sich der „verheirathete Stand" generös genug. Frau Branch hebt das Faktum hervor, daß fünf Sechstheile der Besucher von Prostitutionshäusern — verheirathete Männer sind!

Und für wie nothwendig die jetzige Gesellschaft die Prostitution hält, beweis't sie u. A. durch einen Bescheid des Mayors von New-Bedford, der auf den Antrag, die Prostitutionshäuser aufzuheben, antwortete: „wenn diese Häuser abgeschafft sind, werden unsre Weiber und Töchter nirgends mehr sicher — sie werden in jeder Straße der Gefahr ausgesetzt sein, insultirt zu werden." (Das erinnert an den edlen Herrn Stringfellow, welcher die Nothwendigkeit der Sklaverei daraus herleitete, daß die Sklavinnen gleichsam sittliche Blitzableiterinnen für die Kaukasierinnen seien.)

Insultirt auf der Straße! „Aber, fragt Frau Branch, durch wen würden sie insultirt werden? Durch keinen Menschen außerhalb der Welt, sondern durch irgend Jemanden in der Welt, Jemanden hier und dort und überall — 60,000 Männer täglich in den Straßen New-Yorks, die euch überall begegnen, deren warmer Athem die Luft erfüllt und mit denen die reinsten und sittsamsten Mädchen fortwährend in Berührung gebracht werden! Wer sind sie? Wer anders, als Ehemänner, Väter, Brüder? Wessen Ehemann, Vater, Bruder? Ist es der eurige? Ist es der meinige? Das Blut schießt euch wie mir in die Wangen bei dem Gedanken, sie seien unsre Freunde."

Und doch, hätte sie hinzusetzen können, hält Jeder dieser 60,000 sich für berechtigt, den superioren Moralprediger zu spielen und Frau Julia Branch zu verdammen, weil sie gesagt hat, es solle nur von ihr abhangen, zu lieben wo, wann und wen sie wolle. Daß diese Freiheit nicht überall anerkannt ist und geübt wird, darin findet sie eben den Hauptgrnnd der Prostitution. „Die Ursache liegt in unserm jetzigen Eheinstitut, welches Mann und Weib nöthigt,

bis zum Tode beisammen zu bleiben ohne Liebe, ohne geistige, moralische und körperliche Uebereinstimmung." Dem Einwurf, daß ohne die jetzigen Ehefesseln eine Anarchie der geschlechtlichen Verhältnisse einreißen werde, begegnet sie mit der wahren Bemerkung, daß ein schlimmerer Zustand, als der jetzige, nicht möglich sein und eine vollkommene Freiheit im schlimmsten Fall eine bessere Generation erzeugen werde. Die Heuchelei, welche Fesseln für nöthig erklärt zur Zügelung Derer, die sich selbst nicht zügeln können, und beispielsweise „den Herrn So und So erwähnt, welcher sein Weib vernachläßigt" u. s. w., schlägt sie durch die Frage nieder: „wie alt ist das jüngste Kind des Herrn So und So?" Antwort: „zwei oder drei Monate". „Macht es nicht herzkrank, einen solchen verkommenen Zustand zu betrachten und die elenden Bemäntelungen, womit man ihn zu bedecken sucht?"

Das zweite Thema, über welches Frau Branch redete, ist der Kindermord. Sie wies durch statistische Angaben nach, daß dieses Verbrechen, welches hier zu einem alltäglichen Auskunfts- oder Korrektivmittel geworden, in einem schrecklichen Grade zugenommen hat. Im Jahr 1805 war in New-York das Verhältniß der Todtgeborenen zu den Einwohnern wie 1 zu 1612, 1820 wie 1 zu 654, 1840 wie 1 zu 516, 1850 wie 1 zu 386. Der Dr. Wyne berechnet, daß auf das Jahr 1805 unter 49 Gebnrten 1 Frühgeburt kommt, 1810 1 unter 33, 1815 1 unter 32, 1830 1 unter 20, 1840 1 unter 16, 1845 1 unter 13, 1850 1 unter 12. Derselbe Arzt hat der Frau Branch mitgetheilt, daß das Verbrechen des Kindermords seit 1805 hier um 415 Proz. zugenommen habe. Wenn es in diesem Verhältniß fortgeht, wird am Ende dieses Jahrhunderts in New-

York kaum noch ein Kind lebendig zur Welt kommen. Und eine ſolche Population hört Verdammungsurtheile über „frei Liebe“ an, als habe ſie noch irgend ein Recht, etwas Andres zu verdammen, als ſich ſelbſt! Wie viele von den Müttern jener Tauſende von gemordeten Kindern haben von ſich ſagen können, ſie allein hätten zu beſtimmen gehabt, wann, wo und wen ſie lieben ſollten? Dieſe inhaltſchwere Frage hat ſich noch keiner der Phariſäer geſtellt, welche Frauen wie Julia Branch als unſittlich verurtheilen.

„Was, fragt Frau Branch, iſt die Urſache dieſer ſchauderhaften Zunahme des unnatürlichſten Verbrechens? Ich kann ſie nur in unſerm jetzigen Eheinſtitut finden. Weder in noch außer der Ehe beſteht das mindeſte Bedenken, das Leben eines Kindes zu zerſtören — außer der Ehe wegen der Scheu, die „Reſpektabilität“ einzubüßen, da die Geſellſchaft die Mutter als untugendhaft ächtet; in der Ehe, weil die Sorgen der Mutterſchaft einengend, ärgerlich und ſchwierig ſind. Man hat keine Ahnung davon, bis zu welchem Grade dieſes Mordſyſtem praktizirt wird, und doch ſollte man es, wenn man die Zahl der Kinder betrachtet, die unſre Gefängniſſe füllen, beinah eine Wohlthat nennen. Mütter, denkt hierüber nach! Jedem Sohn, den ihr in die Welt ſetzt, ohne daß die reinſte Liebe ihn empfangen hat, ſind alle die Eigenſchaften eingeboren, welche unſre Gefängniſſe und Armenhäuſer füllen; jede Tochter dieſer Art bringt die Anlagen auf die Welt, welche in die Proſtitutionshäuſer führen. Deshalb iſt es eure Verantwortlichkeit wie euer Recht, zu ſagen, wann und wo und wie ihr Mütter werden wollt. Deshalb iſt es auch für euch eine Nothwendigkeit, mit jeder Kunſt und

Wiſſenſchaft bekannt zu werden, welche jetzt ein Monopol der Männer ſind, damit ihr beſſere Kinder zur Welt bringen lernt. Ich verwerfe in allen Dingen die Thorheit, daß Unwiſſenheit ein Segen ſei. Das Weib ſoll Alles wiſſen, was der Mann fähig iſt zu wiſſen, und es ſoll volle Freiheit haben dazu zu gelangen. Jede Feſſel, die eure Entwicklung hemmt, ſollt ihr zerreißen, mag Kirche oder Staat, Mann oder Frau, Weib oder Kind ſie euch anlegen."

Indem ſie zum Schluß kommt, weiſ't ſie darauf hin, daß die Exiſtenz der jetzigen Ehe die außereheliche Fortpflanzung nicht hindere, indem z. B. im Jahr 1852 in England und Wales 55,000 „illegitime" Kinder geboren worden ſeien. Deshalb ſolle man die Natur in ihr Recht einſetzen und den Unterſchied zwiſchen legitimen und illegitimen Geburten aufheben, um wenigſtens einen Grund des Kindermords zu entfernen. Sie ſchließt daher mit der Reſolution:

„Da das Verbrechen des Kindermords ſich vermehrt hat und mit jedem Jahr vermehrt unter der jetzigen falſchen Form der Ehe, ſollen alle Kinder, unter welchen Umſtänden ſie auch geboren ſeien, für legitim erklärt werden."

So weit Julia Branch. O, könnte ich dieſe kleine blaſſe Frau mit dem hübſchen Mund und dem ſüßen Lächeln unter die Lebenden zurückrufen! Durch den Tod dieſer Reformatorinn, welche die Rechte des freien Weibes ſo kühn zu vertreten und der Ueberhebung der männlichen Rohheit einen ſo beſchämenden Spiegel vorzuhalten wußte, hat unſre Sache einen unberechenbaren Verluſt erlitten. Ehren wir ihr Andenken und zum Zeichen der Anerkennung der edlen, in ſtiller Anſpruchloſigkeit aus

dem Leben geschiedenen Frau fodre ich die ganze Versammlung, Männer wie Weiber, auf, sich von ihren Sitzen zu erheben.

Die ganze Versammlung erhob sich und alle Augen suchten den Herrn Sittlich von New-York, der Julie vom Berg auf die Tribüne gerufen hatte. Aber vergebens. Er hatte die Spannung, womit Alles der Rednerinn zuhörte, benutzt, um sich unvermerkt davonzustehlen.

Da Niemand weiter das Wort verlangte, wurde die Geschäftsordnung wieder aufgenommen.

Als die Präsidentinn eben im Begriff war, über die Resolutionen abstimmen zu lassen, wurde folgendes, aus Waldeck in Virginien datirte Schreiben an die Konvention von der Sekretairinn vorgelesen:

Werthe Landsmänninnen.

Dieser Ausdruck selbst scheint mir eine Aufforderung zur Emanzipation zu sein. Was heißt eine „Männinn"? Wenn es Landsmänninnen gibt, muß es auch Männinnen geben. Das bedeutet aber nichts Andres, als daß das Weib ein Anhängsel des Mannes ist. Oder sollte es bedeuten, daß es dem Mann gleichsteht, daß es rechtlich so gut Mann ist wie der Mann selbst? Ich will es nicht entscheiden, konnte mich aber nicht enthalten, auf diesen eigenthümlichen Ausdruck aufmerksam zu machen, als mein Mann meinen Brief an Sie in's Teutsche übersetzte. Ich spreche und lese Teutsch, habe aber keine Uebung im Schreiben.

Ich bin nämlich eine geborene Amerikanerinn, wenn auch keine ächte Kaukasierinn. Meine Mutter stammt aus Afrika und nur mein Vater, dessen Sklavinn sie war,

gehört zur kaukasischen Race. Wenn ich Sie nun als Landsmänninn anrede, so thue ich das, weil mein Mann ein Teutscher ist, oder weil ich Sie als Amerikanerinnen betrachte, oder weil wir alle miteinander als Weltbürgerinnen gleichstehen. Ich hoffe, Sie werden auf die zufälligen äußeren Unterschiede der Menschen so wenig Gewicht legen wie ich. Soll ich aber einmal einen Unterschied machen und für mich selbst einen Platz suchen, so will ich eine Teutsche sein. Ich werde Ihnen sagen, warum.

Meine arme Mutter war todt und ich wuchs mit den weißen Töchtern meines Vaters, die jünger waren als ich, halb als Schwester, halb als Wärterinn auf. Da brach der Krieg aus. Mein Vater zog als Colonel mit. (Später ist er bei Richmond gefallen.) Als er fort war, hielt seine Frau es für gerathen, ihre Sklaven südwärts in Sicherheit zu bringen. Mich, die sie von jeher nicht leiden konnte, wollte sie zuerst fortschicken und zwar zu einem Bekannten in Süd-Karolina, der früher $3000 für mich geboten hatte. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte, und beschloß, nach dem Norden zu fliehen. Ich war erst 18 Jahre alt, aber rüstig und muthig und so machte ich mich mit einem alten Sklaven, einem Verwandten meiner Mutter, bei Nacht auf den Weg. Ich hatte einen Revolver und er ein Bowiemesser. Nach mehrtägigem Marsch durch Wälder und Einöden näherten wir uns eines Abends ermüdet und halb verhungert einem Farmhause, das am Fuß eines Berges in einem Waldrande versteckt lag. Das Haus war hübsch, ein großer Garten lag vor ihm und seine ganze Umgebung zeigte, daß es nicht von südlichen Leuten bewohnt war. Durch das Fenster sahen wir vier Men-

ſchen in der erleuchteten Stube: zwei alte Männer, eine alte Frau und einen jungen Mann. Sie ſahen nicht aus wie Amerikaner und wir beſchloſſen einzutreten. Sobald wir uns als Flüchtlinge zu erkennen gegeben hatten, wurden wir auf das Freundlichſte aufgenommen und bewirthet. Nur der eine der alten Männer machte kein freundliches Geſicht. Am zweiten Tage wollten wir weiter, aber man rieth uns, noch zu warten, da nördlich die Gegend nicht ſicher war. Wir ließen es uns gern gefallen, da wir bei ſo vortrefflichen Leuten waren, und arbeiteten mit, wo wir Gelegenheit fanden. Die alte Frau, der ich faſt alle Hausarbeit abnahm, gewann mich lieb und der junge Mann bewies mir die freundlichſte Aufmerkſamkeit. So angenehme Geſellſchaft hatte ich noch nie gehabt und ich dachte jetzt mit Schrecken an die Weiterreiſe. Da hieß es auf einmal, es ſeien Rebellentruppen in der Nähe. Cäſar, mein alter Begleiter, der immer umherſpähte, hatte ſie geſehen. Er für ſich fürchtete nichts, er wollte ſich als Sklaven des Farmers ausgeben und Niemand begehrte einen alten Mann. Aber der Sohn des Hauſes ſollte in die Rebellen-Armee gepreßt werden und mich hätte man gleich als eine Flüchtige in Verdacht gehabt. Da war nicht lang zu überlegen, ich holte meinen Revolver und eilte mit dem jungen Manne, der ſeine Büchſe ſchon auf der Schulter hatte, in den Wald, wo wir uns zwei Tage verſteckt hielten. Dann brachte uns Cäſar die Nachricht, daß die Rebellen wieder alle abgezogen und weit weg ſeien. Sie hatten das Haus und die Umgegend durchſucht und ſich endlich bei der Verſicherung beruhigt, daß der Sohn ſchon vor zwei Wochen zur Armee abgegangen ſei. Als ich mit demſelben aus dem Walde kam,

präsentirte er mich seinen Eltern als seine Braut. Um meine Liebe zu gewinnen, hätte er gar nicht nöthig gehabt, mir die seinige zu erklären, denn vom ersten Augenblick ab, wo ich ihn sah, sagte ich mir: den mögtest du zum Manne haben. Als er mich vorstellte, war seine Mutter gleich einverstanden, nur sein Vater, der „Demokrat" gewesen war, schüttelte den Kopf und machte ein mürrisches Gesicht. Fritz aber sagte: „sie hat einen klaren Verstand, sie hat ein gutes Herz, sie hat die besten Grundsätze, sie hat einen aufgeweckten Humor, sie ist eine fleißige Arbeiterinn und dabei ist sie hübscher, als alle Mädchen, an die ich denken kann. Ich liebe sie, sie liebt mich und wir werden glücklich sein. Was könnt ihr mehr verlangen"? Der alte Papa mußte einwilligen und wir waren Mann und Weib. Das sind wir jetzt seit sieben Jahren und wir sind heute so glücklich wie am ersten Tage. Auch haben wir etwas vor uns gebracht. Wir haben jetzt 120 Acker Land, 50 mit Frucht bebaut, 6 mit Reben und das übrige Wiesen und Wald — Alles wie ein einziger Garten. Aber Sie sollten meine Kinder sehen! Das Mädchen ist erst zwei Jahre alt. O, ich zittere vor Angst und Wuth, wenn ich jetzt an die Zeit zurückdenke, wo Einem ein solches Kind aus den Armen gerissen und verkauft werden konnte. Mir dieß Kind nehmen? Nein, das hätte Keiner fertig gebracht. Ich hätte ihn zerrissen mit meinen Zähnen, ich hätte eher mich selbst in Stücke reißen, als mir das Kind nehmen lassen. Und nun gar der Junge! Er ist fünf Jahre. Einen solchen Jungen haben Sie nie gesehen. Er ist ein Mittelding zwischen einem Engel und einem jungen Löwen. Ich meine Abends, es könne gar nicht dunkel werden, wenn er die großen Augen offen hält.

Sonst ist er ganz sein Vater, besonders der Mund. Selbst unser Hund setzt sich manch Mal vor ihn, wenn er am Spielen ist, bloß um den Jungen zu betrachten. Er heißt Fritz wie sein Vater und sein Schwesterchen heißt Elisabeth wie ich.

Ich mußte Ihnen das Alles schreiben, damit Sie wissen, wie ich Ihre Landsmänninn geworden bin. Jetzt haben sich mehrere teutsche Familien in unserer Gegend angesiedelt, sehr brave und gebildete Leute. Wir besuchen uns oft, halten teutsche Zeitungen, besonders den „Pionier", und unterhalten uns über Alles, was darin steht. Mein Mann und ich sind immer die radikalsten und als wir von Ihrer Konvention lasen, hätten wir gleich nach Frauenstadt reisen mögen. Das ging nun nicht, weil kürzlich mein Schwiegervater gestorben, meine gute Schwiegermutter kränklich und der alte Oheim Jakob verreis't ist. Aber ich mußte Ihnen wenigstens schreiben, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich darüber freue, daß es außer mir noch mehr radikale teutsche Frauen gibt. Eigentlich begreife ich nicht, warum sie es nicht alle sind. Radikal sein heißt doch im Grunde nichts Andres, als, den gesunden Menschenverstand gebrauchen. Aber es scheint, daß es leichter ist, die Menschen um ihren Verstand zu betrügen, als, ihn ohne Furcht zu gebrauchen. Wenn sie fremde Wörter hören, die sie nicht verstehen, oder wenn gelehrte Leute ihnen etwas vorschwatzen, so trauen sie dem unverstandenen Zeug mehr Verstand zu, als sich selbst. Dieser Tage las ich einen Aufsatz, wo ein gelehrt-thuender Doktor auseinandersetzte, wie verschieden die einzelnen Theile des männlichen und weiblichen Körpers sind und wie verschieden daher auch die Bestimmung und das Recht des

Mannes und des Weibes sein müssen. Das machte wirklich ein Paar unserer Nachbarinnen bedenklich. Ich aber fragte sie: „warum urtheilt ihr nicht nach eurem eigenen Begriff, sondern nach den Lehren dieses Doktors? Was dieser Mann aufstellt, beweis't ja genau das Gegentheil von Dem, was er daraus herleiten will. Grade weil Mann und Weib verschieden sind, kann jedes nur für und über sich selbst urtheilen und bestimmen. Ist es nicht unsinnig, daß ein Mann mir sagt, ich sei ein von ihm ganz verschiedenes Wesen und deshalb könne oder müsse er mir sagen, was ich vermöge, wozu ich bestimmt sei, was ich verlange und was mir zukomme? Heißt das nicht, weil er ein Mann ist, darum denkt und will er weiblich, weiblicher, als ich selbst? Weil er meine Natur nicht hat, deshalb soll er mir sie lehren oder vorschreiben? Das ist eben so despotisch, wie es unsinnig ist. Grade weil ich verschieden von ihm bin, grade deshalb soll und kann er mir nicht vorschreiben, was ich zu denken und zu wollen habe, grade deshalb kann und soll er nicht mein Stellvertreter sein, grade deshalb will und muß ich das Recht haben, meine Wünsche selbst zu verfolgen und meine Interessen selbst wahrzunehmen. Würde er sich nicht höchlich empören und mich für unsinnig erklären, wenn ich mir anmaßte, seine Natur besser beurtheilen zu können, als er selbst, und daraus das Recht herleiten wollte, ihn zu bevormunden?“ Das leuchtete denn auch meinen Nachbarinnen ein und sie erklärten den Doktor für einen frechen Humbugger.

Liebe Landsmänninnen, ich finde, daß die menschlichen Dinge immer einfacher werden, je menschlicher man sie

anſieht und je weniger man ſich von gelehrten Leuten imponiren läßt, die häufig dummer ſind, als der einfachſte Tagelöhner. Dieſe Herrn meinen, wir Frauen ſeien nicht im Stande in Staatsſachen mitzuſprechen. Nun, ich leſe beſtändig die Zeitungen und ſehe daraus, was das für Staatsſachen ſind, in denen wir nicht mitſprechen und mitſtimmen ſollen. Ich habe aber noch keine Frage gefunden, bei der ich nicht ſogleich mit mir im Reinen war, wie ich zu ſtimmen hätte, während die Staatsmänner und Gelehrten ſich Jahre lang darüber herumſtreiten. Freiheit oder Sklaverei? Ich ſtimme für die Freiheit, obſchon ich einen andren Körperbau habe, als ein Staatsmann, oder ein Doktor. Staatenrecht oder Bundesrecht? Ich ſtimme für das Bundesrecht, da die Staaten zum Bund gehören, aber nicht der Bund zu den Staaten. Präſident oder Legislatur? Weg mit dem Diener, der ſeine Herren beherrſcht! Nun, dieß ſind große, „verwickelte“, „ſtaatsrechtliche“ Fragen und doch ſo einfach wie eine Haushaltungsfrage. Gehen Sie nun geringere Fragen der Geſetzgebung in Bundes-, Staats- und County-Angelegenheiten durch, ſo werden Sie noch weniger eine finden, bei der Sie lang im Zweifel ſein können, auf welcher Seite Verſtand und Unverſtand, Recht und Unrecht iſt. Aber Eins gebe ich zu: wir Frauen werden bei manchen Fragen anders ſtimmen als die Männer, eben weil dieſelben, ſeit Jahrtauſenden an Gewalt und Unrecht gewöhnt, noch gar zu oft die eine für Vernunft und das andre für Recht halten.

Ich habe noch nicht viel Männer geſehen in meinem Leben, aber manch Mal denke ich, die Mehrzahl derſelben müſſe aus Narren beſtehen. Zwei Mal zwei macht vier,

nämlich nach männlicher Rechnung. Wenn aber ein Weib rechnet, so soll es fünf machen. Ein Weib soll Schwarz nicht von Weiß, Grade nicht von Krumm, Groß nicht von Klein, Warm nicht von Kalt unterscheiden können, aber doch trauen sie uns zu, daß wir unter ihnen sogleich den Besten, den Edelsten, den Gescheidtesten, den Größten, den Liebenswürdigsten herauszufinden wissen und natürlich jeden Einzelnen dafür halten. Ist das weniger, als Narrheit? Sollten sie uns aber zutrauen, daß wir auch in andren Dingen, als in Bezug auf ihre Liebenswürdigkeit, richtig urtheilen, so haben wir wenigstens kein Recht, dieß Urtheil da abzugeben, wo es nützen kann, nämlich am Stimmkasten. Ist das nicht mehr, als Narrheit? Ich muß immer lachen über unsern alten Onkel Jakob. Er ist kein „Demokrat", wie sein Bruder war, und er urtheilt auch ganz anders über die Frauen, aber das Stimmrecht will ihm nicht in den Kopf. So oft es in unserer Gegend zu einer Abstimmung kommt, fragt er mich erst um Rath und gewöhnlich stimmt er wie ich es wünsche. Wenn ich ihn nun aber frage, warum ich nicht eben so gut selbst stimmen sollte, da er doch mein Urtheil immer als richtig anerkenne, antwortet er: „ihr Weiber seid dazu zu dumm oder zu klug." Das Erste mögte ich häufig von den Männern sagen, aber um auch das Letzte zu sagen, dazu bin ich nicht dumm genug.

Nun leben Sie alle wohl. Ich hoffe, daß Ihre Konvention gut ablaufen und Erfolg haben wird. Wenn aber irgend Eine von Ihnen in unsre schöne Gegend kommen sollte, so muß sie uns besuchen.

Ihre Elisabeth Stark.

Auch mein Mann läßt Sie vielmals grüßen.

Das Schreiben wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und die Sekretairinn mit einer angemessenen Beantwortung beauftragt.

Darauf erfolgte die Abstimmung über die Resolutionen, welche einstimmig angenommen wurden.

Unterdessen war es beinah Mitternacht geworden, weshalb sich die Versammlung vertagte.

Dritter Tag.

Nachdem die Versammlung zur Ordnung gerufen war, wurde sie sofort in die geeignetste Stimmung versetzt durch Verlesung des folgenden, an die Präsidentinn gelangten Schreibens:

An die Präsidentschaft von dem deutschen
Frauen-Konventschen in Frauenstadt.
Protestantion.

Unser Editor hat uns gesagt und auch diesen Protestantion aufgesetzt, daß Sie wollen alle Weibsleut immanzapiren und daß sie dann alle wollen Mannsleut werden und alle Mannsarbeit machen und kein Mann von seinen Arbeit und Büßineß mehr sicher sein kann. Nun hören Sie wir haben schon jetzt nicht Arbeit genug und schwachen Lohn dazu, und nun wollen Sie uns auch Das noch abnehmen? Warum bleiben Sie nicht bei eure Nadel und Scheer und Kochlöffel? Was haben Sie in unsere Sfäre zu thun? Sie sollen in eure Natur bleiben und nicht unsern Gefühl übertreten. Wir melden euch daß wir an die Regierung geben wollen und daß wir hierdurch mit unserm ganzen Instink protestantiren.

Unterzeichnet:

A. Haudrauf, Grobſchmied.
M. Balken, Bauſchreiner.
R. Buckel, Kohlenträger.
Th. Segel, Matroſe.
F. Gaul, Fuhrmann.
S. Tonne, Brauknecht.
K. Granit, Steinbrecher.
G. Ziegel, Bricklayer.
B. Stier, Schlächter.
B. Haut, Abdecker.
N. Schulterig, Longſhoreman.

Julie vom Berg. Ob dieſes Schreiben ächt, oder erſonnen iſt, mag unentſchieden bleiben. Jeden Falls iſt es eine eben ſo treffende wie maſſive Satyre auf jene Preßgenie's, welche nur auf ein Publikum von der Art der Unterzeichner zu rechnen ſcheinen indem ſie daſſelbe fortwährend zu alarmiren ſuchen durch die Beſorgniß, die Weiber könnten durch die Gleichberechtigung ihre „Natur“ verlieren, um dann männliche Gewohnheiten anzunehmen, männliche Beſchäftigungen zu ſuchen, männliche „Wirkungskreiſe“ zu uſurpiren, kurzum ſich in weibliche Männer zu verwandeln. Ein Glück, daß dieſe Wächter uns an uns ſelbſt erinnern: wir würden ſonſt vergeſſen, daß wir Weiber ſind! Iſt es aber nicht merkwürdig, daß die Beſorgniß, wir könnten durch die Gleichberechtigung verleitet werden, unſre weibliche Natur abzulegen und in das männliche Geſchlecht überzugehen, am Meiſten grade ſolche Männer zu beunruhigen pflegt, welche am Wenigſten geeignet wären, uns als verlockende Muſter zu dienen? Wenn ich durch irgend eine ſchadenfrohe Macht in die unbezähm-

barſte Verſuchung gebracht würde, mir eine männliche Natur anzueignen, Muſter von der Art dieſer teutſchen Editoren würden mich davon für alle Zeit gründlich kuriren und zur Rettung meiner Menſchlichkeit wie meiner Reſpektabilität in die weibliche Natur zurückſchrecken.

Nach dieſen, mit heiterer Zuſtimmung aufgenommenen Bemerkungen wurde das Komite für beſondre Vorſchläge und Anträge aufgefodert ſeine Propoſitionen zu machen.

Der erſte Antrag betraf die dauernde Vereinigung der radikalen teutſchen Frauen. Zur Erreichung dieſes Zweckes wurde beſchloſſen, in New-York ein Zentral-Komite zu errichten, das die Organiſation durch das ganze Land einzuleiten und ſich mit den amerikaniſchen Frauenrechts-Komite's ſo wie mit dem teutſchen „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien" in Verbindung zu ſetzen hat.

Zweiter Antrag. „Da unter den teutſchen Männern für die Rechte des weiblichen Geſchlechts nur die wirklich Radikalen auftreten, welche eine allgemeine Propaganda durch ihren „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien" in's Werk zu richten ſuchen, ſo iſt es das Intereſſe wie die Pflicht radikaler teutſcher Frauen, jenen Verein nach Kräften zu unterſtützen. Es ſollen daher in allen Orten, wo ſich ſolche Frauen zuſammenfinden, ſo bald wie möglich Ausſtellungen (Fair's) veranſtaltet werden, deren Ertrag jenem Verein überwieſen wird."

Bei Befürwortung dieſes Antrags wurde darauf hingewieſen, daß die teutſchen Männer im Allgemeinen, ſelbſt manche, die ſich radikal nennen, kein Geld für geiſtige

Zwecke übrig haben, weil die Aermsten Alles für Bier und Zigarren verwenden müssen — ein Bedürfniß, womit die Natur glücklicher Weise das weibliche Geschlecht verschont hat. Dafür habe zwar dieses im Allgemeinen eine Leidenschaft für leeren Putz und Tand, aber es werde sie immer mehr ablegen, je vernünftiger es erzogen werde, und radikal gesinnte Frauen seien schon jetzt frei davon. Es werde diesen also leicht werden, einen Theil ihres Taschengeldes, statt für Flitter und Bänder, für Material zu Handarbeiten u. s. w. zu verwenden, welche sich für eine Ausstellung eignen.

Mit Akklamation angenommen.

Dritter Antrag. Es ist darauf hinzuarbeiten und namentlich dem Zentral-Komite in New-York zu empfehlen, daß mindestens zwei Frauen, und von diesen eine Teutsche, als Mitglieder des Kollegiums der „Commissioners of Emigration" angestellt werden.

Zur Begründung dieses Antrags wurde geltend gemacht, daß nach Allem, was man durch die Presse wie unter der Hand erfährt, die zum Schutz der Einwanderer bestehenden Einrichtungen dem weiblichen Theil derselben nicht im gleichen Maße zu gut kommen, wie dem männlichen, obschon jener des Schutzes mehr bedarf, als dieser. Dieser Mangelhaftigkeit könne nur abgeholfen werden durch weibliche Ueberwachung und Fürsorge. Die Hauptsorge sei gegenwärtig darauf gerichtet, die Einwanderer vor pekuniairen Verlusten durch Schwindeleien zu sichern; den einwandernden Frauen und Mädchen aber, namentlich den ohne männliche Begleitung herüberkommenden, drohen außer dem Geldverlust ganz andre Gefahren und Hunderte, wenn nicht Tausende seien schon zu Grunde ge-

gangen, weil Niemand speziell ihre Lage und ihr Wohl ernstlich in's Auge gefaßt habe. Auch sei es natürlich, daß eine ankommende Fremde in Bezug auf ihre Absichten und Anliegen, die sie einer zur Wahrung ihrer Interessen angestellten Frau ohne Weiteres anvertrauen würde, männlichen Beamten gegenüber zurückhaltend sei, was namentlich auch die Behandlung auf der See betreffe, über welche man hinterher so empörende Skandalgeschichten erfahre. Es sei daher dringend nöthig, das Kollegium der Emigrations-Kommissaire durch tüchtige Frauen zu vervollständigen, welche sich speziell der Hülfsbedürftigen ihres Geschlechts annehmen und sie vor allen Gefahren sichern, die auf dem Wege zu ihrer Bestimmung auf sie lauern.

Angenommen.

Vierter Antrag. Alle teutsche Frauen sollten es sich zur besondern Aufgabe machen, streng darauf zu halten, daß ihre Kinder nicht bloß teutsche Schulen besuchen, sondern auch im Umgang mit einander sich nur der teutschen Sprache bedienen, was natürlich das Erlernen des Englischen nicht ausschließen darf.

Angenommen und Allen zur Beherzigung empfohlen.

Fünfter Antrag. Das Hauptmittel der Wirksamkeit für Aufklärung, Wahrheit und humanen Fortschritt ist die Presse und namentlich die Tagespresse. Die Frauen, die mit allen ihren Interessen auf diesen Fortschritt angewiesen sind, handeln gegen sich selbst, wenn sie nicht Alles aufbieten, die radikale Presse, die einzige, welche ihre Rechte vertrit, zu unterstützen und die reaktionaire und indifferente zu verdrängen. Es ist daher Pflicht aller radikalen Frauen, radikalen Blättern in ihren

Kreisen Eingang zu verschaffen und die übrigen zu verbannen.

Dieser Antrag wurde namentlich unterstützt durch Julie vom Berg, welche sich folgender Maßen aussprach:

Das weibliche Geschlecht ist bei Reformirung der Presse um so mehr interessirt, da dieselbe bis jetzt fast ausschließlich vom männlichen beherrscht wird. Männer schreiben die Blätter, Männer verbreiten sie und die meisten Frauen lesen ohne Auswahl und Bedenken, was ihnen vorgelegt wird. Was aber bietet die Lektüre dar, die man ihnen als geistige Kost vorsetzt? Wenn ich von den religiösen Blättern absehe, die selbstverständlich aus unsern Kreisen ausgeschlossen sind oder sein müssen, so bietet man uns wenig mehr als das täglich wiederholte, geistlose, widerliche Gezänk der Parteibedienten, die sich gegenseitig bei ihren Anklagen wie bei ihren Vertheidigungen durch Lügen und Charakterlosigkeiten zu überbieten suchen, oder einen Nachdruck der gesinnungslosesten und korruptesten Unterhaltungslektüre, wodurch drüben in Teutschland servile Literaten die geknechteten Unterthanen vom Nachdenken über ihre fluchwürdigen Zustände abhalten. Mit den Organen der Parteibedienten und den Fabrikaten der „Unterhaltungs"-Lieferanten wird das ganze Land überschwemmt. Jedes Mittel, auch das bettelhafteste, wird zu ihrer Verbreitung angewandt und hausirende Agenten drängen sich in jedes Haus, um sie namentlich den Frauen aufzuschwatzen. Kein Wunder, daß durch solche Lektüre, die für Unterthanen gemünzt ist, auch in der Republik aller freie Geist abgelenkt, alle Gesinnung verweichlicht oder vergiftet und aller gesunde Geschmack verderbt wird. Man

beklagt ſich über das Darniederliegen alles geiſtigen Lebens und aller Theilnahme an höheren Beſtrebungen unter den teutſchen Frauen dieſes Landes. Iſt etwas Andres zu erwarten bei der geiſtigen Nahrung, die ihnen geboten wird und die faſt nur aus Kriminalgeſchichten, faden Romanen, Theetiſch-Novellen, Lokal-Klatſch, Annoncen von Wahrſagerinnen, oder maskirten mediziniſchen Mördern u. ſ. w. beſtehen? Dieſe ganze Lektüre iſt wie berechnet, die Frauen auf dem geiſtigen Niveau des Pöbels feſtzubannen und jede Anregung zum Denken und Streben von ihnen fern zu halten.

Und was für Geiſter ſind es, die ſolche Lektüre in die Welt ſchicken? Wir haben einige Exemplare kennen gelernt. Es ſind die ſ. g. „Editoren". Es ſcheint, das journaliſtiſche Fach zeichnet ſich vor allen andren dadurch aus, daß es nicht bloß jeder Unfähigkeit und Unwürdigkeit zugänglich iſt, ſondern auch die Unfähigkeit und Unwürdigkeit am Beſten belohnt. Kein Schuſter, kein Schneider, kein Maurer, kein Holzhauer findet Beſchäftigung und Kunden, wenn er nichts von ſeinem Handwerk verſteht. Das Handwerk des Journaliſten aber — es iſt in der That für die Meiſten ein bloßes Handwerk — macht aus jedem durſtigen Bummler oder verunglückten Commis, der früher in ſeinem ganzen Leben nicht an Schriftſtellerei gedacht hat, ſofort einen vollendeten „Editor". Und ſitzt ſolch ein Genie einmal auf dem „Editor"-Stuhl, ſo wird er auch ſofort ein „großer Mann". Was noch von Beſcheidenheit, von möglicher Fähigkeit, etwas zu lernen, von Zweifeln an ſeiner Kompetenz in ihm geſteckt haben mag, iſt plötzlich wie weggeblaſen; er iſt Jedem überlegen, weiſ't jede Belehruug mit Hohn zurück,

verficht jede Dummheit mit dem Bewußtſein der Unfehlbarkeit und zieht Alles in den Koth, was nicht in den Kreis ſeiner pöbelhaften Anſchauungen oder ſeines Parteibediententhums paßt. Wodurch dieſe Sorte von Vertretern des teutſchen Geiſtes und der teutſchen Mutterſprache ſich aber am Meiſten und am Uebereinſtimmendſten auszeichnet, das iſt die, auch den gebildeteren unter ihnen anhaftende ſouveraine Brutalität, womit ſie die Beſtrebungen und Rechte ihrer weiblichen Mitmenſchen verhöhnen und bekämpfen. Das bloße Bewußtſein, zu dem Geſchlecht zu gehören, das die Preisboxer und Kehlabſchneider liefert, macht ſie zu kompetenten Richtern und privilegirten Herrn über Alles, was weiblich heißt. Es gibt keine Frage, an der ſich die Pöbelhaftigkeit eines Menſchen beſſer und ſicherer erproben läßt, als die Weiberrechtsfrage, und da ſich an ihr überall der wahre Pöbel ſo recht con amore auszulaſſen pflegt und mit voller Freiheit, ohne Furcht vor der Polizei wie vor den Knochen des ſchwächeren Geſchlechts, beſtialiſch delektiren kann, iſt ſie natürlich ein gefundener Biſſen für die Pöbelſkribenten, die ſie ihrem Publikum mit Bierbankwitzen und Eckenſteher-Geiſtreichigkeiten recht ſchmackhaft zu machen ſuchen.

Die Frauen haben es in ihrer Macht, einen großen Theil dieſer Pöbel-Skribenten außer Brod zu ſetzen. Ich weiß, daß manche derſelben durch Hunger und nicht grade durch böſen Willen dahin gelangen, ſich zu Allem gebrauchen zu laſſen, und wünſche den armen Teufeln als Menſchen wahrlich nichts Böſes. Aber ich kann nun einmal, ganz abgeſehen von unſern ſpeziellen Intereſſen, die Preſſe, dieſes wichtigſte Inſtitut zur Fortbildung der Menſchheit, nicht zu einer bloßen Verſorgungsanſtalt für jede brodloſe

Unfähigkeit, die sich lieber einer beliebigen Handarbeit zuwenden sollte, und jede gemeine Gesinnung herabwürdigen lassen, die sich für Kost und Logis zum Verrath an allen geistigen und humanen Interessen gebrauchen läßt. Es ist besser, daß ein „Editor" ohne Fähigkeit und Beruf brodlos, als daß der Geist von Tausenden irre geführt oder korrumpirt wird, die einer bessern Belehrung und Einwirkung zugänglich gewesen wären.

Es sollten alle Frauen, denen eine freie Richtung, guter Geschmack und edlere Tendenzen nicht fremd oder gleichgültig sind, den festen Entschluß fassen und ausführen, alle Blätter der Parteibedienten, alle jene „Intelligenzblätter, die nicht Blätter der Intelligenz sind", und namentlich jene s. g. Unterhaltungsblätter, zu deren Herausgabe nichts nöthig ist, als schlechter Geschmack, gemeiner Krämergeist und kritikloser Nachdruck, aus ihren Kreisen vollständig zu verbannen und an ihre Stelle radikale Blätter einzuführen, aus denen der wirkliche Wille spricht, der Menschheit voranzuhelfen, und zugleich die Fähigkeit, diesem Zweck zu dienen. Was wir bedürfen, ist strenge Fest- und Reinhaltung der Grundsätze des allgemeinen Menschenrechts, ist scheu- und schonungslose Aufdeckung und Geltendmachung der Wahrheit nach allen Seiten, ist vorurtheillose Läuterung der Begriffe zur Sicherung des geistigen Fortschritts, ist unabhängige Kritik aller Fragen und Vorgänge des öffentlichen Lebens, ist unversöhnliche Bekämpfung aller Gemeinheit und Korruption, und wenn wir daneben nach geistiger Unterhaltung verlangen, so sei es eine, welche dem gesunden Geschmack entspricht, geistigen Gehalt besitzt und keine unfreie oder unwürdige Tendenz zu fördern geeignet oder bestimmt ist. Wo aber finden

wir alles Dieſes, wo können wir es finden, wenn nicht in durchaus radikalen Blättern, die eben ſo unabhängig ſind von Pöbelgunſt wie vom Parteidienſt? Wende keine Frau ein, daß ſie durch Begünſtigung der radikalen Preſſe, welche ihre Rechte vertrit, mit ihrer ſtärkeren Hälfte in Kolliſion kommen könne. Diejenige, welche ſolche Kolliſion ſcheut, iſt auch nicht geeignet, an unſern Beſtrebungen Theil zu nehmen; diejenige aber, für welche ſolche Kolliſion einen ernſten Charakter annehmen könnte, iſt auch längſt reif, ſich jeder Kolliſion mit der ſtärkeren Hälfte zu entziehen. Wollen wir freie Frauen ſein, ſo laßt es uns zunächſt dadurch bekunden, daß wir uns vor unfreien Männern wenigſtens nicht fürchten, wenn wir nicht im Stande ſind ſie zu bekehren.

Der Antrag wurde mit lebhafteſter Zuſtimmung angenommen.

Sechſter Antrag. Die Frauen im Allgemeinen geben durch nichts ſich ſelbſt mehr geiſtige Blößen und den Gegnern ihrer Rechte mehr Waffen in die Hand, als durch die unbedenkliche Fügſamkeit, womit ſie ſich der Tyrannei auch der unſinnigſten Moden unterwerfen, und durch die eitle Gewiſſenloſigkeit, womit ſie an den nichtigſten Tand Summen verſchwenden, die ihnen die Mittel zur Reformirung der ganzen Geſellſchaft liefern könnten. Es iſt daher eine eben ſo dringende wie würdige Aufgabe verſtändiger Frauen, nicht bloß perſönlich ſich von der Mode zu emanzipiren und durch einfache wie geſchmackvolle Kleidung mit gutem Beiſpiel voranzugehen, ſondern auch auf eine allgemeine Betheiligung an ſolcher Reform hinzuwirken.

K. Heiſterbach. Der Gegenſtand, der durch dieſen

Antrag zur Sprache gebracht wird, ist so wichtig, daß ich mich fast scheue, mich über ihn auszulassen, da eine kurze Beleuchtung nicht genügt, ihn in das rechte Licht zu stellen, und ein ganzes Buch nöthig wäre, ihn erschöpfend zu behandeln. Die Modesklaverei der Frauen liefert einen erschreckend reichen Stoff über Fragen wie diese:

Kann ein Wesen, das sich so wahl- und willenlos seine äußere Erscheinung aufnöthigen läßt, Selbstständigkeit des Charakters genug haben, um in ernsten Dingen nach eigenem Urtheil und Entschluß zu handeln?

Ist ein Wesen, das sich sofort auch mit dem Sinnlosesten versöhnt, ja dasselbe mit Begierde annimt, sobald es Andre mit schlechtem Beispiel vorangehen sieht, geistig zurechnungsfähig?

Welchen innern Gehalt kann ein Wesen haben, das sich so eifrig und unablässig nur mit dem Aeußern beschäftigt?

Läßt sich dem weiblichen Geschlecht noch irgend diejenige ästhetische Kapazität zutrauen, welche man Geschmack nennt, wenn man sieht, daß es grade an den geschmacklosesten Trachten am Zähesten festhält?

Ist nicht die Wuth für Kleiderluxus und Modetrachten eine Hauptquelle der sittlichen Verderbniß? Werden nicht durch diese Wuth der Prostitution eben so viel Opfer überliefert wie durch die Noth?

Wenn man bedenkt, wie unendlich viel Gutes die Frauen durch die Hunderte von Millionen, welche sie an den nichtigsten Tand verschwenden, für ihre Kinder, für die Nothleidenden, für gesellschaftliche Reformen, für geistige Aufklärung für die schönen Künste, kurz für alle die Zwecke

thun könnten, welche dem wahren Weſen edler Weiblichkeit entſprechen, ſo muß man eine vollſtändige Entartung durch Gewohnheit zu Hülfe nehmen, um nicht die ungeheure Schuld, welche die wohlhabenden Frauen durch ihre ſinnloſe Verſchwendung auf ſich laden, einer eingeborenen Gewiſſenloſigkeit und Unwürdigkeit auf die Rechnung ſchreiben, kurzum die weibliche Natur an ſich für durchaus untergeordnet und gemein erklären zu müſſen.

Es iſt mir nicht möglich, mich über alle dieſe Punkte hier ausführlich auszulaſſen, wie es geſchehen ſollte. Ich muß mich mit ihrer bloßen Andeutung begnügen, überzeugt, daß ſie hinreichen wird, Sie auf die Wichtigkeit der Frage aufmerkſam zu machen und darzuthun, welche ſchöne Aufgabe die teutſchen Frauen löſen würden, wenn ſie bei einer Reform der weiblichen Tracht die Bahn brächen. Sollten wir in dieſem Lande nichts Andres zu Stande bringen, ſo würden wir es ſchon als eine hohe Auszeichnung anzuſehen haben, wenn die Menſchen auf der Straße, ſobald ſie eine einfach und geſchmackvoll gekleidete Dame ſähen, ſich ſagen müßten: „dort geht eine teutſche Frau“ und nicht eine jener mit Geſchmackloſigkeit beladenen Modeſklavinnen, die mir immer vorkommen wie eine wandelnde Waare, die einen Käufer ſucht. Wir brauchen uns gar nicht einmal über den Schnitt der Kleidung, über die Zuſammenſetzung der Farben, kurz über die Einzelnheiten der Tracht zu verſtändigen, wenn wir nur nach folgenden Grundſätzen zu Werk gehen:

1, Das Schöne iſt immer einfach;
2, Das Grelle iſt niemals ſchön;
3, Die Kleidung ſoll ſich dem Körper, nicht der Körper der Kleidung anpaſſen;
4, Das Solide iſt der beſte Luxus.

Lassen Sie uns nach diesen Grundsätzen handeln und dafür theoretisch wie praktisch Propaganda machen. Diejenigen, welche sie beherzigen, werden finden, daß sie nicht bloß ökonomisch besser fahren, sondern auch in jeder Beziehung einen bessern Eindruck machen, als sie durch den gehäuftesten Luxus jemals machen können. Ich halte es für eine ganz falsche Berechnung, wenn Mädchen glauben, daß sie durch auffallende und luxuriöse Trachten für die Männer anziehender werden, als durch einen einfachen und geschamckvollen Anzug. Ihre Verschwendung und Geschmacksverleugnung ist also auch in dieser Beziehung durchaus nutzlos. Wird dieß bedacht, so fällt damit schon ein Hauptgrund für das Festhalten an der Modesklaverei zu Boden.

Fräulein Schwartenbach. Wenn nicht bald nach dem gestellten Antrag gehandelt wird, so ist unser Geschlecht wirklich dem Verdacht ausgesetzt, daß es den Menschenverstand verloren habe, oder daß es einen perennirenden Karneval feiere. Die jetzigen Trachten sind in der That der Art, daß fast jedes Weib müßte arretirt werden, wenn öffentliche Beleidigungen des Verstandes und des Geschmacks eben so wohl unter polizeilicher Aufsicht ständen wie Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit. Könnte ich es bewirken, ich würde diesen bis zum Skandal verwegenen Modeverrücktheiten nicht bloß durch polizeiliche Kontrole, sondern auch durch förmliche gerichtliche Prozesse, in welchen die ganze Garderobe der Delinquentinnen zur Untersuchung käme, ein Ende machen lassen. Zunächst zöge ich vor die Schranken jene lichtscheuen Ladies, welche ihrem Kopf eine möglichst unmenschliche Form dadurch geben, daß sie einen bis über die Augen reichenden platten Deckel darauf befestigen und

hinter dem Deckel eine von allen möglichen verdächtigen Bestandtheilen zusammengesetzte Haarbombe anbringen, die, wenn sie nicht die Besorgniß vor einer Explosion erregt, jeden Falls auf irgend eine widerwärtige Ladung schließen läßt. Noch schlimmer würde ich jene Monsternärrinnen behandeln, die sich in ätherische Wesen zu verwandeln glauben, wenn sie sich mit der s. g. „griechischen Biegung" behaften. Eine schamlosere und abgeschmacktere Koketterie mit der Attitüde der Schamhaftigkeit, als diese Verunstaltung darstellt, ist noch nie getrieben worden. Sämmtliche Narrenhäuser der Christenheit haben keine ebenbürtige Konkurrentinnen jener Karrikaturen der Weiblichkeit aufzuweisen, welche über die Maßen interessant und mythologisch romantisch zu werden glauben, wenn sie, dem Hohn jedes unentmenschten Zuschauers trotzend, mit künstlich eingezogenem Leib und eine vogelstraußartige Anhäufung auf die hintere Persönlichkeit gepackt mit stelzenartigen Absätzen über die Straße trippeln, als hätten sie chronisches Bauchgrimmen, und dabei die Hände känguruartig voraushängen, als träfen sie beständig Vorsorge vor dem Fallen auf die Nase. Neulich hörte ich beim Vorübergehen eines solchen Modeungeheuers einen Herrn zu einem andren sagen: „sie geht wie ein strupirtes Pferd, hat aber den Sattel verkehrt geschnallt". Das war ein möglichst derber Ausdruck, aber ich dachte, es fehlt nichts daran, als daß jedes Wort sich in einen greifbaren Peitschenhieb verwandle, um dieses schamlose Weib — und sie war ein hübsches Mädchen von kaum 17 Jahren und ihr Anzug kostete mindestens $200 — in ihren Garderobestall zurückzutreiben. Schamlos nenne ich sie und ich mögte einen noch stärkeren Ausdruck gebrauchen, denn wer Geschmack

und Verſtand ſo rückſichtlos, ſo unmenſchlich vor aller Welt beleidigen kann, den halte ich auch keiner wahren Sittlichkeit für fähig. Schönheitsſinn und Sittlichkeitsſinn gehören zuſammen. Einem weiblichen Weſen mit der „Grecian Bend“ traue ich Alles, Alles zu, nur nichts Vernünftiges und Menſchliches. Es gibt kein Urtheil mehr, vor welchem ein Weſen noch Scheu haben kann, das die Probe beſtanden hat, ſich der Kritik durch die „Grecian Bend“ auszuſetzen.

Eine dritte Sorte der jetzigen geſchmackpolizeiwidrigen Erſcheinungen ſind jene Ladies, die ich umgekehrte und wandelnde Köhle nennen mögte, wegen der aufeinandergeblätterten Lappen, aus denen ihr Anzug beſteht. Ein einfaches Kleid zu tragen, wäre dieſen Damen ein Greuel. Was eigentlich ihr Kleid iſt, kann kein Menſch ſagen, denn ſie tragen nichts als Kleidertheile, einen über den andren geſchichtet, einen geſchmackloſer geformt und befeſtigt, als den andren, und wo möglich jeden von einer andren Farbe, ſo daß das Ideal des Anzugs in möglichſt viel ſinnlos gehäuften und gemiſchten Lappen und Farben zu beſtehen ſcheint.

Aufrichtig geſprochen, ich ſchäme mich meines Geſchlechts, wenn ich Tauſende von Frauen in derartigen Aufzügen ſich Tag vor Tag in den Straßen und den Verſammlungsorten umhertreiben ſehe, als beſtände ihre ganze Beſchäftigung und Beſtimmung darin, ſich mit möglichſt geſchmackloſem Tand und Lappenkram bepackt zur Schau zu ſtellen und der Kritik des geſunden Menſchenverſtandes zu trotzen. Es muß etwas geſchehen, dieſer Blamage, dieſer Schande, dieſem Skandal ein Ende zu machen. So lang die Frauen ſich mit der Ehre begnügten, als bloße

Zier- und Vergnügungs-Puppen gebätſchelt zu werden, entſprachen dieſem Looſe die Anfoderungen, die man an ihren Verſtand auch hinſichtlich ihrer äußern Erſcheinung machte: je dummer, je beſſer. Niemand iſt leichter zu benutzen, als ein Narr. Seitdem aber davon Rede iſt, daß die Frauen zu den Menſchen gehören und als verſtändige Menſchen menſchliche Rechte in Anſpruch nehmen und ausüben ſollen, iſt es die höchſte Zeit, daß ſie auch gleichſam die Uniform ausziehen, welche ſie in dem bisherigen Dienſt getragen haben.

Ich ſtimme für den Antrag, mit dem Vorſchlage, daß er nebſt den Verhandlungen darüber apart gedruckt und allen Modenärrinnen zugeſandt werde, deren Adreſſe wir erfahren können.

Angenommen.

Siebenter Antrag. Es iſt an keine Freiheit und keine Rechte der Frauen zu denken, wo die Männer Unterthanen ſind. Erſt die Republik bringt die Möglichkeit mit ſich, Frauenrechte zu fodern und zu erringen. Es möge daher eine Adreſſe entworfen werden, worin den Frauen in Teutſchland die Urſache ihrer Erniedrigung klar gemacht und an's Herz gelegt wird, die Männer auf dem Wege der Revolutionirung und Republikaniſirung ihres Vaterlandes voranzutreiben, ſo wie ihre Kinder in dieſem Geiſte zu erziehen.

Bei Begründung dieſes Antrags wurde die traurige Thatſache hervorgehoben, daß im Vaterlande des Idealismus, im Vaterlande Schillers und Göthe's das Weib thatſächlich ſo tief erniedrigt und ſo gering geſchätzt werde wie in irgend einem „ziviliſirten" Lande der Welt. Unter der ungebildeten Bevölkerung werde es faſt überall als

Magd und Lastthier angesehen und wenn berichtet werde, daß Mancher seine Frau neben der Kuh an den Pflug spanne, so möge dem hier und da allerdings eine thatsächliche Wahrheit zum Grunde liegen; bei den gebildeteren Klassen aber liege der ausschließlich hervorgehobenen Bestimmung der „Hausfrau“ ein nicht viel höherer Begriff zum Grunde und die weitere Bestimmung verliere sich in das abscheuliche Reich der Prostitution. Dieses Reich aber werde hauptsächlich bevölkert durch die Monarchie mit ihren Dienern, namentlich durch das stehende Heer von Müßiggängern, deren ganze Bestimmung und Beschäftigung darauf hinauskomme, die Männer zu unterdrücken und die Weiber zu erniedrigen.

Angenommen mit dem Beschluß, die Sekretairinn mit der Abfassung einer geeigneten Adresse zu beauftragen, welche in Teutschland verbreitet werden soll.

Hier war die Reihe der, von dem betr. Komite eingebrachten Anträge und Vorschläge geschlossen. Auf die Frage der Präsidentinn, ob noch Jemand eine Anregung zu geben habe, trat Fräulein Schwartenbach vor und proponirte folgenden

Beschluß. Die Unsitte des Rauchens ist eine schimpfliche Sklaverei für den Mann und eine rücksichtlose Beleidigung für die Frau, die ihm Gesellschaft leisten soll. Es sei daher beschlossen, daß wir nicht bloß jede Gesellschaft meiden, in der Taback geraucht wird, sondern auch in unsre Gesellschaft keine Männer einladen wollen, welche, jener Sklaverei unterthan, den Duft derselben an ihren Kleidern mit sich tragen.

Fräulein Schwartenbach: Ich habe meinen Antrag beschränkt, so weit ich konnte. Hätte ich in dem-

ſelben meine ganze Herzensmeinung zuſammenfaſſen wollen, ſo würde er auch den Entſchluß ausſprechen, kein eheliches Verhältniß mit einem Manne einzugehen, welcher ſich dem ſtinkenden Tyrannen unterwirft, der in der Form von Pfeifen und Zigarren faſt die ganze Männerwelt knechtet. Aber ich habe mich dieſes Zuſatzes enthalten, erſtens weil ich die Tapferkeit mancher der Anweſenden auf eine zu harte Probe zu ſtellen fürchtete und zweitens, weil ich den Männern die Möglichkeit einer Beſſerung nach geſchloſſener Ehe nicht abſchneiden wollte. Wenn nicht ein Göthe, Schiller, Leſſing, Napoleon, Friedrich II, Börne, Heine und andre begabte und äſthetiſch disponirte Männer die Ehre ihres Geſchlechts durch ihren Abſcheu vor der Pfeife gerettet hätten, ſo würde man gradezu das ſchimpfliche Urtheil fällen müſſen: alle Männer, namentlich alle teutſchen Männer rauchen, oder, ariſtoteliſch geſprochen: der Mann iſt ein rauchendes Thier. Wie aber es ihnen abgewöhnen? Sie ſind im Allgemeinen durch die Gewohnheit ſo verſklavt und abgeſtumpft, daß unter ihnen ſelbſt auf keine Revolution oder wirkſame Oppoſition gegen die Unſitte zu rechnen iſt. Daß ſie ihrer Geſundheit ſchaden, daß ſie ihr Geld für Rauch verſchwenden, daß ſie den Geſchmack beleidigen, daß ſie der Aeſthetik den Krieg erklären, daß ſie den Verſtand verleugnen, daß ſie ſich zu Sklaven einer ſinnloſen Gewohnheit machen, alles Das iſt ihnen hundert Mal geſagt worden, ohne daß es die mindeſte Wirkung gethan hätte. Sie können nur noch auf Beſſerung hoffen, wenn wir ihnen zu Hülfe kommen, und das können wir auf keine wirkſamere Weiſe thun, als wenn wir ſie nöthigen, auf unſre Geſellſchaft zu verzichten, wenn ſie nicht auf den Taback verzichten wollen.

Dieſer paſſive Widerſtand iſt aber zugleich das beſte Mittel, unſer eigenes Intereſſe zu wahren. Er ſoll uns befreien nicht bloß von den phyſiſchen Leiden, denen wir ausgeſetzt werden durch den abſcheulichen Geſtank, durch den athemverſetzenden Qualm, durch den augenbeizenden Rauch und durch alle die Ekelhaftigkeiten, welche mit der Operation verbunden ſind, ſondern auch von der moraliſchen Erniedrigung, die darin liegt, daß man einem rohen männlichen Vergnügen zu lieb unſre Perſonen unbedenklich und ohne Rückſicht einer Probe der Selbſtverleugnung unterwirft, gegen die ſich unſre ganze Natur empört. Eine in Tabacksrauch gehüllte Frau zwiſchen Männern ſitzend kommt mir wie beſchmutzt, beſchimpft, geopfert vor. Sie macht auf mich den Eindruck der Rohheit, oder Selbſterniedrigung und flößt mir ein Gefühl von Verachtung ein, weil ſie ohne Widerſtand in einer der Weiblichkeit ſo durchaus widerſtrebenden Atmoſphäre ausharrt, oder ſich gar amüſirt.

Im Intereſſe beider Geſchlechter, ja ich kann hinzufügen: im Intereſſe des ehelichen Glücks empfehle ich die Annahme meines Antrags.

Julie vom Berg. Ich gebe meine Stimme für die Anwendung jedes Mittels ab, das den Männern das Tabackslaſter abzugewöhnen im Stande wäre. Glücklicher Weiſe ſind unſre teutſchen Männer noch nicht ſo tief geſunken, daß ſie ſich auch das amerikaniſche Laſter des Tabackkauens angewöhnt -- ein „Genuß", der ſogar den Wilden widerſteht. Dafür aber leiſten ſie im Tabackrauchen das wahrhaft Unmenſchliche. Und wie kommen ſie dazu? Durch bloße Nachäffung. Der heranwachſende Herr der Schöpfung ſieht den herangewachſenen

Herrn der Schöpfung mit einem Stummel im Munde und nun steckt er sich ebenfalls einen Stummel in den Mund, um es dem Aelteren gleichzuthun. Unterließen die Väter das Rauchen, ihre Söhne würden niemals auf dieses Unterhaltungsmittel der Wilden verfallen. Bloß das Beispiel bringt sie dazu. Möglichst früh seine Natur in Unsitten abzuhärten, die kein Vierfüßler würde ertragen können, wird dem jungen Zweifüßler ein Mittel, möglichst früh als Mann zu erscheinen. Eben weil dieß ekelhafte Qualmen und dieß scheußliche Jauchedestilliren ein naturwidriges, alle Sinne und alle Nerven auf die äußerste Probe stellendes Geschäft ist, mag die Jugend in dessen Betreibung einen Heroismus erblicken, der sie mit einem Mal über Jahre hinweg auf die Stufe des vollen Mannes erhebt, und so qualmt und spuckt denn das eine Heroengeschlecht das andre in die Existenz, so daß Menschen, die nicht in solcher Barbaren-Atmosphäre abgestumpft und um allen ästhetischen Sinn gebracht sind, mit der Zeit nichts Andres übrig bleibt, als, sich in die Einsamkeit zu retten um den Verfolgungen der Tabacksheroen zu entgehen.

Was die bloße Gewohnheit, nicht ein Naturbedürfniß, erzeugt, das muß sich auch durch Gewohnheit wieder ausrotten lassen. Es kommt nur auf die Einsicht an, daß das Angewöhnte ein Uebel ist, und auf den Willen, sich davon zu befreien. Glücklicher Weise gibt es auch noch unter den Männern selbst Manche, denen das Rauchlaster eben so verhaßt ist wie uns und auf die wir uns berufen können, wenn man uns Egoismus vorwerfen sollte. Zugleich verstehen es die Männer besser, ihre gebeizten Kollegen in die Beize zu nehmen. Erlauben Sie

mir, Ihnen einen Artikel aus dem „Pionier“ vorzulesen, worin ein Feind des Rauchens einen Freund desselben abfertigt, der im Rauchen eine geistige Unterhaltung, eine Art Ersatzmittel des Denkens wollte gefunden haben.

„Wer so gedankenlos ist,“ heißt es dort, „daß ihm das Rauchen das Denken ersetzen kann, der schläft eben mit offnen Augen und sollte eben so gut ohne Stummel im Munde schlafen können wie mit demselben. Ist der Türke ein Denker? Er lacht Sie aus, wenn Sie ihn als solchen in Verdacht ziehen, aber er ist der stärkste und ausdauernste Raucher der Welt. Wer ihm darin nachahmt, wundre sich nicht, wenn man ihn in Bezug auf das Denken für einen Türken hält. Wenn Sie zu Hause eine Zeitung lesen, oder mit den Ihrigen plaudern, oder eine Partie Schach oder Whist spielen, unterhalten Sie sich dann schlechter, als wenn Sie eine stinkende Wurst zwischen die Lippen pressen und stinkenden Qualm, der Ihnen die Augen beizt, in die Luft blasen? Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der mir genau angeben konnte, worin das Vergnügen des Rauchens besteht, aber auch noch keinen Raucher, der nicht ein wahrer Sklave dieses undefinirbaren Vergnügens war. Das ganze Vergnügen kommt auf eine gedankenlose Einbildung und Gewohnheit hinaus, die so entmenschend wirkt, daß der Raucher nicht bloß allen ästhetischen Sinn, sondern auch gradezu seine fünf leiblichen Sinne verliert: er fühlt nicht mehr, wie dieser Rauch die Augen angreift, er sieht nicht, wie schweinisch diese Jauche seine Finger und Lippen erscheinen läßt, er hört nicht, wie geistlos dieses fortwährende Gepaff sich ausnimt, er riecht nicht, wie ekelhaft dieses indianische Parfüm in die Nase stinkt, und er schmeckt nicht, wie diabolisch

dieſes Vomitiv-Kraut die Zunge affizirt. In der That ein herrliches Vergnügen, das man erſt würdigen lernt, wenn man außer dem Verſtande auch die fünf Sinne aufgegeben hat! Und dieſes Vergnügen erkauft eine große Zahl der Mitglieder desjenigen Geſchlechts, das ſich das ſtarke nennt, mit dem Ruin ihrer Geſundheit und ihrer Finanzen. Wenn eine Kleopatra eine koſtbare Perle in einem Glaſe Wein auflöſ't und hinunterſchluckt, ſo kann ich den Sinn dieſes Unſinns begreifen; auch kann ich es begreifen, warum ein Lucullus bei beſondren Gelegenheiten Gerichte von Pfauenzungen auftiſcht, oder ein anderes Freßgenie Karpfen verzehrt, die mit Menſchenfleiſch gefüttert waren. Aber den Menſchen begreife ich nicht, der einen halben, ja einen ganzen Dollar für eine Wurſt Stinkkraut ausgibt, die er fünf Minuten lang geſichterſchneidend und paſſend mit den beſchmierten Lippen umher dirigirt, um dann die beleckte Hälfte zum Fenſter hinauszuwerfen. Und doch gibt es ſolche Ungeheuer in Menge. Sie ſelbſt rauchen zwar eine billigere Sorte, da Ihr Frontkamin aber den ganzen Tag am Qualmen iſt, kommen Sie am Ende nicht billiger weg, als jene wahnſinnigen Ariſtokraten der Tabacksmanie. Durchſchnittlich kann man annehmen, daß das Rauchen ſo viel koſtet wie das Trinken und wenn der Eine ſo viel verſchluckt, daß er eine Familie davon ernähren könnte, ſo bläſ't der Andre die Unterhaltungskoſten einer Familie als Rauch in die Luft. Und wenn die Familie noch den mindeſten Antheil an dem ſ. g. Vergnügen hätte! Aber es gibt eben keine egoiſtiſchere „Unterhaltung", als die des Rauchens: es ſchließt nicht bloß jede Theilnahme einer zweiten Perſon aus, ſondern treibt auch jede in die Flucht, die nicht da-

gegen abgehärtet ist. Der Trinker kann doch seine Frau aus seinem Glase mittrinken lassen, aber kein Raucher wird seiner Frau die Stinkwurst leihen, selbst wenn sie kannibalisch genug wäre, seinen hölliſchen Geschmack zu theilen "

Noch eindringlicher redet den Tabacksbarbaren ein andrer Artikel in's Gewissen, der mit „J. Oelkopf" unterzeichnet ist.

„Möge man lachen oder nicht", sagt Herr Oelkopf, — „ich stelle einen neuen Satz für die Entwickelung auf, der, wie oberflächlich und paradox er sich ansehen mag, für mich eine tiefe Wahrheit enthält, den Satz nämlich: so lang die Menschen Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden nicht frei.

Ich komme eben aus einer Versammlung deutscher Radikalen. Es ist mir zu Muth, als wäre ich im Paroxismus der Seekrankheit. Meine gebeizten Augen thränen, der Athem ist mir versetzt, ein Erbrechen droht mir wie ich mich bewege, meine Kleider stinken bis auf die Haut von dem scheußlichen Kraute, dessen Gebrauch man von den trostlosen, bestialischen Wilden gelernt hat, und alle weibliche Gesellschaft flieht mich wie ein Ungeheuer. Und warum das Alles? Weil ich, meiner Prinzipien wegen, einer Gesellschaft beiwohnen mußte, die sich frei und radikal nennt, aber weder für sich so frei ist, daß sie auch nur auf eine Stunde das qualmende Stinkkraut entbehren kann, noch für Andre so frei denkt, daß sie denselben die Nothwendigkeit erspart, im Interesse der — Freiheit dieser unausstehlichen, ekelerregenden Tortur sich auszusetzen. Und dabei sitzen die Menschen da, als müsse es so sein, werfen mit der wichtigsten Miene von der Welt diese

Tabackwurst mit den Lippen umher, blicken wie trunken gen Himmel, stoßen den stinkenden Qualm aus wie der Wallfisch das Wasser und füllen die Stube mit einem Rauch so dick, daß man versucht wird ihn zu ergreifen und Bälle davon zu machen um den Rauchfabrikanten die Wurst damit aus dem entstellten Munde zu werfen. O, wie oft habe ich mir schon gewünscht, Menschen den Mund zupflastern zu können, wenn sie ihn benutzten um Unsinn zu schwatzen! Aber noch weit öfter, wenn sie ihn als Krater für diesen erstickenden, augenzerstörenden und verpestenden Qualm benutzten.

Die Tabackraucher sind Sklaven für sich und Tyrannen für Andre. Ist Der nicht ein Sklave, der nicht leben, nicht einmal über die Freiheit deliberiren kann ohne einen „Genuß", welcher durch keine Naturnothwendigkeit bedingt ist und nur durch die Gewohnheit erträglich wird? Und ist Der nicht ein Tyraun, der bei diesem „Genuß" nicht die mindeste Rücksicht nimt auf Andre, denen derselbe vollständig unerträglich wird, die aber durch Rücksichten und Umstände an seine Gesellschaft gebunden sind? Wenn der bloße Umstand, daß einem Menschen Dieß oder Jenes einen „Genuß" verschafft oder ein „Bedürfniß" geworden, ihn berechtigt, sich demselben ohne Rücksicht auf Andre hinzugeben, so hört alle Sitte und aller Anstand auf und jede Sünde gegen die Aesthetik ist legitimirt.

Genüsse und Bedürfnisse sind nur dann mit der Freiheit verträglich, wenn sie durch Naturnothwendigkeit bedingt und durch die Vernunft gerechtfertigt d. i. ästhetisch und nicht schädlich sind. Das Tabackrauchen aber ist

1, durch kein Bedürfniß der Natur geboten,

2, der Gesundheit des Geistes wie des Körpers anerkannt schädlich,

3, unästhetisch im höchsten Grade, indem es den Geruch, den Geschmack und (sowohl durch die Grimassen des ausübenden Künstlers wie durch die sichtbaren Spuren an Mund, Händen, Kleidern und Fußböden) auch das Auge jedes nicht abgehärteten Menschen auf das Widerwärtigste affizirt.

Wer also diesen „Genuß" nicht entbehren kann, handelt mit Bewußtsein gegen seine Vernunft, ist unfrei beim Gebrauch derselben und macht sich zum Sklaven einer Gewohnheit, die ein Verbrechen gegen die Natur, gegen die Gesundheit und gegen die Aesthetik ist. Wie kann ein solcher Schwächling sich zu den freien Männern rechnen?

Am Meisten aber verurtheilen sich diese Tabackqualmer durch die Rücksichtlosigkeit, womit sie Andere zu Opfern ihres „Genusses" machen. Ich habe „anständigen" teutschen Gesellschaften beigewohnt, in welchen man mit einer wahrhaft bäurischen Stumpfheit Damen, denen der Tabacksqualm ein wahres Gift war, Stunden lang ein geduldiges Ausharren zumuthete, ohne auch nur für einen Augenblick dieses barbarische Qualmen und Paffen und Spucken und Stinken einzustellen. Heißt das Freiheit verstehen und ausüben? Wenn Unsitte und Rohheit gegen Andre Freiheit heißt, was heißt denn Tyrannei? Unsre „Freien" reden so viel von „Bildung". Verträgt sich Tabackrauchen mit Bildung?

Das Tabackrauchen ist durch die Gewohnheit zu einem legitimen Mittel

der Sklaverei unter Freien,

der Tyrannei unter Befreiern und
der Rohheit unter Gebildeten

geworden. Wer nicht einmal im Stande ist, sich von einem so naturwidrigen, ekelhaften und verderblichen Bedürfniß frei zu machen, wie ist Dem die nöthige Erkenntniß und Kraft zuzumuthen, in andren Dingen der Vernunft, Freiheit und Schönheit treu zu bleiben?

Deshalb bleibe ich dabei: so lang die Menschen Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei."

Lassen Sie sich jetzt auch noch ein Schreiben einer Frau vorlesen, welche über die Wirkung des Oelkopf-Artikels berichtet, eine Wirkung, die sich auf alle Männer erstrecken möge, welche noch Verstand und Kraft genug bewahrt haben, einer durch nichts zu rechtfertigenden Unsitte zu entsagen.

„Herr Oelkopf hat starke Farben aufgetragen, um die Unschönheit und Verderblichkeit des Tabackrauchens darzustellen; aber wer die Wahrheit nicht verleugnen will, kann ihm nicht Unrecht geben und ich stimme in seinen Satz ein: "so lang die Männer Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei". Zugleich erlaube mir derselbe, noch ein Paar Punkte nachzutragen, die er vergessen zu haben scheint.

Mein Gatte ist ein guter, vortrefflicher, für die Freiheit begeisterter Mann. Gleichzeitig hat er das Glück, so viel pekuniaire Mittel zu besitzen, daß er ohne besondre Sorgen leben kann. Er hat sein Büdget genau abgemessen und gibt jährlich für freisinnige Journale, zur Unterstützung freisinniger Bestrebungen u. s. w. $300 aus. Seine Zigarren und Pfeifen aber kosteten ihm jährlich $325, also genau $25 mehr als die Freiheit. Und was bringen sie

ihm ein? Für die $325 ſchadet er ſeiner Geſundheit mehr, als ich zu taxiren wage. Ich habe das längſt erkannt, ſo gut wie ſein Arzt, der es ihm wiederholt vergebens vorgehalten; aber was ſollte ich thun? Man weiß, wie ſchwer es einer Frau wird, einem geliebten Mann etwas zu verwehren, das ihm Vergnügen macht, zumal wenn es bloß Geld koſtet und er ſonſt wenig Bedürfniſſe hat. Ich habe phyſiſch und moraliſch unter ſeiner Liebhaberei gelitten, aber ich habe es ihm nie verrathen, um nicht egoiſtiſch zu erſcheinen, und er ſelbſt hat es nie geahnt. Erſt jetzt, nachdem er den Artikel des Herrn Oelkopf geleſen, wurde er aufmerkſam und fragte mich, ob auch mir der Rauch und Geruch des Tabacks ſo widerwärtig ſei? Ich geſtand ihm, daß die Qual, die mir das Kraut bereite, eben ſo groß ſei wie meine Beſorgniß wegen des Nachtheils, den es ſeiner Geſundheit bringe. Es war grade an meinem Geburtstag. „Von heute ab, ſprach mein Mann, kommt keine Zigarre mehr zwiſchen dieſe Lippen". Ein werthvolleres Geburtstagsgeſchenk iſt mir nie zu Theil geworden und ich bin dafür dem Herrn Oelkopf nicht minder dankbar, als meinem Manne.

Aber, fragte ich ihn, was machſt du jetzt mit den $325? „Vorausſichtlich, antwortete er, werde ich jetzt beſſern Appetit bekommen und dein Küchenbudget ſtärker belaſten. Auch werde ich mitunter Luſt zu einer Flaſche Wein haben. Dafür rechne ich $125. Die übrigen $200 ſtelle ich dir für Freiheitszwecke zur Verfügung".

Ich kann dem Herrn Oelkopf nicht ſagen, wie glücklich mich dieſer Entſchluß gemacht hat. Zugleich aber dachte ich dabei: über wie viel Mittel würde die Freiheit zu ver-

fügen haben, wenn alle Raucher, die auf ihrer Seite stehen, ihr das Geld zuwendeten, das sie bis jetzt als Tabackrauch in die Luft geblasen haben! Welche Aenderung würde der allgemeine Entschluß, zum Besten der Freiheit dem Taback zu entsagen, in der Welt hervorbringen! Und wie verderblich würde er schon aus pekuniairen Gründen den Despoten sein! Lebt nicht in Europa wie in Amerika der Despotismus großen Theils vom Taback? Die Italiener hörten auf zu rauchen um die Oesterreicher zu ruiniren. Will man in Amerika nicht versuchen, durch Verbannung des Tabacks die Sklavenhalter von Virginien und Kuba zu ruiniren? Also doppelter Nutzen für die Freiheit: ein ungeheurer Zuwachs von Mitteln für ihre Kämpfe und gleichzeitig ein ungeheurer Ausfall in den Mitteln ihrer Feinde. Wahrlich, wer dieß Resultat überdenkt und dabei berücksichtigt, wie leicht es zu erreichen wäre, und dennoch erleben muß, daß sich Niemand dafür interessirt, der hat das vollste Recht auszurufen: so lang die Männer Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei.

Die Freunde der Freiheit sollten sich in allen Ländern dadurch unterscheiden, daß sie aufhören zu rauchen, und die Steuer, die sie sich bisher für Taback auflegten, fortan der Freiheit zuwenden! Von dem Tage, wo die Ausführung dieses Entschlusses begänne, würde ich eine neue Aera zu datiren wagen. Wohlan denn, zeigt, daß ihr Männer seid wie der meinige: vom 22. Februar, dem Geburtstage Washingtons ab raucht kein Feind der Sklaverei und kein Freund der Revolution mehr!

Ein andrer Vortheil, den Herr Oelkopf übergangen,

beſteht in der erhöhten Fähigkeit zu denken, in der Rettung des Geiſtes. Mein Mann hat mir geſtanden, daß er regelmäßig aufhörte zu denken, wenn er begann zu rauchen und daß hierin die Hauptunterhaltung beſtand, die ihm die Unſitte bereitete. Welch ein Geſtändniß, welche Schwäche: ein Mann, deſſen Hauptſtolz die Fähigkeit zu denken ſein ſoll, ſucht in einem Gift das Mittel, dem Denken zu entgehen! Und was tauſcht er dafür ein? Ich habe meinen Mann gefragt: „was dachteſt du denn als Menſch, wenn du als Raucher nicht dachteſt? Worin beſtand dein „Genuß“, wenn er dir durch Entfernung des Denkens das Mittel nahm, dir des „Genuſſes“ bewußt zu werden? Womit beſchäftigte ſich dein Geiſt, wenn du da ſaßeſt und an die Wand ſtierteſt und die „Wurſt zwiſchen den Lippen umherwarfſt“ und den Rauch nach der Decke blieſeſt und die Aſche von der Wurſt an der Tiſchkante abſtießeſt und dann abermals zu paſſen begannſt und aus deinem Mund ein rundes Loch machteſt und daraus den Rauch ringweiſe in die Luft ſteigen ließeſt?“

Er antwortete: „ſo lang meine Nerven nicht völlig abgeſtumpft waren, verſetzte mich der Taback in eine Art gelinden Rauſches, in welchem ich mich unbeſtimmten Träumereien überließ. Das war namentlich nach Tiſch der Fall, wo der Körper ohnehin träge wird und die Energie des Geiſtes erlahmt. Es war die natürliche Trägheit der Verdauung, romantiſch gemacht durch das Vegetiren künſtlicher Verdummung. Später hörte dieſe Wirkung auf und die Verdummung ſtellte ſich von ſelbſt ein durch die bloße Einbildung, daß der Taback ſie hervorbringe. Das Rauchen war bloße Sache gedanken- und vorſatzloſer

Gewohnheit geworden und daß ich rauchte, hätte ich gar nicht mehr gewußt, wenn ich nicht den Rauch vor dem Geſicht geſehen hätte. Nun aber wurde der Rauch die Hauptſache und ich bildete mir ein, daß es eine Unterhaltung, eine Behaglichkeit, ein „Genuß“ ſei, den Rauch in die Luft zu blaſen. Deshalb verlegte ich mich auf die Kunſt des Rauchblaſens mit Variationen: bald blies ich ihn aus der Mitte des Mundes, bald aus dem rechten, bald aus dem linken Mundwinkel, bald aus der Naſe. Dann wieder ſtieß ich ihn aus während ich die Zigarre zwiſchen den Lippen behielt und ein ander Mal während ich die Zigarre in die Hand nahm. Ja, ich lernte einen weſentlichen Unterſchied machen zwiſchen demjenigen Rauch, den ich von mir blies, wie ich ihn friſch aus der „Wurſt“ ſog, und demjenigen, den ich erſt eine Viertelminute im Munde behielt. Der höchſte Genuß aber war, einen recht langen Zug zu thun und dann den ganzen eingezogenen Rauchvorrath in vollſtändigen Ringen in die Höhe zu blaſen, ſo daß ſich eine Kette immer größer werdender Ringe bis hinauf an die Zimmerdecke zog. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß während dieſer ganzen Unterhaltung kein Gedanke ſich nur auf zehn Meilen nähern konnte. Nichts *in* mir und bloß Rauch *vor* mir — das war meine ganze Gedankenwelt und wenn ich Stunden lang geraucht hatte, dauerte es auch Stunden lang, bis der Rauch ſich von meinem Geiſt verzog.“

Dieß Geſtändniß hat mich wahrhaft erſchreckt. Es iſt entſetzlich, ſich einen Mann, im beſten Alter, einen Mann von Verſtand und Charakter, einen Mann, den man achtet und liebt, im Zuſtande des Kindiſchſeins, ja des Blödſinns zu denken. So oft ich jetzt an Taback denke, denke

ich an Blödsinn, und wenn ich einen präsentablen Mann mit einer „Tabackswurst“ im Munde sehe, denke ich: wie mag dieser Mann sich ausgenommen haben, als er noch Verstand hatte, „als er's Licht noch sah!“

Turner Schwartenbach. Ich unterstütze den Antrag meiner Schwester von Herzen. Als mich dieselbe in der vorgestrigen Versammlung einer so empfindlichen Blamage aussetzte, verließ ich den Saal mit dem Entschluß, mich dafür gehörig zu revanchiren. Nachdem ich aber zu ruhigem Nachdenken gekommen war, erkannte ich, daß die beste Revanche ein in meinem eigenen Interesse zu fassender Entschluß zur Besserung sei. (Allgemeines Bravo.) Statt meine Schwester auszuschelten, bin ich ihr daher dankbar dafür gewesen, daß sie, nachdem sie früher alle Zureden und Ermahnungen vergebens an mir erschöpft, die Gelegenheit benutzt hat, ein so drastisches und energisches Mittel anzuwenden. Für die Sünde, die ich in dieser Versammlung begangen, thue ich Buße durch das Bekenntniß, daß das Mittel gewirkt hat, und durch das Versprechen, daß nie wieder eine Pfeife oder Zigarre meine Lippen berühren soll. (Bravo). Für die Rechte der Frauen bin ich stets gewesen. Ich freue mich, daß ich ihnen auch Gelegenheit geben kann, sie auszuüben, namentlich das Recht, die Männer von ihren üblen Gewohnheiten, Anmaßungen, Rohheiten und Unsitten zu befreien.

Allgemeines Händeklatschen. Der Antrag wird angenommen.

Nachdem alle Anträge erledigt waren, schloß die Präsidentinn die Verhandlungen mit folgenden Abschiedsworten:

Ida Joh. Braun. Erlauben Sie mir zum Schluß einige allgemeine Bemerkungen über die Frage, welche den Gegenstand unserer Verhandlungen gebildet hat. Sie ist eine Frage von so ungeheurer Wichtigkeit, daß selbst unter Denen, welche sie befürworten, vielleicht die Wenigsten auch im Stande sind, ihre ganze Tragweite zu ermessen. Bisher hat es sich in den Entwicklungskämpfen der Geschichte nur um feindliche Gegensätze innerhalb der männlichen Hälfte der Menschheit gehandelt, wobei die weibliche als passives Anhängsel das jeweilige Schicksal jener zu theilen hatte. Jetzt beginnt endlich die weibliche zum Bewußtsein ihrer eigenen Berechtigung zu kommen und ebenfalls aktiv aufzutreten. Aber sie hat nicht mit sich selbst zu kämpfen wie die männliche, sondern diese ist es, welche ihr als feindliche Macht gegenübertrit. — Es ist eine Scheidung der beiden zusammengehörenden Hälften der Menschheit — 600 Millionen Frauen stehen 600 Millionen Männer gegenüber, um, zunächst bloß durch eine geringe Zahl von Vorkämpferinnen, geltend zu machen, daß sie ebenfalls Menschen sind. Daß sie Menschen sind, sage ich, denn nur Derjenige hat Geltung als Mensch, der sein eigener Herr und Gesetzgeber ist. In demselben Maße, in welchem ich einem Menschen Rechte abspreche, die ich selbst besitze und ausübe, in demselben Maße degradire ich ihn als Menschen unter mich. Ihm alle Rechte absprechen hieße ja ihn vollständig zum Thier erniedrigen. Was die weibliche Hälfte der Menschheit bisher an s. g. Rechten besessen, verdient diesen Namen nicht, weil sie es nicht selbst festgestellt hat und nicht selbst behaupten konnte. Es war nur ein Geschenk der Gnade und Willkür, geschenkt im Interesse der Geber selbst. Die

Frauen verlangen jetzt nicht bloß, daß dieses Geschenk aus fremder Hand ihre eigene Errungenschaft werde, sondern sie wollen diese auch so weit ausgedehnt wissen, daß kein Unterschied zwischen ihren Rechten und den Rechten der Männer mehr besteht. Sie wollen, nachdem bisher bloß ein Männerrecht existirt hat, endlich ein Menschenrecht begründen, das Keinen mehr ausschließt und Keinen mehr mit ungleichem Maße mißt. Es ist dieß der größte und umfassendste Fortschritt, zu welchem das menschliche Streben bis jetzt ausgeholt hat, und dieß zu verkennen, ist nur der Verblendung einer tausendjährigen Gewohnheit und eines verhärteten Egoismus möglich, der in einem lang behaupteten Vorrecht eine für immer geltende Einrichtung der Natur zu finden sucht. Dieses alte, tiefgehende allgemeine Vorurtheil, welches zwischen die beiden Hälften der Menschen eine Scheidewand zieht, soll gestürzt werden durch eine Revolution, die ein ganz neues Rechtsbewußtsein schafft, eine Revolution aber, welche, obschon gegen ein nur durch Gewalt aufrecht erhaltenes Unrecht ankämpfend, zum ersten Mal das Beispiel einer gewaltlosen, rein geistigen Gegenwehr aufstellt. Sechshundert Millionen Frauen kämpfen mit rein geistigen, humanen Waffen gegen sechshundert Millionen Männer und werden sie besiegen, um sich selbst wie ihre Gegner zu Menschen zu machen. Hat es jemals einen interessanteren Kampf gegeben?

Ich weiß, daß unsre Bestrebungen auch bei einzelnen Frauen auf Widerstand stoßen, aber sie sind weder der Zahl noch ihren Eigenschaften nach zurechnungsfähig. Es ist bekannt, daß in Paris nach Erstürmung der Bastille einzelne Gefangene, statt sich ihrer Befreiung zu freuen,

in das Gefängniß zurückzukehren verlangten. Die lange Gewohnheit hatte sie so abgestumpft und der Außenwelt entfremdet, daß die Kerkerluft ihre Lebensluft geworden war. Aehnlich haben im Süden manche Neger nach der Emanzipation ihre Sklavenstellung der Freiheit vorgezogen, von der sie niemals ein Begriff gehabt hatten. Frauen, welche sich gegen die Gleichberechtigung auflehnen, gehören in die nämliche Kategorie, bilden aber auch in ziviliſirten Ländern eben so seltene Ausnahmen wie die erwähnten Neger und Gefangenen. Wir können es also festhalten, daß die Opposition, die uns gegenüber steht, nur von Männern herrührt. Obschon ich nun diese Opposition ganz gut begreife, könnte sie mich doch zu dem Ausruf bringen: „Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun“. Ja, sie wissen nicht, welche Rohheit sie an den Tag legen indem sie uns versagen, was sie dem Verkommensten ihres Geschlechts unbedenklich zugestehen; sie wissen nicht, welche geistige und sittliche Blößen sie sich geben, indem sie uns gegenüber alle Grundsätze und Argumente verrathen und verleugnen, die sie auf ihrer Seite propagiren und geltend machen; sie wissen endlich nicht, daß sie Verrath an sich selbst begehen, indem sie uns wehren, zur Veredlung und Humaniſirung ihres eigenen Lebens unsern Theil beizutragen.

Was ich hier sage, gilt vorzugsweise von den teutschen Männern, denen die Amerikaner in dieser Frage um ein halbes Jahrhundert voraus sind. Wann hören Sie einen Amerikaner die Frauenrechte mit Pöbelwitzen abthun wie es unter den Wortführern der teutschen Männer Mode ist? Und wie lang würden wir, wenn die hiesigen Legislaturen aus Teutschen zusammengesetzt wären, noch zu

warten haben, bis in denſelben ſo bedeutende Minoritäten für unſre Gleichberechtigung aufträten, wie einige weſtliche Legislaturen ſchon aufzuweiſen haben? Aber die Mehrzahl unſrer teutſchen Männer kann eben trotz ihren „radikalen“ Prahlereien den Unterthan noch nicht abſtreifen. Aus einem Lande ſtammend, wo von drei Dutzend Höfen die Erniedrigung der Männer wie der Weiber mit Hülfe von Millionen Agenten der Rohheit ſyſtematiſch durch alle Schichten der Bevölkerung betrieben wurde, wo naturgemäß der ſtärkere Unterdrückte eine Art Troſt oder Erholung in der Ueberhebung über den ſchwächeren Unterdrückten fand — ungefähr wie in dieſem Lande die „demokratiſchen“ Parteiſklaven ſich als eine Art Junker gegen die Negerſklaven gerirten –, und wo ſie von Jugend ab die Verachtung der Weiber als untergeordneter, nur für den Dienſt und die Gelüſte der Männer geſchaffener Weſen in einer ſittlich verpeſteten Atmoſphäre einathmeten, können dieſe von ihren Fürſten emanzipirten Unterthanen ſich noch immer nicht von ſich ſelbſt emanzipiren und indem ſie als überlegene Geiſter uns unſre „Sphäre“ diktiren, merken ſie nicht, daß nichts aus ihnen ſpricht, als der verkommene Geiſt des teutſchen Fürſtendieners, Studenten, Muskotiers und Philiſters. In den Officierklubs, Bierhäuſern, Wachſtuben und Studentenkneipen da drüben wird man die Frauenrechtsfrage genau ſo behandeln wie ſie hier von der Majorität der teutſchen Zeitungſchreiber und Tonangeber behandelt wird.

Ich bedaure Das, ich ſchäme mich Deſſen des teutſchen Namens wegen, auf den ſonſt überall gepocht wird, wo von „Ideen“, „Prinzipien“, „Humanität“ und „Radikalismus“ die Rede iſt. Zu fürchten aber, daß durch dieſe

Opposition der teutschen Unterthanenrobheit die Erreichung unseres Ziels könne hintertrieben werden, dazu bin ich nicht kleinmüthig genug. Nein, diese Bewegung wird, weil sie auf Vernunft und Recht beruht, durchdringen, sie wird nicht eher nachlassen, als bis ihre letzte Foderung erfüllt ist, genau wie die Negerrechtsfrage. Und genau wie diese wird nach siegreicher Feststellung des Prinzips auch ihr praktischer Verlauf sein, weshalb die Sanguiniker sich eben so wohl enttäuscht sehen werden wie die Heuler. So wenig die Neger nach Erlangung des Stimmrechts sofort sämmtlich Politiker werden und in corpore an die Wahlurne eilen, um den Staat zu beherrschen, so wenig werden die Frauen sofort massenhaft am politischen Leben Theil nehmen; und so wenig die emanzipirten Neger jetzt die Töchter ihrer früheren Herrn zu Frauen verlangen oder Kommunisten werden, wie die geistreichen „Demokraten" gefürchtet haben, so wenig werden die emanzipirten Frauen sich in männliche Wesen verwandeln und ihre Häuslichkeit preisgeben. Ihre Vorkämpferinnen werden nach wie vor Erringung des Stimmrechts die Bahn zu brechen haben und nur allmälig wird eine allgemeine Betheiligung am öffentlichen Leben Statt finden. Dabei wird im Privat- oder Familienleben die Natur ihre Rechte geltend machen wie bisher, aber mit humaner Verständigung und nicht nach einseitigem Diktat. So wird sich nach und nach ein Zustand der Gesellschaft herausbilden, der in dem Verhältniß der beiden Geschlechter nichts zerstört, was gut und haltbar war, aber mit dem Vorrecht des stärkeren Theils die Verkrüppelung des schwächeren aufhebt und mit den Früchten eines freien Zusammenwirkens ein edleres Leben bereichert.

Die Kurzsichtigkeit, die dieß Alles nicht voraussieht, erweckt ein wahres Mitleiden in mir. Doch dürfen wir durch dieses eben so wenig unsre Thätigkeit lähmen lassen wie durch die Indignation über die Rohheit, die uns begegnet. Es handelt sich um die Ehre des weiblichen, ja des ganzen Menschengeschlechts und um den Antheil der teutschen Frauen an der Rettung derselben. Sollten wir von den Rechten, für die wir kämpfen, auch niemals Gebrauch machen, sie bloß zu erringen ist den Kampf eines Lebens werth. Denn es handelt sich, wie ich schon angedeutet, zunächst um die Entscheidung, daß wir Menschen sind; es handelt sich um einen neuen Gesammtbegriff von der Menschheit; es handelt sich um die prinzipielle und gesetzliche Feststellung der Wahrheit, daß wir souveraine, mit dem Recht der Selbstbestimmung und Selbstregierung ausgestattete Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind wie die Männer; daß nicht die Hälfte dieser menschlichen Gesellschaft geboren und bestimmt ist, wie Kinder oder gar wie Thiere von fremdem Willen bevormundet und benutzt zu werden. Haben wir erst diese Anerkennung unserer souverainen Menschenehre erkämpft, so ergiebt sich alle praktische Reform von selbst. Mit jener Anerkennung ist der Wendepunkt erreicht und die Menschheit, der wir hier in Amerika das Beispiel zu geben haben, lenkt ein in die Bahn wahrer, allgemeiner Humanität. Die Einsetzung der Frauen, des schwächsten, über keine Gewaltmittel verfügenden Theils der Gesellschaft, in die allgemeinen Menschen- und Bürgerechte wird erst den Schlußstein bilden an dem Gebäude des humanen Staats.

In dieser Voraussicht einer schönern Zukunft schließe ich die Verhandlungen unserer Konvention, welche hoffentlich

nicht ohne Einfluß auf das Denken und Streben der teutschen Frauen dieses Landes gewesen ist.

Indem die Mitglieder der Konvention im Begriff waren, sich zu trennen, erschien ein Komite der teutschen Radikalen von Frauenstadt, um dieselben zu einem Abschieds-Kränzchen und Ball auf den Abend einzuladen.

Die Präsidentinn nahm die Einladung in folgender Weise an:

Ich fürchte nicht auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich diese freundliche Einladung unserer männlichen Gesinnungsgenossen im Namen der ganzen Versammlung annehme, aber unter folgender Bedingung. Zu den Vorrechten, welche die Männer bisher besessen und geltend gemacht haben, gehört auch das, in Gesellschaften und auf Bällen die Damen zu unterhalten und zum Tanz aufzufodern. Die uns einladenden Herrn sind zwar keine Usurpatoren und Gewaltmenschen, aber als Mitglieder des männlichen Geschlechts sind sie doch an jenes Vorrecht gewöhnt wie die übrigen. Jeden Falls wird es nicht schaden, wenn sie einmal erfahren, wie es thut, entrechtet zu sein. Deshalb wollen wir die Bedingung stellen, daß heute Abend die Rollen vertauscht werden, daß also die Damen die Herrn unterhalten und zum Tanz auffodern. Jeder Herr, der dieser Bedingung entgegen handelt, verletzt den Anstand und wird zur Strafe sitzen gelassen.

Mit dieser Bedingung wurde die Einladung allgemein angenommen. Die neue Ordnung der Dinge bewährte sich den ganzen Abend vortrefflich und Alle waren darin einverstanden, daß sie sich noch nie so gut bei einer derartigen Gelegenheit unterhalten und amüsirt hätten. Ein

Paar anwesende Amerikanerinnen aber meinten, auf einer teutschen Frauenkonvention gehe es weit menschlicher und gemüthlicher her, als auf einer amerikanischen, und erklärten ihren Entschluß, für diese Art Propaganda zu machen.

Unter den anwesenden Herrn übrigens wurde keiner so sehr ausgezeichnet wie der Turner Schwartenbach. Seine Hauptauszeichnung aber — wenn ich dieß aus der Schule schwatzen darf — bestand in seiner Verlobung mit Fräulein F. aus New-York, dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen in der ganzen Gesellschaft.

So schloß die erste teutsche Frauenkonvention in Amerika.

Der Editoren-Kongreß zu Cincinnati.

Editorielle Korrespondenz.

Wahrheitsdorf.

Von Frauenstadt kam ich nach Wahrheitsdorf. Dieß ist eine teutsche Ansiedlung zwar mit einer kleinen Bevölkerung, aber einzig in ihrer Art. Hier haben sich nur ehrliche und unabhängige Menschen niedergelassen und kein anderer hält es unter ihnen aus. Am Konsequentesten verfahren sie mit der Presse. Alle Partei- und Lügen-Blätter sind verbannt, nur radikale Blätter werden gehalten und der „Pionier" ist in jedem Hause zu finden. Natürlich war es für mich von großem Interesse, so wackere Landsleute persönlich kennen zu lernen, und ich beschloß, hier eine Nacht zuzubringen. Mein Empfang war der herzlichste, der sich denken läßt, und ich verlebte den Abend in der besten Gesellschaft. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, daß auch ein Editor im Orte abgestiegen sei, der sich aber den ganzen Tag vergebens bemüht habe, einen Abonnenten zu finden.

Am andren Morgen, als ich beim Frühstück saß und eben eine kalte Forelle verzehrte, erhielt ich folgenden, mit Bleistift geschriebenen Zettel:

„Hochgeehrter Herr!

Ein alter Verehrer Ihrer unermüdlichen Wirksamkeit für Wahrheit und Recht wagt es, Ihre Hülfe in einer unerträglichen Lage anzurufen. Retten Sie mich. Ihre Fürsprache wird entscheidend sein. Bei Ihren Freiheitsgrundsätzen können Sie unmöglich einen Mann der Presse in dieser gewaltthätigen und unwürdigen Weise behandeln lassen. Man hat mich meiner Freiheit beraubt und sinnt darauf, mir eine tödtliche Schmach anzuthun. Nur auf Sie darf ich hoffen. Suchen Sie mich auf in meinem Gefängniß, verschaffen Sie mir meine Freiheit wieder und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.

H. Moraster, Editor der „Nachtlampe".

Editor der Nachtlampe! Was mag der Mensch verbrochen haben? Hat er gestohlen? Hat er ein Haus angezündet? Ein Verbrechen muß er begangen haben, sonst könnten die rechtlich denkenden Bewohner von Wahrheitsdorf keine Gewalt gegen ihn anwenden.

Begierig, das Räthsel zu lösen, ließ ich meine Forelle halbverzehrt auf dem Teller und begab mich nach dem Logis des Herrn Moraster. Vor der daran stoßenden Scheune fand ich eine Menge Menschen versammelt und in der Scheune selbst war auf einem Gestell ein großer Käfig aufgerichtet und in dem Käfig stand in gebückter Haltung ein zweibeiniges Wesen mit grimmigem Gesicht. Es hatte einige Aehnlichkeit mit einem Affen, so daß ich es im Halbdunkel der Scheune Anfangs für einen angekleideten Orang Utang hielt. Als ich aber in die Nähe kam, rief es mich beim Namen und ich erkannte einen Mann, den ich früher flüchtig gesehen hatte. Es war der Editor Moraster. Was geht denn hier vor? Was hat der ge-

than? fragte ich die Umstehenden. „Da haben wir einen seltnen Vogel gefangen. An dem werden Sie Ihren Spaß haben". Ich hielt es für angemessen, mir die nähere Auskunft nicht in Gegenwart des vermeintlichen Verbrechers geben zu lassen, und nahm ein Paar Bekannte an die Seite. Von ihnen erfuhr ich Folgendes.

Der Editor Moraster hatte vor dem Frühstück sein Logis verlassen, um sich in der Nachbarschaft ein Paar Zigarren zu kaufen. Als er sie bezahlen wollte, bemerkte er, daß er seine Börse vergessen hatte, und ersuchte den Händler um einige Minuten Kredit Nach fünf Minuten brachte er das Geld. Kaum aber hatte er den Laden verlassen, als dessen Inhaber in die Nachbarschaft eilte und seinen Bekannten die Thatsache mittheilte. Sofort war Alles auf den Beinen und in wenig Minuten war ein Plan entworfen und ausgeführt. Ein großer Käfig, in welchem man früher einen Bären aus den benachbarten Bergen gehalten hatte, wurde aus einer Ecke der Scheune hervorgezogen und ehe der an der Thüre stehende und ruhig seine Zigarre rauchende Editor etwas Böses ahnte, war er ergriffen, in den Käfig gesperrt und hinter Schloß und Riegel.

Aber, fragte ich die Leute, was hat er denn gethan, um solche Behandlung zu verdienen? Hat er ein Verbrechen begangen? Hat er etwa Zigarren gestohlen?

„Im Gegentheil, er hat sie bezahlt".

Und dafür sperren Sie ihn ein?

„Nicht wegen des Bezahlens, sondern weil er die Wahrheit gesagt hat. Er hatte gesagt, daß er seine Börse vergessen und in fünf Minuten das Geld bringen werde. Und er hatte nicht gelogen!"

Und deshalb wird er eingeſperrt, eingeſperrt in Wahrheitsdorf? Würden Sie ihn etwa belobt haben, wenn er gelogen hätte?

„Wir haben ihn eingeſperrt als ein Wunderthier, als eine unerhörte Seltenheit. Denken Sie: ein Editor, der ein einziges Mal die Wahrheit geſagt hat! Alle Welt wird begierig ſein, ihn kennen zu lernen, und wir wollen ihn für Geld ſehen laſſen. Der Ertrag ſoll verwendet werden zur Verbreitung radikaler Schriften".

Ich wußte nicht, ob ich über den Einfall lachen, oder über die Ausführung zürnen ſollte, redete aber den Wahrheitsdorfern zu, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Es koſtete einige Mühe, ſie dazu zu bringen. Endlich aber erkannten ſie meine Gründe an und Herr Moraſter wurde unter allgemeinem Hurrah aus ſeinem Käfig entlaſſen.

Als ich auf der Eiſenbahn weiterfuhr, fand ich ihn in dem nämlichen Wagen. Aus Dankbarkeit hatte er ſich aber in einiger Entfernung von meinem Sitz placirt, von wo er mich mit verſtohlenen Blicken beobachtete.

Teutonia.

Das romantiſch zwiſchen hohen, bewaldeten Bergen gelegene Teutonia iſt von lauter Achtundvierzigern bewohnt, alſo ein Hauptquartier der Revolution. Als ich ankam, hielten ſie grade eine Maſſenverſammlung ab. Es handelte ſich darum, Schutzmaßregeln gegen ein Paar wüthende Bären zu ergreifen, die mit unglaublicher Kühnheit ihre Raubzüge bis in den Ort ausdehnten, die ganze Umgebung unſicher machten und ſogar ein Paar der Achtundvierziger zerfleiſcht haben ſollten. Eben hatten ſie ſich wieder vor dem Thore blicken laſſen und ſechshundert Acht-

undvierziger, mit Heckerhüten bewaffnet, hatten sich schnell versammelt, um ihnen endlich den Garaus zu machen. Natürlich hatte ich das größte Interesse, der Versammlung beizuwohnen.

Nachdem dieselbe unter gewissenhafter Beobachtung aller Formen konstituirt war, foderte der Präsident die Versammelten auf, ihre Anträge zu stellen.

Sechshundert Mann „bitten um's Wort".

Präsident. Da mehrere Hundert gleichzeitig das Wort wünschen und ich nicht unterscheiden kann, wer es zuerst verlangt hat, bleibt mir nur übrig, entweder alle 600 gleichzeitig reden, oder darüber abstimmen zu lassen, wer zuerst reden soll. Ich bitte daher, zuerst darüber abzustimmen, ob sämmtliche 600 gleichzeitig sprechen sollen, oder nicht. Wer dafür ist, sage „Ja"!

Mehrere Hundert rufen: Ja!

Präs. Eine große Anzahl hat „Ja" gestimmt. Ich kann aber nicht entscheiden, ob sie die Majorität bildet. Ich ersuche daher Diejenigen, welche dafür sind, daß alle 600 gleichzeitig reden sollen, die Hand in die Höhe zu heben.

Editor Queermaul. Ich trage darauf an, daß die rechte Hand aufgehoben werde, zumal da wir hier versammelt sind in einer Angelegenheit, welche sämmtliche rechte Hände in Anspruch nehmen wird.

Präs. Wird der Antrag unterstützt?

Mehrere Patrioten. Unterstützt!

Präs. Es ist der Antrag gestellt worden, daß darüber abgestimmt werde, ob bei der Abstimmung über

die Frage, ob die Majorität für das Sprechen ſämmtlicher 600 ſei, die rechte oder die linke Hand aufgehoben werden ſolle? Wer für die rechte Hand iſt, hebe die linke auf.

Editor Maulqueer Ich ſtelle zu dem Antrag das Amendement, daß nicht bloß die rechte, ſondern auch die linke Hand aufgehoben werde, da es ſich hier um eine ſehr ernſte Angelegenheit handelt, wobei wir ſehr wohl die rechte und die linke Hand gebrauchen können.

Präſ. Der Antrag, daß die rechte Hand aufgehoben werden ſolle, iſt durch das Amendement bereichert worden, es möge auch die linke Hand aufgehoben werden. Wird der Antrag in dieſer Form unterſtützt?

Viele Stimmen. Unterſtützt!

Präſ. Wenn Niemand mehr darüber zu reden hat, werde ich den Antrag zur Abſtimmung bringen.

Patriot Großmaul. Ich habe noch ein Amendement zu ſtellen. Wir könnten leicht in den Fall kommen, außer den Händen auch die Füße zu gebrauchen. Ich trage daher darauf an, daß außer den Händen auch der rechte Fuß aufgehoben werde.

Viele Stimmen. Unterſtützt!

Präſ. Ich werde demnach den vervollſtändigten Antrag zur Abſtimmung bringen —

Thürwächter (hereineilend zum Präſ.): Die Bären nähern ſich dem Lokale und ſehen erſchrecklich drein —

Präſ. Eben wird mir gemeldet, daß die Bären ſich dem Saal nähern und erſchrecklich drein ſehen. Da

wir hier verſammelt ſind, um über ihre Erlegung zu berathen, gebe ich der Verſammlung anheim, noch direktere Anträge, als die bisherigen, hinſichtlich ihres Zweckes zu ſtellen.

Patriot Hörnerklang. Ich trage darauf an, daß der Name des Patrioten Hecker ausgeſprochen werde.

Fünfhundert neun und neunzig Stimmen: Unterſtützt!

Patriot Kugelregen. Und ich füge ihm den Namen Struve hinzu.

Sechshundert Stimmen. Unterſtützt!

Präſ. Es iſt darauf angetragen worden, daß zur Erlegung der Bären die Namen der Patrioten Hecker und Struve ausgeſprochen werden, und der Antrag wird unterſtützt.

Patriot Waſſerſtiefel. Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich Waſſerſtiefel heiße.

Präſ. Wünſchen Sie darüber einen Antrag zu ſtellen?

Patriot Waſſerſtiefel. Dieß nicht, ich bemerkte es bloß „zur Frageſtellung" und weil der Patriot Hecker ebenfalls Waſſerſtiefel trug.

Präſ. Ich bringe den Antrag zur Abſtimmung, daß zur Erlegung der Bären die Namen der Patrioten Hecker und Struve ausgeſprochen werden. Wer dafür iſt, hebe die beiden Hände und den rechten Fuß auf.

Patriot Blouſe. Ich habe der Verſammlung anzuzeigen, daß ich ebenfalls hier bin, und ſpreche den Wunſch aus, daß der Antrag einſtimmig angenommen werde.

Fünfhundert neun und neunzig Stimmen: Unterstützt!

Präs. Es ist also der einstimmige Wunsch der Versammlung, daß sie den gestellten Antrag einstimmig annehme.

Advokat Schnauze. Ich erlaube mir, hierbei ein kleines Bedenken geltend zu machen. Die Versammlung hat früher beschlossen, daß die Hände und das rechte Bein aufgehoben werden sollen. Mit diesem Modus der Entscheidung verträgt sich nicht der Ausdruck „einstimmig", da die Hände und Füße keine Stimmen haben. Es wäre daher vielleicht am Platz, den Ausdruck „einhändig und-füßig" zu substituiren.

Schullehrer Spitzig. Ich kann mich damit nicht einverstanden erklären, da dieser Ausdruck zu der Mißdeutung Anlaß geben könnte, als sollte bloß eine Hand und ein Fuß, oder aber als sollten beide Hände und beide Füße aufgehoben werden.

Förster Schuß. Ich trage darauf an, daß wir vierfüßig und einmäulig abstimmen und zwar über die Frage, ob wir Esel oder Menschen sind.

Fünfhundert neun und neunzig Stimmen: Zur Ordnung!

Präs. Ich muß den Redner zur Ordnung verweisen.

Förster Schuß. Gut, so nehme ich meinen Antrag zurück und stelle den andren, daß wir unsre Flinten laden und die Bären einfach todtschießen.

Mehrere hundert Stimmen: Zur Sache! Zur Sache!

Präſ. Der Antrag wird nicht unterſtützt, ſondern man verlangt die Sache, die Sache. Ich komme daher zurück —

Thürwächter (hereineilend zum Präſ.): Die Bären ſind vor der Thüre, lecken das Maul und ſcheinen eindringen zu wollen.

Präſ. (in großer Aufregung): Meine Herrn, die Bären ſind vor der Thüre und wollen eindringen. Hat noch Jemand einen Antrag zu ſtellen?

(Große Verwirrung. Alles ruft Hecker, Struve! Struve, Hecker!)

Patriot Seifenſieder. Ich trage darauf an, daß wir uns permanent erklären und auf keinen Fall mit dem Feinde unterhandeln.

Patriot Umfang. Wenn mer permanent ſein wolle, da müſſe mer auch Bier hawwe. Das iſcht jetzt mei Meinung. Ich heiße Umfang.

(Die Bären brummen fürchterlich, brechen die Thüre ein und erſcheinen. Die ganze Verſammlung ſpringt zum Fenſter hinaus.)

Zum Glücke machte mich der Berg der zurückgelaſſenen Heckerhüte den Beſtien unſichtbar, ſo daß ſie wieder abzogen ohne mich zu beläſtigen.

Auf dem Weg nach Philadelphia.

Als ich in den Eiſenbahnwagen ſtieg, um nach Philadelphia zu fahren, ſtolperte mein Blick über eine allein ſitzende Dame, die ich ſofort als eine Teutſche erkannte. Sie verrieth ihre Nationalität nicht bloß durch ihre Blondheit, ſondern auch durch ihr Weſen. Amerikaniſche Damen unterſcheiden ſich, außer durch den Geſichtsſchnitt,

gewöhnlich durch ein ungenirtes Ignoriren ihrer Umgebung und durch eine gewiſſe Haſt und, faſt mögte ich ſagen, Wildheit in Blick und Benehmen; teutſche aber durch das Reflektirende und Beobachtende, das zugleich das Beobachtetwerden nicht vergißt. Ich nahm ohne Weiteres Platz neben der neuen Landsmänninn und begrüßte ſie als ſolche.

„Aber woran erkannten Sie mich als Teutſche?“

Die teutſchen Damen der gebildeten Klaſſe, namentlich aber des Kaufmannsſtandes, zeichnen ſich vor den Amerikanerinnen durch ihre edle Haltung und ihre anmuthige Weiblichkeit aus.

Dieß Kompliment war auf den Stand meiner Nachbarinn berechnet, die ſich durch ein gezwungenes Vornehmthun, worunter ſie eine beſcheidene bürgerliche Herkunft vergebens zu verdecken ſuchte, als die Frau eines jener teutſchen Geſchäftsparvenü's zu erkennen gab, welche ſich ſofort durch die unſchuldige Prätenſion ihres Weſens verrathen.

Das Kompliment that ſeine Wirkung und die Dame lächelte verbindlich. „Sind Sie aus New-York?“ fragte ſie.

„Noh,“ erwiederte ich, ich habe bis jetzt mein Haus in Philadelphia, aber ich gedenke dort bloß ein Zweiggeſchäft beizubehalten und mein Hauptgeſchäft nach New-York zu verlegen. Ich war dort, um mir ein Haus zu „renten“.

„Gefällt es Ihnen in Philadelphia nicht?“

„Well“, mein Geſchäft geht ausgezeichnet, aber die Geſellſchaft ſagt mir nicht zu. Die Kaufmannswelt in

New-York verspricht mir angemessenen Umgang. Auch werde ich dort Ein Hunderttausend Dollar mehr umschlagen, als in Philadelphia.

„Mein Mann, wissen Sie, ist auch Importer und hat im letzten Jahr $200,000 umgeschlagen. Man hat ihm eine Konsulstelle angetragen, aber er konnte sie nicht annehmen wegen seiner vielen Geschäfte. Ich mache bloß einen Ausflug um Verwandte zu besuchen."

Wissen Sie, man verlangt doch in den Nebenstunden, namentlich Sonntags, eine standesgemäße Unterhaltung in guter Gesellschaft. Bloß im Buggy ein Paar Stunden auszufahren, ist auf die Dauer langweilig. Die New-Yorker Kaufleute und ihre Damen sind sehr gebildet. Sie sollen sich auch mit Literatur abgeben.

„Ja, wissen Sie, es ist nur schlimm, daß wir so wenig Schriftsteller oder Literaten bei uns haben. Unsre Zeitungschreiber sind zu ungebildete und verschriecne Menschen. Die gebildetsten unter ihnen sind gänzlich irreligiös und unmoralisch, ja revolutionair in aller Hinsicht. Man nennt sie nur mit Entsetzen oder Schrecken. Mein Mann würde gern den Einen oder Andern Sonntags zum Essen einladen und ihn zum Vorlesen gebrauchen, aber man würde sich in übles Renomme bringen. Dabei sind die Menschen noch stolz dazu, obschon sie keine $100 werth sind. Es scheint, dieß Land macht die Menschen unbescheiden."

„Jes", so ist es, das hab' ich auch gefunden. Mit diesen Menschen ist nichts anzufangen, sie sind durch und durch unbescheiden. Aber es gibt auch noch andre, ganz bescheidene, die sich bloß der Unterhaltung widmen und die man privatim unterstützen muß. Sie sind höflich und

brauchbar. Wenn ich in New-York wohne, will ich mir mit einigen Bekannten einen Unterhaltungsliteraten halten, dem man das „Board" bezahlt und für Sonntags einen anständigen Rock anzieht. Dafür läßt man ihn vorlesen, Schreibereien besorgen und Bestellungen machen, auch für Geburtstage Gedichte liefern u. s. w. Wissen Sie, die Kaufmannswelt ist hier zu Lande die einzige Aristokratie und wir müssen doch auch aristokratisch die Literatur unterstützen.

„Jes, Sie haben Recht. Mein Mann wird sicher Theil nehmen. Er hat im vergangenen Jahr für $5 Bücher angeschafft. Auch hält er die „Staatszeitung", das „Handelsblatt" und den „Herald".

Ich bin sehr begierig, Ihren Mann kennen zu lernen, denn ich interessire mich sehr für die Literatur. Ich bedaure daß Sie schon aussteigen. Auf Wiedersehen!

Der Editor Moraster dort in der Ecke scheint etwas in sein Notizbuch eingetragen zu haben.

Wieder allein und allerlei trübseeligen Betrachtungen überlassen! „Bescheiden" sein — ja, darin steckt das ganze Geheimniß. Wir radikalen Menschen sind zu unbescheiden und deshalb mit aller Welt in Zank und Hader. Wir denken zu viel und zu viel Gedanken gebären zu viel Wünsche und die unerfüllten Wünsche machen uns geistes- und gemüthskrank. Nicht denken ist daher das sicherste Heilmittel gegen alle Unzufriedenheit wie Unbescheidenheit.

Es gibt keinen schrecklicheren Gedanken, als den an die unerfüllten Wünsche und die Möglichkeiten ihrer Erfüllung. Gibt es einen Menschen, der sagen kann, er habe

im Leben Alles gefunden, was ihm zukam ſeinen Anlagen und Fähigkeiten gemäß? Weiß Einer, ob nicht Alles anders mit ihm geworden wäre, wenn er jenen Weg eingeſchlagen ſtatt dieſen, wenn er in jenen Verhältniſſen gelebt ſtatt in dieſen, wenn er jenes Weib geliebt, ſtatt dieſes, wenn er jenen Umgang geſucht hätte ſtatt dieſen? Und wie alle dieſe Fragen abweiſen? Wenn Alles, was Glück und Umſtände an unberechneten und unberechenbaren Zugaben des Lebens bieten, in der Rechnung deſſelben abgezogen wird, ſo muß doch ein gewiſſes beſtimmtes Maß von Foderungen und eine gewiſſe feſte Norm für ihre Befriedigung übrig bleiben, worauf Jeder unbeſtreitbaren Anſpruch hat, und dieſes Maß und dieſe Norm können nur hergeleitet werden aus den natürlichen Anlagen jedes Einzelnen, ausgebildet unter entſprechenden Gelegenheiten und bethätigt nach den gleichen Rechten. Danach beſteht die beſcheidenſte Garantie für die Erfüllung der berechtigten Wünſche in der Freiheit und in den nöthigen Mitteln, ſie am zuſagenden Ort zur Selbſtbethätigung und Selbſtbefriedigung zu benutzen. Iſt das die Norm, ſo ſind die Gefangenen und die Exilirten, welche für die Freiheit thätig waren, die erſten Reklamanten, welche die Welt zur Rechenſchaft zu ziehen haben wegen ihrer unerfüllten Wünſche.

Sich um ſein Streben und ſeine Wünſche, kurz um ſein Leben betrogen ſehen durch Gewalt, durch Tyrannei — das iſt der empörendſte Gedanke, der den einen Menſchen zum Haß gegen den andren entflammen kann. Je mehr Selbſtgefühl und Selbſtachtung ein Menſch beſitzt, deſto weniger kann ihn der Raub gleichgültig laſſen, den Andre an ſeinem Glück und Leben begehen. Ganz abgeſehen

von den allgemein ſittlichen Ideen, ſo muß ſchon der bloße berechtigte Egoismus jedes Einzelnen hinreichen, ihm die Ruhe zu rauben wegen des Frevels, den die Gewalt an ihm verübt. Als ſouverainer, freiheitglühender, berechtigter, ſtrebſamer, lebensluſtiger Menſch ſiehſt du deine ſchönſten Wünſche vernichten und dein beſtes Streben unter die Füße treten von einer Gewalt, die kein Recht auf ſekundenlange Exiſtenz hat; deine Tage rinnen vorbei, einer nach dem andern, ungenützt und ungenoſſen; deine Kräfte, unverwendet und aufgerieben in ſich ſelbſt, welken und ſchwinden; für deine Rechte an das Leben gibt es kein Tribunal, als deine ohnmächtige Wuth, die zuletzt zur Ruhe kommt in irgend einer verborgenen Kirchhofsecke. Für jeden Exilirten eine Hekatombe von Tyrannen und Tyrannenknechten — es wäre nur ein geringer Tribut bloß für die Selbſtachtung, die durch einen ſolchen Akt der Rache den Werth eines geraubten Menſchenrechts zu notiren hätte!

Welch ein Maßſtab liegt hierin für das Treiben dieſer teutſchen Exilirten! Dieß bierblütige Volk läßt ſich mit derſelben Ergebenheit um ſein Leben betrügen, womit der Patient ſich einen Zahn ausziehen läßt. Sie nehmen das Exil wie eine Miſſion oder eine Beſtimmung, ſtatt es zu nehmen als eine Geißel, die ſie Tag vor Tag zur Empörung treiben ſollte. Sie verzichten auf ihre Rechte, als hätten ſie nie welche gehabt. Sie haben Dünkel im Uebermaß, aber ſie haben keinen Begriff von Selbſtachtung; ſie haben Antipathien genug, aber ſie haben keinen Haß. Genügſam drängen ſie ſich an den Trog im Stall der Circe und laſſen in ihrem aufgegebenen Olymp die Räuber und Beſtien in Nektar und Ambroſia ſchwelgen.

Wenn ihr Geschäftchen sie nicht tröstet für Das, was sie verlassen, so tröstet sie das Bier, und wenn das Bier nicht genügt, so -- singen sie. Die teutschen Exilirten haben ihr Vaterland aufgegeben, ihr Leben abgetreten an hängenswerthe Räuber und — finden Ersatz und Auszeichnung genug im Singen!

In Philadelphia, der Bierstadt, von wo auch die Kinkelei ausging, haben sie wieder ein Gesangfest gehabt —

Philadelphia.

Nichts stört bei mir den Eindruck der teutschen Sängerfeste so sehr, wie der Mangel an Uebereinstimmung zwischen ihrem Begriff und den Gesinnungen ihrer Theilnehmer. Sei es nun, daß ich mit dem Worte „Sänger" eine zu hohe oder romantische Vorstellung verbinde -- obschon ich dabei nicht immer an Orpheus und Arion denke —, oder daß ich die Bestimmung der Kunst überhaupt zu hoch auffasse — genug, ich kann mich der Anfoderung nicht erwehren, daß ein Mensch, der als „Sänger" die Musik und Poesie gleichzeitig, und zwar bei einem Volksfest, repräsentirt, nach Bildung und Gesinnung ein durchaus edel strebender Mensch sein müsse. Diese Anfoderung im Kopf, habe ich mir gelegentlich die teutschen Sänger äußerlich angesehen und sie als Materialist wenigstens physiognomisch und phrenologisch zu taxiren gesucht. Ich war momentan erfreut, unter ihnen manchen wohlgeformten Kopf und manches edel geschnittene Gesicht zu erblicken, während man anderwärts unter den Massen unserer Landsleute so oft durch Holzschnitte und Kruzifixgesichter abgestoßen wird, die sich wahrhaft mittelalterlich ausnehmen. Hinterher aber zeigt sich, daß, mit wenig Ausnahmen, die

Sängervereine ſo wenig die edle Bildung und freie Geſinnung vertreten, wie die Turn- und ſonſtigen Vereine. Zieht man den Humbug ihres geräuſchvollen Auftretens ab, ſo bleibt troſtlos wenig von ihrem Streben übrig. Die Hand auf's Herz, wie viele der Sänger- und Turnvereine würden beſtehen bleiben, wenn ſie die öffentlichen Paraden und das Bier abſchafften? So wenig wie von den „Guards„ des „Käptens" X und des „Käptens" Y., wenn ſie keine Uniform mehr anlegen dürften.

Herr Sänger X., Sie und Ihre Kollegen haben einen hübſchen Kopf und eine hübſche Stimme. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Alles, was Geiſt, Schönheit, Freiheit und Humanität heißt, bei Ihnen Anklang und Theilnahme findet. Nicht wahr, Sie intereſſiren ſich vor Allem für die teutſche Literatur?

„Das zwar nicht, aber wir ſingen."

Nichts zeichnet den Teutſchen ſo ſehr aus, wie ſein radikales und umfaſſendes Denken, wodurch er im Grunde der geiſtige Herr der Welt wird. Nicht wahr, als teutſche Sänger ſind Sie ſtolz, den teutſchen Radikalismus zu vertreten?

„Das zwar nicht, aber wir ſingen."

Einem Teutſchen, in dem der Geiſt ſeines Vaterlandes wahrhaft Wurzeln geſchlagen, kann das Intereſſe für den Sieg der teutſchen Ideen im Kampf der Revolution niemals abhanden kommen. Er wird daher im Exil jede Gelegenheit benutzen, der Revolution ſeine Huldigung darzubringen und ſein Schärflein zur Unterhaltung des revolutionairen Kampfes beizutragen. Nicht wahr, für Sie Sänger iſt es eine wahre Luſt und Erhebung, die Kunſt im Dienſt der Freiheit und Revolution zu pflegen?

„Das zwar nicht, aber wir ſingen."

Nirgendwo mehr, als hier, wo die freie Rohheit und Gemeinheit eine so große Macht bilden, hat der edlere Mensch Gelegenheit, durch Bekämpfung beider seinen Charakter zu wahren und die Ehre der Menschheit zu vertreten. Nicht wahr, vor Allen werden dieß die teutschen Sänger als ihren Beruf erkennen?

„Das zwar nicht, aber wir singen."

Aber, meine Herren, welche Zwecke haben Sie denn eigentlich bei Ihrem Singen?

„Parade machen, die innere Leerheit verdecken, die Zeit todtschlagen und Bier saufen."

Meine Herren, ich bin ein großer Freund der Zither; wenn ich mir aber denke, die Saiten einer Zither seien über die Oeffnung eines locus tertius gespannt, so würde ich auch ihre schönsten Töne nur mit der Nase hören und davon laufen.

„Der Mensch kann nichts Andres als bloß Grobheiten sagen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Umgebung von Philadelphia in der Nähe mehr hübsche Punkte für Spaziergänge, kleine Streifereien und ländliche Ausflüge bietet, als die von New-York. Die Partie um die Wasserwerke und Lemon Hill allein ist mehr werth, als Hoboken und alle „Naturschönheiten" der Manhattan-Insel. Was aber zu Philadelphia wie zu New-York die von der Natur gebotenen Erholungsplätze entstellt, die von der Privatspekulation okkupirt sind, das ist der Mangel an künstlicher Ausstattung, die Rohheit der menschlichen Zuthaten, die Liederlichkeit des verschönernden Arrangements. Ein

Paar zertretene Grasplätze und einige roh zusammengeschlagene Bretter unter den Paar verschonten Bäumen, welche als primitive Tische und Bänke einer Urwaldsniederlassung dienen könnten, sind hier die Hauptzierden eines Kunst- oder Vergnügungsplatzes, den man die Verwegenheit hat „Park" zu nennen. Was aus diesen Einrichtungen spricht, ist entweder die rohe Gier, um möglichst geringen Preis eine konsumirende Menschenmasse auszubeuten, oder die Voraussetzung, daß dieselbe keiner edleren Einrichtungen bedürftig und würdig sei, oder aber die Furcht, Anlagen der verschönernden Kunst und des gebildeten Geschmacks vom Vandalismus roher Banden wieder vernichten zu sehen.

Ein sprechendes Zeugniß für den Charakter des sozialen Volkslebens! Die Teutschen aber rühmen sich, in dieses Land soziale Sitten, Volksfeste, öffentliche Vergnügungen u. s. w. eingeführt zu haben, und sie haben es noch nicht einmal zu einem öffentlichen Garten gebracht, in dem gebildete Menschen zwischen Blumenbeeten und Bosquets hinter einem Glase Wein eine Stunde der Erholung verplaudern oder verträumen können.

Was die Amerikaner von allen „zivilisirten" Völkern, selbst von ihren angelsächsischen Stammvätern als durchaus unsozial unterscheidet und als wahrhaft indianisch charakterisirt, ist ihr gänzlicher Mangel an Dem, was man Volksfeste nennt. Ihr anarchisches Gelärm am 4. Juli, ihre Feuermannsparaden, ihre Militairkomödien sind der einzige barbarische Ersatz dafür, wenn man nicht lieber behaupten will, ihre wahren Volksfeste seien die Kämpfe wüthender Rowdiebanden.

Die Teutſchen nun ſind Diejenigen, welche in Bezug auf ſoziales Volksleben ihre Vorbilder oder Lehrmeiſter ſein ſollen. Aber täuſcht man ſich hierin nicht? Sind die Teutſchen wirklich im Stande, Volksfeſte, und zwar in Amerika, zu veranſtalten? Was ſind Volksfeſte? Ich kann ſie mir nur denken als allgemeine Vergnügungsgelegenheiten, welche von einer allgemeinen Idee getragen werden. Eine bloße Gelegenheit, ſich maſſenweiſe zu amüſiren, die Jeder nach ſeinem Kopf benutzt, iſt kein Volksfeſt, ſie iſt nur eine Erweiterung des gewöhnlichen Wirthshaustreibens. Ein Volksfeſt iſt nur zu denken als mit Politik oder mit einem ſonſtigen, Alle gleichmäßig feſſelnden, idealen Intereſſe verſetzt. Trotz ihren ſonſtigen Fehlern und Bornirtheiten ſind es heutzutage nur die Schweizer, die wirkliche Volksfeſte zu veranſtalten verſtehen. Da ſie denſelben ſtets eine patriotiſche Grundlage geben, herrſcht von vorn herein die nöthige Harmonie und diejenige Haltung, welche das Amüſement vor anarchiſcher Maßloſigkeit ſichert. Volksfeſte ſind auch nicht das Produkt einer momentanen Veranlaſſung. Sie müſſen eine Volksgeſchichte als Boden unter ſich haben und aus der Gewohnheit der freien Bewegung hervorgehen. In Teutſchland nannte man es bisher Volksfeſte, wenn die Unterthanen auf Allerhöchſten Befehl „Königs Geburtstag“ und den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo feierten; oder wenn ſie bei Kirchweihen mit polizeilicher Erlaubniß einen Ball halten, oder wenn ſie gar ein „Schützenfeſt“ veranſtalten durften.

Zu Volksfeſten gehört vor allen Dingen ein Volk, d. i. ein freies Volk. So lang Teutſchland keine Volksgeſchichte, d. i. keine Geſchichte ſeiner Befreiung und keine

Uebung in der Freiheit hat, kann es auch keine Volksfeste haben.

Die Teutschen in Amerika haben freie Bewegung; aber sie haben keine allgemeine, ihnen eigenthümliche Idee, welche ihnen Volksfeste möglich macht. Ihre Feste sind daher weiter nichts, als Tummelplätze für einen Vergnügungstaumel, in dem Jeder sich anarchisch umhertreibt ohne bestimmten Anhalt und eine allgemeine Inspiration. Das Bier ist die einzige nationale Idee dabei.

Die alten Griechen verstanden Volksfeste zu feiern. Dabei war aber jeder Theilnehmer ein Glied des allgemeinen Lebens, ein Repräsentant der nationalen Vorzüge.

Die Griechen erinnern mich wieder an das Bier. Läßt sich die Möglichkeit denken, daß die Griechen ihre olympischen Spiele und sonstigen Volksfeste mit dem Bierkrug in der Hand hätten feiern können? Der Begriff Volksfest und der Begriff Wein sind unzertrennlich. Auch die Schweizer trinken Wein. Gambrinus läßt sich so wenig an der Spitze eines Volksfestes denken, wie Venus vulgivaga als Repräsentantinn der Liebe.

Aber, wenn die teutschen Feste keine Volksfeste sind, sind sie dann nicht wenigstens allgemeine Vergnügungsfeste? Wenn Vergnügen in haltlosem Taumel besteht, der in dem allgemeinen Gewoge gar nicht zur Besinnung kommt, so gebe ich es zu. Aber das Vergnügen, das nicht in der Theilnahme an der Repräsentation einer allgemeinen Idee besteht, kann ich mir nur als Privatvergnügen denken. Nur jene wüste Leerheit, die des Tumults und des Taumels bedarf, kann das Umhertreiben in dem Gewoge einer ruhelosen Masse Vergnügen nennen.

Der Denkende zieht sich seitab unter den Schatten eines

Baumes und vergnügt ſich mit wenigen Bekannten, von denen Jeder dem Andern etwas zu geben hat, und hört das Geſumme einer Menge von fern an, deren einzelne Individuen ihm fremd ſind und höchſtens gelegentlich Stoff zu phyſiognomiſchen oder naturhiſtoriſchen Beobachtungen liefern. Das Glück — und das Vergnügen, die Unterhaltung, die Erholung iſt doch nicht ſein Gegentheil — gedeiht überhaupt nur in der Einſamkeit, nicht unter den Augen der Menge. Je weniger Augen dabei Gevatterdienſt leiſten, deſto beſſer, aber vier ſind das Minimum.

„Wir ſollten keine Volksfeſte haben?“ rief ein gemüthlicher Landsmann, indem er das Bierglas abſetzte, mit einer Stimme, die Aehnlichkeit hatte mit dem Geraſſel einer löcherigen Ofenröhre, welche die Gaſſenbuben einem Hunde an den Schwanz gebunden haben. „Warten Sie, ſetzte er hinzu, wir wollen es Ihnen ad oculos und ad hominem demonſtriren: heute Abend ſollen Sie ein Volksſtändchen haben, wie wir Philadelphier noch nie eins veranſtalteten.“

Ich erſchrak, denn ich heiße weder Hecker noch Kinkel, und glaubte ſeit 1848, wo ich die Philadelphier für ihr Ständchen ſo ſchwer beleidigte indem ich ihnen ſagte, mir ſei es nicht um perſönliche Auszeichnung, ſondern um Unterſtützung der Revolution zu thun, vor ſolchen Ehren für immer geſichert zu ſein. Doch der Beſchluß war nicht zu ändern, denn er war ein Volksbeſchluß und vox populi vox Gambrini.

Der Abend kam. Fünfzigtauſend Germanen, ſämmtlich theure Landsleute, rückten vor meine Wohnung. Ihr

Sprecher trat vor und begann ſich zu räuſpern. Er war ein Mann von ſchwerem Kaliber, mindeſtens zwei „Bärrel“ haltend. Aus jeder ſeiner glänzenden Wangen hätte man einen anſehnlichen weſtphäliſchen Schinken ſchneiden können, ohne daß ſie eingefallen erſchienen, wenn man die Nath der Schwarte wieder zunähte. Sein ſchwimmendes Auge hatte einen halb martialiſchen Ausdruck angenommen und fand nach langem Umherrollen ſein beſtimmtes Ziel. Ein großer Bart bedeckte das verſchämte Unterkinn, das ſich unter ihm ausnahm wie ein Kind in der Umarmung eines Bären. Er ſtellte ſich in Poſitur, kratzte mit dem Kehlrachen wie ein Dampfhobel, ſpie aus und ſprach:

„In dieſer Bierſtadt der Bruderliebe — ich wollte ſagen: in dieſer Bruderſtadt der Bierliebe — in dieſer Liebesſtadt der Bierbrüder, wollt' ich ſagen .... Landsleute, mein Herz iſt ſo voll, daß der Sprudel meiner Gefühle, die auf keinem Kühlſchiff der Berechnung abgekühlt worden ſind, ſich förmlich überſtürzt. Was ich aber ſagen wollte, iſt dieß: in unſerer lieben Bier- und Bruderſtadt iſt ein Gaſt angekommen, den ich nur zu nennen brauche, um alle Freunde des Biers und der Bruderliebe in Begeiſterung zu verſetzen. (Hip, hip, hip, hurräh!) Fragt euch, was wir wären ohne dieſen Mann! War er es nicht, der ſtets als der eifrigſte Vertheidiger unſeres nationalen Palladiums, des Lagerbiers, gegen alle Widerſacher aufgetreten iſt? Was wären wir ohne das Bier und was wäre das Bier ohne den „Pionier?“ (Dreimal drei Cheers.) Welche Beruhigung iſt es für die Seele des ſchlichten Biedermannes, wenn er für ſein Thun und Leben den geiſtigen Rückhalt findet in den Vertretern der ewigen Prinzipien! Das Bier iſt das ewigſte aller Prin-

zipien, denn wenn wir gar nichts mehr ſind und haben, werden wir noch Bier trinken. Wir ſind Demokraten, ſind Republikaner, aber zwei Fürſten erkennen wir freudig an. Sie hangen an der Wand jeder unſerer Bierſtuben: Hermann mit erhobenem Schwert und Gambrinus mit erhobenem Bierglas! (Ungeheurer Beifall. Mehrere Kamine ſtürzen ein.) So ſind wir die freieſten Männer, indem wir doppelte Unterthanen ſind. (Entfernte Stimme: „ſeeehr gut.") Wer aber iſt es, der uns dabei die geiſtige Weihe, gleichſam den prinzipiellen Segen ertheilt und unſer Lob durch die Lande verbreitet? Es iſt der Mann, dem wir durch unſre heutige Aufmerkſamkeit einen kleinen Theil der Schuld unſerer Dankbarkeit abtragen. (Großer Beifall.) Es iſt der Mann, der uns nachgewieſen, wie belebend und ſtärkend unſer nationales Getränk, in entſprechenden Maſſen genommen, auf unſern Geiſt und unſre Energie wirkt. (Hear, hear!) Es iſt der Mann, der uns in Schutz genommen hat gegen jene wahnſinnigen Unterthanen des Bachus, welche ihr Blut erhitzen mit dem Gift von Mongolen und Galliern. Es iſt der Mann, der gezeigt hat, daß im Bier die wahre Poeſie ſteckt und der mir noch heute die folgende Probe verehrte, auf daß wir damit im Rundgeſang unſre patriotiſchen Herzen erheben:

O, wenn ich doch ein Wallfiſch wär'
Und lauter Lagerbier das Meer
Und der Hering ſchwämm' als Salat umher,
Begleitet von duftendem Limburger,
Dann gäb's für mich halt kein Begehr
Und keinen Katzenjammer mehr!

(Furchtbarer Beifallssturm. 50,000 Stimmen wiederholen das Lied. 20 Häuser stürzen ein. Die Feuerkompagnien rücken heran, nehmen aber Reißaus, als das Lied nochmals gesungen wird.)

An der Wirkung dieses Liedes, dieses Nationalliedes, dieser Malzmarseillaise, theure Brüder, erkennt ihr den Werth wahrer Poesie, erkennt ihr eure Würde und erkennt ihr das Glück, einen solchen Vertreter unserer Prinzipien gefunden zu haben. Ich schließe, denn Worte reichen nicht hin, ihn gebührend zu feiern. Nur ein einziges noch, ein tiefgefühltes und hochgetragenes Wort, aus tiefster Männerbrust und mit gehobener Stimmung ausgerufen, ein dreimaliges

Hoch!"

(Entsetzliches Hoch von 50,000 Ofenröhren. Es stürzen abermals 10 Häuser und mehrere Schulen ein.)

Nachdem die Menge zur Ruhe gekommen war, trat ich vor und dankte in folgender Anrede:

„Theuerste Brüder in Bier und Liebe! Zwar soll Anerkennung nicht das bestimmende Motiv des Strebens sein und ihm treu bleiben ohne Anerkennung ist wahre Größe. Wenn es aber für das Streben eines Mannes einen würdigen und verführerischen Lohn auf dieser Erde gibt, so ist es der Beweis, daß er erkannt und gewürdigt wird von würdigen Gesinnungsgenossen. Die glänzende Würdigung, die Sie meinem kleinen Verdienst um Ihre leitenden Prinzipien angedeihen lassen, übersteigt das Maß des Lohnes und berührt die Grenze der Beschämung. Nur die Aufrichtigkeit meines Strebens und der feste Wille, darin fortzufahren, setzt mich in Stand, ein Lob zu

ertragen, das mein Verdienst in Schatten stellt. Erlauben Sie mir eine kleine Ausgleichung, indem ich ihm das Lob Ihrer Verdienste an die Seite stelle. Obschon wir alle wissen, daß das Konsumiren unseres nationalen Getränks eine patriotische Pflicht ist, so wollen doch Andre darin eine bloße Erholung, ein Vergnügen erblicken, das nur Dem zu gestatten sei, der in andrer Beziehung seine volle Schuldigkeit als Mann, als Mensch und als Patriot gethan habe. Wenn ich mich aber auch auf diese Anschauung einlasse, wer ist es dann wieder, der die Probe glänzender bestände, als Ihr? Wenn Der die meiste Erholung d. i. das meiste Bier verdient, der die meiste Arbeit gethan, wer verdiente sie dann in größerem Maße, als Ihr? Seid Ihr es nicht, Ihr Philadephier, die in dem großen Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei den übrigen Söhnen Hermanns die Fahne vorantragen? Ist Euer Fähnrich nicht der glorreiche, unüberwindliche Periculosus?*) Wo hat je teutsche Kunst, teutscher Geist, teutscher Radikalismus ein Unternehmen begonnen, das nicht unter Euch die wärmste und großartigste Unterstützung gefunden? Was aber die Hauptsache, ist Philadelphia nicht der eigentliche Herd der teutschen Revolution in Amerika? Lebte nicht in Eurer Mitte der Mann mit dem sanften, wollegewobenen Namen, aber dem eisernen Herzen, der den furchtbaren Bund gegen die europäischen Tyrannen stiftete? Haben nicht,

*) Man behauptet, hiermit sei der vormalige Revolutionair Dr. Kellner gemeint, der, nachdem er sich in New-York als kommunistischer Editor selbst für „gefährlich" erklärt hatte, in Philadelphia als „demokratischer" Editor die Sklaverei vertheidigte. Anm. des Setzers.

als die Nachricht nach Europa kam, ſämmtliche Tyrannen acht Tage und Nächte lang gezittert, ſo daß ſämmtliche Paläſte mit neuen Betten mußten verſehen werden? War't Ihr es endlich nicht, welche dem noch furchtbareren Patrioten Kinkel das Schwert überlieferten, womit er ſeit Jahren einen ſo erbitterten, unabläſſigen Krieg gegen die Despoten führt, ſo daß ſie ſich ſämmtlich vereinigt haben, um ihn aus England in Eure Mitte zurück zu treiben? Laßt es nicht geſchehen, ich beſchwöre Euch, ſondern ſteht ihm von Neuem bei, damit er den glorreichen und wichtigen Poſten auch ferner behaupten könne, auf dem er ein ſo gefährlicher Gegner der Unterdrücker der Menſchheit geworden iſt! Darin eben zeigt ſich die Intelligenz und Geſinnung eines Volks, daß es Diejenigen erkennt und unterſtützt, welche die wahren Vorkämpfer ſeiner Rechte und die Bahnbrecher ſeiner Freiheit ſind.

Theure Brüder in Bier und Liebe, ich bin kein Schmeichler, deshalb begnüge ich mich mit dieſem kurzen Hinweis auf Eure Verdienſte um die Menſchheit, um Eure volle Berechtigung zu dem ausgedehnteſten Maße der Erholung darzuthun. Deshalb trinkt, nein ſauft, wie noch kein Volk geſoffen hat! Sauft, daß Euer Gehirn zu Malz und Euer Blut zu Jauche wird! Sauft, daß Eure Augen glotzen wie Kockelskörner und Eure Wangen triefen wie Schweizerkäſe! Sauft, daß Euch die Reifen platzen und daß Eure Kinder als Bier-„Bärrel“ auf die Welt kommen! Sauft, bis Ihr in der Schlempe umherſchwimmt wie die Sau in der Goſſe! Sauft, bis Ihr aufſchwillt zu Ballons und als Planeten Euch von der Erde erhebt in die unendlichen Regionen der Unſterblichkeit. Dort oben aber, wo die irdiſchen Verdienſte erſt ihren ganzen

Lohn finden, werdet Ihr die Entdeckung machen, daß die Milchstraße nur eine Schaumstraße ist, unter welcher der Ozean des kosmischen Lagerbiers fließt, das niagaramäßig daher donnert aus den Felsenkellern der Unendlichkeit. Dort, theure Brüder, wird unser Elysium sein. Auf Wiedersehen in der Milchstraße!"

Ich trat zurück und es erhob sich ein Sturm des Beifalls und der Anerkennung, welcher dem Brausen des Orkans durch die Eichenwälder des alten Cheruskers glich.

Doch leider sollte dieser herrliche, glorreiche Abend nicht ungetrübt vorübergehen, sondern der Sturm der Begeisterung durch die leidige teutsche Uneinigkeit in einen Sturm der Entrüstung verwandelt werden. Kaum hatte sich nämlich die Menge einigermaßen beruhigt, so trat ein ältlicher Mann auf, der sich durch seine Mundart als einen Pfälzer zu erkennen gab, und sprach die wenigen, aber empörenden Worte:

„Bei uns sächt mer, wer Bier sauft, der ist ze faul um Wasser ze hole."

Diese Worte waren das Signal zu einer allgemeinen Empörung. Die ganze Masse stürzte sich mit Wuthgeschrei auf den Alten, der sich in ein benachbartes Haus rettete. Man stürmte das Haus und suchte ihn racheschnaubend in allen Winkeln. Die Glocken wurden geläutet, die Miliz rückte aus und der Kampf begann. Es war kein Zweifel mehr: der Bürgerkrieg war ausgebrochen. Wie majestätisch auch die Szene ist, von der es heißt

„das Volk steht auf, der Sturm bricht los"

— so war es mir doch unmöglich, die teutschen Brüder

ſich zerfleiſchen und Bruderblut vergießen zu ſehen. Ich eilte daher, was ich konnte, ſchweren Herzens aus der Stadt der Bruderliebe gen Pittsburg.

In der folgenden Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich hörte ein Blaſen, als käme es aus meilenlangen Poſaunen und als ſollten ſeine Töne die Sterne vom Himmel herabſchmettern. Es war die Wecker-Muſik des jüngſten Tages. Wohin man blickte, ſpaltete ſich die Erde, ein allgemeines Geklapper ertönte, die zerſtreuten Gebeine fügten ſich eilig zuſammen und ganze Prozeſſionen von Gerippen traten den Marſch nach dem großen Appell- und Richtplatz an. Eine unüberſehbare Menge bedeckte den Plan. Auf einem erhabenem Thron ſaß Gott der Herr mit drohendem Bart und gebieteriſchen Augen, welche das lautloſe Heer der Erſtandenen muſterten. Plötzlich rief der Herr mit Donnerſtimme: „Wo bleiben denn die Teutſchen? Die ganze Menſchheit iſt verſammelt, nur die Teutſchen fehlen. Wollen dieſe Siebenſchläfer, die immer ſchliefen, wo andre Völker aufſtanden, ſogar den jüngſten Tag verſchlafen? Kapellmeiſter, laß nochmals zum Appell blaſen!“ Die Poſaunenengel blieſen, daß das ganze ungeheure Heer von Gerippen zu klappern begann, aber kein Teutſcher erſchien, außer ſechs Radikale, die ſich beſcheiden an die Seite drückten. Einer derſelben nahte ſich demüthig dem Thron und ſprach: „Herr, ich weiß ein einfaches Mittel, meine Landsleute zu verſammeln. Verkünde ihnen, daß du Bier verzapfeſt!“ Darauf rief der Herr: „Petrus, ein friſches Fäßle angeſtochen!“ Kaum hatte er das Wort geſprochen, als ſich in der Ferne ein Gebraus wie von der ſtürmenden See vernehmen ließ, und in kürzeſter Zeit ſtürzten achtzig Millionen Teutſche,

weniger sechs, auf den Versammlungsplatz und schrieen einstimmig: „wo ist das Fäßle?“

Auf der Fahrt nach Pittsburg.

Hingegeben den quälenden Gedanken an den schrecklichen Bürger- und Bruderkrieg um „die höchsten Güter der Menschheit“, der jetzt in Philadelphia zwischen den Unterthanen des Gambrinus und des Bachus wüthet, und an die Wittwen und Waisen, die ihn beweinen werden, bin ich also auf der Reise nach Pittsburg.

Pittsburg! Wahrhaftig, eher mache ich mich anheischig, eine Erholungsreise, Luftveränderung und Reiseabenteuer eingeschlossen, hinter dem Redaktionstisch zu unternehmen, als in Pittsburg sechs Wochen zu leben, ohne auf den schönen Kirchhof zu kommen, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt, so daß wenigstens die Todten Ruhe haben vor der Dummheit der Lebendigen. Diese Stadt mit ihrer Kohlenrauchatmosphäre, welche nach dem Angstschweiß katholischer Seelen und dem Unrath „demokratischer“ Gehirne duftet, ist eine wahre Repräsentantinn des geistigen Todes, ein geistiger „Gottesacker“. Das Einzige, was mich dort, außer dem schönen Kirchhof, für Augenblicke trösten könnte, wäre das treffliche Lagerbier aus den Felsenkellern. Nach einem Spaziergang in der Hitze oder überhaupt zur Löschung eines herzhaften Durstes gibt es nichts Herrlicheres, als Sauerwasser oder Lagerbier. Welchen „Genuß“ das T r i n k e n von Lagerbier gewähren kann, vermögen nur Die zu schätzen, die es nicht s a u f e n.

Pittsburg ist ein so langweiliger Ort, daß man es zur Hauptstadt des Staates Pennsylvanien machen könnte.

Iſt nicht die Langweiligkeit und Geiſtesöde ein Charakterzug faſt aller Hauptſtädte? Man ſehe ſich dieß Harrisburg, Columbus, Albany, Frankfort, Jefferſon, Madiſon u. ſ. w., vor allen aber Washington an — ſind ſie nicht alle verurtheilt zum geiſtigen Tode und zur moraliſchen Verkommenheit? Erinnern ſie nicht an die langweiligen, kirchhöflichen Reſidenzen der Zaunkönige in Teutſchland? Es iſt, als ob eine Anſammlung von Regenten und Politikern des heutigen Schlages in Republiken ſo gut wie in Monarchien allen Saft aus dem Leben ausſöge, das ſie umgibt, oder als ob der Hauch ihrer Korruption es mit einem tödtenden Mehlthau überzöge.

Die Fahrt von Philadelphia nach Pittsburg iſt nicht unintereſſant. Vor allen Dingen iſt es das klare Waſſer und die Bergluft, was erfriſchend wirkt. Die Alleghänies, über welche die Eiſenbahn führt, haben zwar nichts Alpenartiges, aber auf ihrem Rücken fühlt man doch eine wohlthuende Abwechslung gegen dieſes einförmige Flachland, und man glaubt ſich in eine europäiſche Gegend verſetzt, wenn man von ihren bewaldeten Höhen die klaren Bäche und Flüßchen hinabeilen ſieht, nachdem man ſich ſo oft über die ſchlammgeſättigten „Ströme“ und „Creeks“ geärgert hat, die in dieſem Lande die Regel bilden.

Es iſt zum Erſtaunen, daß auf der Alleghanie-Eiſenbahn nicht mehr Unglücke paſſiren. Das raſende Fahren auf den engen Krümmungen um die Bergſpitzen, während ſeitwärts drohende Abgründe gähnen, iſt mehr als ein Wagſtück, es iſt Gewiſſenloſigkeit. Man glaubt mitunter, der ganze Zug müſſe aus den Schienen fliegen und ſieht ihn in Gedanken wie eine Schleuder ſich über die

gähnende Tiefe ſchwingen. Doch hat auch Das wieder ſein Intereſſantes, wie wir ſogleich ſehen werden.

Ich habe in meinem Leben nicht ſechs Schwäbinnen kennen gelernt und doch glaube ich nach dieſen wenigen den Charakter der ganzen „Nation" beurtheilen zu können. Sie haben, wie die Wienerinnen, etwas an ſich, das ſie ſofort von allen andren Weibern unterſcheidet, nämlich ihre offene Zuthulichkeit und Gemüthlichkeit, welche es einem Fremden möglich macht, bei der erſten Unterredung ſo weit mit ihnen bekannt zu werden, wie mit andren nach langem Umgange. Ihre Natur trägt keine Feſſel, ihr Herz keinen Riegel und ihr Mund kein Schloß.

Eine ſolche Schwäbinn hatte ich zur Nachbarinn erhalten. Sie war an einer Nebenſtation ausgeſtiegen, wo ich ſie mit einer Freundinn ſchwäbiſch ſprechen und ſchwäbiſch lachen hörte, weshalb ich ihr ſogleich Platz machte, um ſie mir nicht entgehen zu laſſen. Sie war ein kleines, pralles Weibchen, mit einem hübſch kolorirten, freundlichen Geſicht, in welchem ein Paar lebhafte braune Augen glänzten, die bei ihrem allerliebſten Lachen ganz verführeriſch blinzelten. Schön war ſie eigentlich nicht, aber — „ein Aepfelchen für den Durſt" einer ſchmachtenden Seele.

Wir waren in wenig Minuten ſo weit mit einander bekannt, daß ich allerlei Tollheiten auftiſchen konnte, die ſie außerordentlich amüſirten. Als wir mit der gewöhnlichen Schnelligkeit eben um eine Bergſpitze ſauſ'ten, ſo daß man in Gedanken wieder eine Reiſe in den Abgrund machen konnte, meinte meine Nachbarinn, es ſei ein wahres Wunder, daß man hier den Hals nicht breche.

Wenn wir hinunterſtürzen, bemerkte ich dazu, ſo geben

Sie mir geſchwind einen Kuß, damit ich ohne Umweg in den Himmel komme.

„O, Sie! Das war hübſch geſagt, das war genial. Aber (mir feſt in die Augen ſehend), nun ſagen Sie mir einmal, ſind Sie nicht der Hecker? Nur der Hecker kann ſo etwas ſagen!“

Pſt! Verrathen Sie mich nicht, ich reiſe incognito!

„Alſo Sie ſind es wirklich! Mein Gott, wie oft hab' ich mir gewünſcht, den Hecker kennen zu lernen, und nun hab' ich doch endlich das Glück gehabt. Aber haben Sie ſonſt nicht einen Bart getragen?“

Den trag' ich bloß wenn Revolution iſt, wenn's wieder losgeht im badiſchen Ländle.

„Ach, Herr Hecker, wann machen Sie denn, daß wir wieder nach Teutſchland kommen? Es geht doch nichts über das badiſche Ländle. Ich bin eine Würtembergerinn, aber mein Mann war ein Badenſer. Er war auch ein Flüchtling nnd iſt vor zwei Jahren auf meiner Farm geſtorben. Nicht wahr, Herr Hecker, Sie beſuchen mich doch? Wenn wir noch eine halbe Stunde gefahren ſind, kommen wir an die Station, wo ich ausſteige. Mein Schwiegervater erwartet mich mit dem Wagen und in einer Viertelſtunde ſind wir zu Hauſe.“

Ich würde mir gewiß nicht das Glück entgehen laſſen, mit einer ſo liebenswürdigen Landsmänninn ein Paar Tage zu verleben, aber ich habe zu dringende und wichtige Geſchäfte. Ich reiſe jetzt nach Pittsburg, Cincinnati, St. Louis, Milwaukee u. ſ. w., um die Revolutionspartei zu organiſiren. Vor Allem aber muß ich in Cincinnati dem großen teutſchen Editorenkongreß beiwohnen.

„Ach, wie bedaure ich Das! Es macht mich ganz

traurig. Ich wäre so glücklich, wenn ich Ihnen meine Farm zeigen und Sie auf einige Tage bewirthen könnte. Die Farm ist so schön, sie würde Ihnen gewiß gefallen. Mein Schwiegervater besorgt alle Geschäfte und ich habe nichts zu thun als was mir Vergnügen macht. Die Farm liegt in der Ecke eines Thals und ist an drei Seiten von Bergen eingeschlossen, von denen der schönste, klarste Bach dicht am Hause vorbeiläuft. Das Thal hinunter sieht man meine Felder und Wiesen, durch die der Bach wie eine silberne Schlange sich hinabwindet. Unten an der Ecke des Thales ist ein Weinberg, von dem wir das vorige Jahr den ersten Wein gemacht haben. Er ist ausgezeichnet. Ich habe auch noch Marggräfler, Affenthaler, Kaiserstühler, Neckarwein, Unksteiner, Forster und Deidesheimer im Keller. Den hat mein Schwiegervater von Teutschland mitgebracht und den sollen Sie all versuchen, wenn Sie zu mir kommen. Vor dem Hause ist ein Obst- und Gemüsegarten und an der linken Seite habe ich einen großen Blumengarten angelegt, der bis in den Wald den Berg hinaufgeht, wo ich schöne Promenaden durch das schattige Gebüsch habe machen lassen. Am Ende des Blumengartens ist eine große dichte Laube von Rosen, Geisblatt und Epheu. O, sie ist allerliebst und vor der Laube ist ein Springbrünnele, das plätschert und schwätzt als ob es ein lebendiges Wesen wäre."

Das muß ja allerliebst sein!

„Was meinen Sie?"

Ihr Springbrünnele!

„O, Sie sollten es sehen und hören! Da sitz' ich oft Stunden lang und träume. Da saß ich früher mit meinem Mann. Wenn der Abend kam, so nahmen wir das

Eſſen mit hinauf und eine Flaſche Wein und ſaßen da oft bis in die Nacht. Wenn ich Beſuch habe, iſt der ganze Garten und das Wäldle daneben Alles ein Leben. Und keine Moskiten ſind da, kein Ungeziefer, bloß Vögel, die hüpfen und ſingen, daß es eine Luſt iſt. Ach, ich bin nicht gern allein!"

Wer keine Frau hätte oder eine ſchlechte, der müßt' es als eine wahre Fügung des Schickſals anſehen, daß Sie Wittwe ſind.

„Jetzt hab' ich nach Haus verlangt und nun bin ich doch traurig, daß ich ſchon ausſteigen muß, weil Sie nicht mitgehen. Sie kommen aber auf ein ander Mal, nicht wahr, Herr Hecker?"

Ich will es auf das Glück und die Umſtände ankommen laſſen. Werden Sie mir auch ſchreiben?

„Ganz gewiß, wenn Sie es erlauben."

Ich will Ihnen meine Adreſſe notiren: Mr. F. Hecker, care of K. Heinzen, Esq., letterbox 3750, New-York. Leben Sie wohl, charmante Frau, und vergeſſen Sie mich nicht!

Welche Vortheile, dachte ich, hat doch ein großer Mann vor andern voraus!

Pittsburg.

Göttinn der Gerechtigkeit, wenn du in deiner Blindheit Abſolution ertheilen kannſt wie die heilige Kirche, ſo abſolvire mich von der Sünde, die ich an dem trefflichen Pittsburg begangen habe! War ich in Philadelphia wegen meiner Verdienſte geehrt worden, ſo wurde ich in Pittsburg vergöttert! Als ich am Eiſenbahnhof anlangte,

gewahrte ich ein endloſes Gewimmel von Menſchen mit Fahnen und ſonſtigen Zeichen der Feierlichkeit. Sie näherten ſich langſamen Schritts dem Bahnhof und erſt jetzt erkannte ich wer ſie waren und was ſie wollten. Den hochwürdigſten Biſchof und ſämmtliche hochwürdige Prieſter an der Spitze, rückten mir 20,000 Katholiken und „Demokraten" entgegen, um mich zu bewillkommnen und wegen meiner Verdienſte um die heilige Kirche und die „demokratiſche" Partei zu ehren. Als ich ausgeſtiegen war, empfing mich eine Deputation, welche mich mit dem Zweck des großen Aufzugs bekannt machte. Gleichzeitig begannen die Glocken anzuſchlagen. Ich wendete ein, daß ich nicht vorbereitet ſei auf eine ſo ſeltene Ehre und daß ich dieſelbe nicht eher annehmen könne, als bis ich durch die heilige Beichte mich vollſtändig von allem Sündhaften gereinigt habe, das meiner Seele noch anklebe. Es wurde dieß dem hochwürdigſten Herrn Biſchof gemeldet und er erklärte ſich bereit, mir in hocheigner Perſon die Beichte abzunehmen. Da kein Beichtſtuhl in der Nähe war, begaben wir uns in ein Lokal am Bahnhof, welches man ſonſt nur einzeln zu beſuchen pflegt. Es hatte aber zwei Sitze neben einander und wir ſetzten uns. Der Biſchof neigte ſein Haupt zur Linken, hielt das Schnupftuch an ſein Antlitz vor das Ohr und ich begann zu beichten:

1) Ich kann, alle Umſtände in Betracht gezogen, noch immer keinen rechten Glauben an die unbefleckte Großmutter des Herrn faſſen.

2) Eine hübſche Frau iſt mir eigentlich lieber als die heilige Jungfrau.

3) In der heiligen Meſſe iſt mir das Liebſte der Meßwein.

4) Ich glaube mitunter, ein irdiſcher Sperling in der Hand ſei beſſer als ein ganzer Schwarm Tauben auf dem Himmelsdach.

„Haſt du, mein Sohn, keine ſchwerere Sünden zu beichten?„ unterbrach mich der Herr Erzbiſchof.

5) Ich denke bisweilen, die Herrn Prieſter begehen größere Sünden, als ihre Beichtkinder, denen ſie den Kopf voll lügen.

„Hältſt du das Lügen für eine Sünde?“

Ich hörte es ſo nennen.

„Das ſind Irrlehren, welche die Religion untergraben. Nur wenn das Beichtkind den Beichtvater belügt, iſt das Lügen eine Sünde. Welche ſonſtige Sünden bedrücken deine Seele?“

6) Die größte iſt ein Traum, den ich vor Kurzem träumte und den ich noch immer nicht aus dem Kopf bringen kann.

„Von einem Weibe?“

Das nicht, ſondern von etwas noch Schlimmern, von Himmel und Hölle.

„Erzähle gewiſſenhaft.“

Mir träumte, daß mein Körper, vom Starrkrampf befallen, ſcheintodt im Bette lag. Weil eine Mundſperre eingetreten war, konnte er weder ſprechen noch etwas zu ſich nehmen und die Aerzte ſuchten vergebens ihn wieder zu beleben. Da dieſer Zuſtand noch lang andauern konnte, wurde er meiner Seele langweilig und da ſie ſchon oft das Verlangen verſpürt hatte, zu erfahren, wie es im Himmel beſchaffen ſei, beſchloß ſie die Pauſe des Scheintodes zu einer Exkurſion zu benutzen. Sie flog alſo durch das Fenſter und —

„Aber wie kam sie denn aus dem Körper heraus, da der Mund gesperrt war?“

Sie muß wohl durch die Nase gegangen sein, genug, es gab einen Hauch und sie schwebte aufwärts. Als ich an die Himmelsthüre kam, vertrat Petrus mir den Weg, berochmich und fuhr mich mit den Worten an: „Was willst du hier? Du riechst nach Leben. Zurück!“ Ich gestand, daß ich einem noch Lebenden angehöre, bat ihn aber dringend, mich auf einige Stunden einzulassen; ich wolle mich bloß flüchtig umsehen, damit ich von den gesehenen Schönheiten auch Andren erzählen und sie zu einem christlichen, gottgefälligen Leben ermuntern könne. „Was? Du Verräther willst den Himmel entvölkern? Hinunter mit dir, oder“ — Er war im Begriff, mir einen himmlischen Fußtritt zu versetzen, als plötzlich ein gewaltiger Kampf und Tumult vor der Thüre seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Denken Sie sich: man schleppte den Teufel, den leibhaftigen Teufel gefesselt heran, um ihn in den Himmel einzusperren.

„Den Teufel in den Himmel? Wozu?“

Zur Strafe! Er war zu vierzehn Tagen Himmel verurtheilt und wehrte sich wie verzweifelt gegen die Exekution.

„Zur Strafe in den Himmel? Was hatte er verbrochen?“

Er hatte in der Hölle einem teutschen Radikalen, der einen Witz über ihn gemacht, beim Frühstück Champagner ohne Eis und dessen Frau Kaffee ohne Zucker vorgesetzt und war wegen einer Erinnerung an seine Schuldigkeit grob geworden.

„Du träumst schöne Sachen! Erzähle weiter.“

Trotz seinem verzweifelten Widerstand gelang es mit Petrus' Hülfe, ihn durch das Thor zu bringen. Ich aber benutzte die Gelegenheit, klammerte mich an den Büschel seines Schwanzes und so kam ich mit in den Himmel. Da sah ich denn die ganze Herrlichkeit, von der ich so viel gehört hatte und welche die unsterblichen Seelen der Auserwählten zu erwarten haben. Im Hintergrunde erblickte man ein großes, dunkles, unergründliches Loch. Das, sagte man mir, ist „Gott". Im Vordergrunde war ein ungeheures Amphi Theater, vollbesetzt mit Zuschauern, und alle diese Zuschauer waren Päbste, Bischöfe und sonstige fromme Männer. Sie hatten die schlafflehenden Augen beständig auf das große Loch gerichtet. Was mir aber am Meisten auffiel, war, daß sie sämmtlich an der umgekehrten Mundsperre litten, nämlich den Mund weit geöffnet hielten. Was thun sie? fragte ich einen Bedienten des Teufels. „Sie genießen das ewige Anschauen Gottes„. Und wer sind die geflügelten Figuren, die an der Seite Gottes stehen und ebenfalls so verzweifelt den Mund aufsperren? „Das sind die Cherubim, die so lang den Preis Gottes gesungen haben, bis ihnen die Kinnbacken stillstanden". Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe und es war mir, als ob ich ein verdächtiges Ziehen in den Backenmuskeln spüre. Ja, der Teufel, dem man den besten Platz in einer Loge zwischen den Päbsten gegeben hatte, zeigte allerlei Verzerrungen im Gesicht, als stände auch ihm das Schicksal der übrigen Zuschauer bevor. Es war offenbar eine Krisis im Anzuge. Plötzlich fuhr der Teufel, dem man unterdessen die Handschellen abgenommen hatte, von seinem Sitz auf, stieß die Wächter über den Haufen, warf Petrus eine Handvoll Schnupftaback, den er

Alexander VI aus der Taſche genommen, in die Augen und ſchwang ſich vom Himmelsaltan hinunter. Ich hatte ſeine Anſtalten bemerkt, ſchnell ſeinen Schwanz ergriffen und ſo rettete ich mich mit ihm aus dem Himmel. Und denken Sie ſich: als ich zu meinem Körper zurückkehrte, ſperrte er ganz gemüthlich den Mund auf, ſo daß ich ungenirt hineinſchlüpfen konnte, und den nämlichen Tag war er wieder geſund

„Du haſt nicht geſagt, welche Weiber du im Himmel geſehen haſt.“

Kein einziges.

„Kein Weib? Mein Sohn, es iſt dein Glück, daß du ſolche Sachen bloß im Traum erlebt haſt. Demnach abſolvire ich dich, doch nur unter der Bedingung, daß du den Traum nicht in den „Pionier“ bringſt. Nimm meinen Segen und jetzt biſt du würdig zum feierlichen Empfang.“

Ich verſprach, was der Herr Biſchof verlangte, und hielt Wort. Im „Pionier“ iſt der Traum nicht zu finden.

Wir verließen den Beichtſtuhl, der in der Hitze ſehr unangenehm wurde, und der hochwürdigſte Herr Erzbiſchof ſtellte mich der verſammelten Diözeſe und Partei vor indem er folgende Anrede hielt:

„Wir begrüßen heute, meine theuren Anweſenden, einen der würdigſten und verdienteſten Söhne der heiligen Kirche und ihrer Schweſter, der „demokratiſchen“ Partei. Der Ruhm ſeines Wirkens geht ihm voraus und ſeine Werke folgen ihm nach. In unſerer Zeit, wo der Unglaube und der Abolitionismus ſo frech ſein Haupt erhebt, bedürfen wir ſolcher Männer, welche mit dem Schwerte des Glaubens und der Loyalität die Ungeheuer der Gott-

losigkeit und der Revolution erlegen. Noch nie haben die Feinde der Kirche so tief ihre religiösen und politischen Fundamente untergraben wie heut' zu Tage, aber auch noch nie hat sie so mächtige Streiter gefunden wie jetzt. Hier steht einer ihrer Besten, beseelt von heiligem Eifer wie der heilige Petrus, als er Malcho ein Ohr abhieb. Möge er noch lange zum Heile der Kirche wirken und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und wenn einst der Allgütige ihn zu sich ruft, um ihn seines ewigen Anschauens theilhaftig werden zu lassen, wird der heilige Vater ihn unter die Heiligen versetzen. Doch auch wir wollen nicht müßig sein in Erfüllung der Pflicht, sein Verdienst zu belohnen und ihn zum ferneren Streite in Stand zu setzen. Ich überreiche ihm daher in eurem Namen, theure Anwesende, ein Liste von 15,000 Abonnenten auf den „Pionier" nebst dem Betrag in New-Yorker City-Money."

Mit gebeugtem Haupt und mit aller Demuth, welche meine beschämte Bescheidenheit erheischte, erlaubte ich mir folgender Maßen zu antworten:

Hochwürdigster Herr Erzbischof! Hochwürdige Herrn Priester! Theure Brüder und Schwestern in Christo! Es waren düstere Zeiten, welche das Licht unserer Kirche auszulöschen drohten. „Die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack und der Himmel entwich wie ein eingewickeltes Buch" (Offenb. Joh. Kap. 6.) Doch „der Geist und die Braut sprechen: Komm'!" (Off. Joh. 12. 17.) Ich verlor den Muth nicht und dachte: „mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen." (Ps. Dav. 15. 30.) „Herr, läutere meine Nieren und mein Herz." (Ps. Dav. 26. 2.) „Ich lobe den Herrn, der mir gerathen hat; auch

züchtigen mich meine Nieren bei Nacht„(Pſ. Dav. 16. 7.) Ich rief: „Herr errette mich von den Einhörnern.“ (Pſ. Dav. 22. 22.) “Auf Herr, hilf mir, mein Gott, denn du ſchlägſt alle meine Feinde auf den Backen und zerſchmetterſt der Gottloſen Zähne.“ Und ſo geſchah es. Der Gläubige kann Alles „und ſein Riechen wird ſein in der Furcht des Herrn“. (Eſ. 2. 1—5.) Auch ſtand ich nicht allein, denn „ihre Fetten halten zuſammen.“ (Pſ. Dav. 17. 10.) Amen!

Alles beugte die Kniee. Der Herr Erzbiſchof ertheilte den Segen und ich wurde unter einem Baldachin und unter dem Geläute ſämmtlicher Glocken in die Stadt geführt.

Ich ſollte der Gaſt des Herrn Erzbiſchofs ſein, allein ich war von der Empfangsſzene zu ſehr ergriffen, entſchuldigte mich, weil ich zu dem großen Editorenkongreß in Cincinnati eilen müſſe, und entfernte mich. Beim Abſchied mußte ich verſprechen, aus dem Wachs von dem Honig, den ich auf dem Blumenfelde der Journaliſtik geſammelt, eine Kerze für den Altar der unbefleckten Jungfrau Mutter in der Pittsburger Kathedrale machen zu laſſen.

Mein Weg führte mich zu dem ſchönen Kirchhof. Es war Abenddämmerung geworden und ſie machte zum Glück die Inſchriften auf den weißen Marmormonumenten unkenntlich, ſo daß ich den Kirchhof mit beliebigen Bewohnern bevölkern konnte. Die ſtummen Todten erlaubten meiner Phantaſie, das Wort für ſie zu führen, ihnen Namen nach meinem Geſchmack beizulegen und wenigſtens unter der amerikaniſchen Erde nur wahre Menſchen zu ſuchen.

Hier kann mancher Göthe und Leſſing, Sokrates und Hutten begraben ſein, ohne daß die Welt ihn kennen gelernt hat. Unter dieſen Steinen mag eine Klariſſa oder Heloiſe von ihrem Schmerz, unter jenen eine Ninon oder Sand von ihrer Liebe ausruhen. Der Abend hat einen poetiſchen Hauch. Eine halbherbſtliche Kühle bewegt die Luft und ſchaukelt im Zwielicht die funkelnden Blumen, die nickend und ſich beugend von Abſchied und Wehmuth reden. Abendſchmetterlinge ſchwirren und ſchnurren auf ihnen umher und ſchweben ſtillſtehend wie Raubvögel über ihren Kelchen in der Luft, um ihnen die Seele auszutrinken. Eine gläubige Phantaſie könnte ſie für Geiſter von Verſtorbenen halten, welche den Taumelnektar der Erinnerung aus den Herzen der Lebenden ſaugen. Aus dem dunklen Wald, der anſteigend den Kirchhof umzieht, ertönen räthſelhafte Stimmen von Vögeln und Reptilien, die hier ſich nähern, dort ſich zurückziehen. Kein menſchlicher Laut beläſtigt mein Ohr und kein Zeuge belauſcht mich. Doch das Herz iſt mir voll und ich muß mich ausſprechen. Ich wende mich in den Wald und rufe:

Natur, dir allein vertraue ich, denn du lügſt nicht und irrſt nicht. Die Menſchen haben deine Spur verloren und ſie leben von der Lüge und der Thorheit. Weshalb ließeſt du ſie ſo weit kommen? Sind ſie nicht deine Kinder? Weshalb gabſt du ihnen Gehirn, wenn ſie doch nicht denken, und weshalb ein Herz, wenn ſie doch nicht fühlen? Entweder iſt ihr Gehirn kein menſchliches und dann gib ihnen zwei Beine mehr, oder es iſt menſchlich gebaut und dann zwinge dein Geſetz ſie zum menſchlichen Denken. Du machſt Denen, welche dir und der Vernunft folgen, das Leben zur Qual, indem du es vergehen läſſeſt

in vergeblichem Abwarten der Zeit, wo die Masse der Menschen aufhören wird Thier zu sein. Kannst du diesen Zustand nicht ändern, so erlöse uns, denn unsre Seele wird müde, müde. Mache mich zum Epimenides, streue den Mohn der Vergessenheit auf mein Haupt und versenke mich an diesem stillen Ort, bis ich beim Wiedererwachen Menschen begrüßen kann, wie ich jetzt von geistigem Vieh begrüßt worden bin.

Als ich so gesprochen, hörte ich ein Rauschen durch das Gebüsch und ein üppiges Weib mit schwellenden Brüsten und lieblichem Gesicht, von einem sanften Licht umflossen, näherte sich und sprach:

„Mein Sohn, ich liebe dich, aber grade deshalb darf ich dir keinen Irrthum schenken. Ich bin die gütigste der Mütter, aber auch die strengste, denn ich gebe meinen Kindern Alles was ich bin und habe und lasse mich von ihnen mißhandeln in jeder Weise, aber ich räche jede Mißachtung meiner Gesetze. Die größte Mißachtung meiner Gesetze ist die Lüge. Meinen Kindern habe ich die Freiheit gegeben, recht zu handeln und unrecht, der Wahrheit zu folgen und der Lüge; mich selbst aber habe ich an ein starres Gesetz gebunden, das ich nicht ändern kann. Wie ihr eure Freiheit gebraucht, das ist nicht meine Sache; wenn ihr sie gemißbraucht habt, um unvernünftig zu sein, flüchtet ihr in eurer Noth zu mir und dann führe ich euch auf den rechten Weg zurück oder ich züchtige euch. Die Masse, die der Dummheit pflegt und der Rohheit, hat immerhin Vernunft genug, um die Nemesis zu beschwören, wenn sie der Weisheit kein Gehör schenken will. Jede Dummheit rächt sich wie jede Schlechtigkeit. Elend und Noth und Verbrechen und Verderben folgen ihr auf dem Fuße. Doch

auch Verweſung iſt nöthig zum Leben. Die Dummheit muß ſich eben ſowohl ſelbſt erziehen wie die Weisheit. Studire das Geſetz der Dummheit und du wirſt Weisheit ſtudiren. Die Maſſe der Menſchen iſt jetzt nicht dummer und ſchlechter, als ſie früher war, und ſie wird, nach Verhältniß der Zeiten, nicht weiſer und beſſer werden. Dennoch wird ſie ſtets fortſchreiten, weil ſie nicht anders kann! Verlange keine Weisheit und Humanität in der Menſchheit ohne die unumgängliche Zugabe der Dummheit und Rohheit. Ich kann nicht bloß Frühling ſchaffen und bloß Blumen gebären. Freue dich ihrer wo du ſie findeſt und nimm das Uebrige in den Kauf. Du ſagſt, daß du müde werdeſt. Müde werden heißt ſchwach werden. Ich werde niemals müde. Wer die Einſicht hat, der gebrauche ſie, um ihr Gegentheil zu bekämpfen; hilft aber der Kampf nicht mehr, ſo laſſe er ruhig die Thorheit ſelbſt ihr Grab graben und werde ein Epimenides des Wachens und nicht des Schlafens, indem er neben dem lärmenden Schlachtfelde der Dummheit die ſtillen Blumen weiſer Freude pflückt.

Auf der Fahrt nach Columbus.

Die Worte des ſchönen Weibes bei dem Pittsburger Kirchhof wollten mir nicht aus dem Kopf und führten mich auf allerlei Betrachtungen. Ich ſoll die Dummheit ſtudiren und doch die Hoffnung nicht verlieren! Es iſt wahr, die Dummheit kann nicht leben, weil ſie ſich ſelbſt abſchafft, wo der Verſtand ſie nicht tödten kann. Sie ruinirt ſich ſelbſt durch ihre Siege, während der Verſtand ſelbſt durch Niederlagen Kraft gewinnt. Es gibt keinen Stillſtand und alle Bewegung entſpricht dem Anſtoß, der

ſie erzeugt, der Weg der Dummheit aber führt bald an ein Endziel, während der Weg des Verſtandes unüberſehbar iſt. Wie entſteht das Denken? Können die Menſchen es umgehen? Können ſie ihm ein Ende machen? Können ſie das nicht, iſt das Denken ein Muß für ſie, ſo darf die Dummheit ihnen keine Sorge machen. Sie iſt der nothwendige Schatten neben dem Licht, ſie iſt der Ballaſt für das Schiff.

Mit dem Luftballon in den leeren „Aether“ hinaufzuſteigen iſt leichter, als ſich wieder auf die feſte Erde herabzulaſſen. Zu Jenem genügt das Hinauswerfen von ſolidem Ballaſt, zu Dieſem iſt das kundige Hinauslaſſen luftigen Gaſes erfoderlich. So iſt es auch bei der Entwicklung des Denkens den Menſchen leichter geworden, ſich vom feſten Boden der Wirklichkeit in die „erhabenen Regionen“ des Glaubens und der Spekulation zu verlieren, als das handgreiflich Vorhandene zum Grunde zu legen und als Anhalt der Schlußfolgerung wiederzugewinnen. Die Menſchen haben daher den „Himmel“ eher kultivirt, als die Erde, und laſſen ihn erſt wieder fahren, wenn ſie dieſe genauer kennen lernen. Die Natur ignoriren, im leeren Raum umherphantaſiren und dann zur Natur zurückkehren — das iſt der Entwicklungsgang, den die Religion wie ihre Schweſter, die ſpekulative Philoſophie, eingeſchlagen hat, um endlich einen feſten Boden der Erkenntniß zu gewinnen. Hätte die Naturforſchung ſo leichtes Spiel gehabt und ſo ſchnelle Flüge machen können, wie die Phantaſie und die Spekulation, ſo würden dieſen ihre wunderlichen Verirrungen erſpart worden ſein und die Philoſophie wäre ſtets mit der Naturforſchung Hand in

Hand gegangen, mit andern Worten: die Philoſophen wären ſtets Naturforſcher, die Naturforſcher ſtets Philoſophen geweſen und Pfaffen und Gläubige hätte es nie gegeben. Die neueſte Zeit hat den Unterſchied immer mehr verwiſcht, indem die abſtrakte Philoſophie allmälig verſchwindet und in Naturphiloſophie übergeht. Außer Denjenigen, die ihre alten Erinnerungen und Liebhabereien nicht los werden können, hören wir von keinen Philoſophen mehr, die einen Ausgangspunkt für ein Syſtem über dem Boden der Wirklichkeit ſuchen. Sie ſehen ſich genöthigt, aus der Natur heraus zu ſpekuliren, während ſie vorher in die Natur hinein ſpekulirten.

Der Vater dieſer philoſophiſchen Luftſpekulanten oder Denkphantaſten war Descartes mit ſeinem berühmten Ausgangs-Satz: „ich denke, folglich bin ich.“ Hätte er nicht gedacht, ſo würde er allerdings die Frage, ob er ſei, gar nicht aufgeworfen haben; aber wenn das Denken und zwar das Denken allein den Beweis für das Sein lieferte, ſo hätte er nothwendiger Weiſe überall da kein Sein annehmen müſſen, wo kein Denken war. Und zu dieſer Konſequenz ſind allerdings einzelne ſeiner Nachfolger gekommen, indem außer dem Denken und dem Glauben für ſie gar nichts exiſtirte. Wenn das Denken das Sein beweiſ't, wodurch wird das Denken bewieſen? Denn das Denken iſt ſo gut, wie das Wahrnehmen durch die Sinne, nur eine Fähigkeit des Ich, deſſen Daſein es doch beweiſen ſoll. Soll aber dieſer Beweis gelten, ſo iſt nicht einzuſehen, warum ſtatt des Denkens nicht auch jede andre Fähigkeit oder Exiſtenzäußerung als Exiſtenzbeweis genommen werden könne. Wir können alſo eben ſo gut ſagen: „ich athme, ich eſſe, ich gehe, folglich bin ich“, wie

„ich denke, folglich bin ich“. Doch die Hauptfrage ist: wodurch entsteht das Denken? Das Denken muß eine Ursache haben und wenn es etwas beweis't, so beweis't es zunächst das Dasein seiner eigenen Ursache. Ist aber die Existenz der Ursache bewiesen, so ist — was die Frage des Existirens betrifft — der Beweis für die Existenz der Wirkung bedeutungslos.

Auf den Einfall, die Existenz aus dem bloßen Denken zu beweisen, konnte man nur kommen, wenn man ein von der materiellen Existenz, von der Natur losgelös'tes Denken annahm. Nachdem man zu der Erkenntniß gelangt ist, daß das Denken ohne materielle Existenz eine Phantasie, daß es eine einfache und nothwendige Wirkung materieller Ursachen ist, kehrt sich die ganze Schlußfolgerung um. Wo eine Wirkung ist, muß eine Ursache sein und wo eine Ursache ist, muß eine Wirkung aus ihr hervorgehen. Die Kraft des Denkens, welche die Denkphantasten als eine Gabe des Himmels, als Produkt einer höheren Inspiration, als Ausfluß aus einer ewigen Quelle darstellen, wird durch Zurückführung auf ihre wirkliche Ursache eine einfache *physische Nothwendigkeit*. Ein physisch so und so organisirtes Wesen *muß* denken, so gut wie ein so und so beschaffener Baum diese oder jene Früchte tragen, ein so und so beschaffenes Thier dieses oder jenes Nest bauen muß u. s. w. Der Satz: „ich denke, folglich bin ich“, kehrt sich durch die materialistische Erklärung ganz einfach um: *ich bin, folglich denke ich*. Da ich einmal so und so organisirt bin, einen so und so gestalteten Schädel mit einem so und so beschaffenen Gehirninhalt besitze, *muß* ich denken, ich mag wollen oder nicht, und da ich dieß einmal muß, ist es auch für mich

wie für alle gleich organiſirten Weſen eine abſolute Nothwendigkeit, daß ich allen Konſequenzen und Bedürfniſſen des Denkens folge, daß ich erkenne, kombinire, Regeln für mein Verhalten aufſtelle, das Verhältniß zu meinen Mitmenſchen ſittlich auffaſſe, nach den höchſten Zielen des Denkens ſtrebe, den Fortſchritt fördere und am Fortſchritt Theil nehme, kurzum ein aufgeklärter, ziviliſirter und humaner Menſch werde. Das ganze Geheimniß aller dieſer geiſtigen Prozeſſe reduzirt ſich alſo auf eine einfache phyſiſche Nothwendigkeit, bedingt durch die Exiſtenz von ſo und ſo viel Unzen Gehirn im Schädel eines mit fünf Sinnen begabten Weſens. Weil ich Gehirn habe, kann ich nicht bloß, ſondern muß ich auch denken. Während die Gegner der Materialiſten denſelben vorwerfen, daß ſie die geiſtige und ſittliche Welt zerſtören, beweiſen gerade die Materialiſten, daß die geiſtige und ſittliche Welt nicht zerſtört werden k ö n n e ; und während jene, die ſchwere Noth im Geſicht, an alle mögliche imaginaire Mächte appelliren, um ihr Bischen ideales Bedürfniß und ſittliches Streben zu erklären und aufrecht zu erhalten, erheben dieſe mit heiterer Miene den Zeigefinger, deuten auf die Stirne und ſprechen: ich bin, folglich denke ich!

Der einzige Zwang, dem der freie Geiſt willig ſich fügt, iſt derjenige der Nothwendigkeit, womit die Natur Wirkungen und Urſachen verbindet und Folgen an Folgen knüpft. Das Denken, das Wiſſen, die Aufklärung, das Fortſchreiten, die Vervollkommnung iſt ein M u ß, dem die Menſchheit nicht entgehen kann, ſelbſt wenn ſie wollte. Selbſt auf dem Pittsburger Kirchhof werden nach hundert Jahren ganz andre Menſchen begraben werden, als Die-

jenigen, die ſich jetzt unter dem Geplärr der Pfaffen in die Erde verſenken laſſen.

Ja, ich bin, folglich denke ich. Und die Pittsburger ſind. Auch die Columbier ſind. Ich bin neugierig, was die Columbier denken werden.

Columbus.

Mein Sinn iſt ganz verwirrt von dem Getrommel, womit der Strom der Anerkennung abermals auf mein Gehirn ſtürzt. Es iſt ein wahres „Mammouth-Schauer-Bad", es iſt ein Niagarafall von Popularität.

Aus den Pittsburger Aufregungen gerettet, kam ich nach Columbus. Mein erſter Beſuch daſelbſt galt dem Blinden-Inſtitut, von dem ich viel gehört hatte. Was ich dort in Gedanken erlebt habe, will ich ſpäter berichten. Dann ſuchte ich mich in der ſtillen Umgebung der Stadt wieder zu erholen und zu ſammeln. Denn auf dem großen Editoren-Kongreß zu Cincinnati mußte ich meine Sinne beiſammen halten und durfte meine Aufmerkſamkeit nicht durch untergeordnete Dinge abgelenkt werden. Aber ſeinem Schickſal kann Niemand entgehen und mein Schickſal iſt nun einmal eine ungemeſſene Beliebtheit, Popularität, Liebe des Volks, oder wie man ſonſt die Sympathien bezeichnet, wodurch die Maſſe der Menſchen wohlerworbene Verdienſte belohnt. Ich beobachtete in Columbus das ſtrengſte Incognito; allein die „Liebe des Volks" hatte mich bald herausgewittert. Morgens in aller Frühe verſammelte ſich eine unüberſehbare Menge von Männern vor meiner Wohnung. Jeder trug ein Band, oder ein Schurzfell, oder einen Stab, oder eine Fahne. Es waren ſämmtliche Orden und Logen der

Gegend, welche mir den Tribut ihrer Verehrung zollen wollten wegen meiner großen Verdienste um das Ordenswesen. Sie schickten Deputationen herauf, welche mir Ehren-Diplome ihrer Vereine überbrachten, und in kurzer Zeit war ich Mitglied von 500 Orden und Logen. Zur Unterbringung meiner Schurzfelle, Bänder, Diplome u. s. w., die $10,000 werth waren, brauchte ich 12 große Koffer. Der Haruhurarigariburglari-Orden ernannte mich zum Sachem oder Oberprieſter.

Außer dieſem zeichneten ſich aus

die Ugliliguli-Loge,
der Ohreulen-Orden,
die Haudido-Loge,
der Orden der viereckigen Brüder,
die Blackfoothidalgo-Loge,
der Pam-Sam-Yam-Orden u. ſ. w.

In der Antwort, welche ich auf die Anrede der Deputationen ertheilte, hob ich hervor, wie nothwendig das Ordenswesen für das Wohl der Menſchheit ſei; es ſei noch nothwendiger, als die heilige Kirche, und habe vor dieſer den entſchiedenen Vorzug, daß es Alles im Geheimen abmache. Der Menſch bedürfe eines Aſyls für ſeine heiligſten Gefühle und Beſtrebungen und dieſes Aſyl müſſe ausgeſchmückt ſein mit den bedeutungsvollen Zeichen und Zermonien, welche die Weisheit ſeiner Geiſter erdacht habe. Daß Wiſſenſchaft, Philoſophie u. ſ. w. noch immer nicht alle Räthſel des Lebens und der Natur zu löſen vermögen, rühre bloß daher, daß ſie ſich nicht in die Geheimniſſe der Orden und Logen einweihen laſſen, welche über Alles auf, in und über der Erde längſt im Klaren ſeien. Auch ſei es für die menſchliche Seele, die durch Manches

bewegt werde, was die menſchliche Sprache nicht auszudrücken vermöge, ein großer Troſt, daß ſie gewiſſe Worte habe, in welche ſie ihren tiefſten Inhalt hineinlegen und durch deren Ausſprache ſie ſich ganz wiedergeben könne. Damit wir in dieſem feierlichen Moment dieß tröſtliche, erhabene Gefühl gemeinſam genießen und zum Ausdruck bringen könnten, ſchlug ich der ganzen Verſammlung vor, in corpore auszurufen das heilige, bedeutungsvolle Wort

Haruhurarigaririburglari!

Und alsbald rief die ganze Verſammlung wie aus einem Munde, daß die Umgegend erbebte, das heilige, bedeutungsvolle Wort

Haruhurarigaririburglari!

Kaum war das heilige und bedeutungsvolle Wort ausgerufen, ſo entſtand am Ende der Straße ein Gedränge und Tumult. Was geſchieht? Die Polizei und Miliz rückt heran und beginnt Verhaftungen vorzunehmen. Ein böswilliger, ſchlechter Menſch hatte der Behörde angezeigt, es ſei im Irrenhaus eine Revolution ausgebrochen und die Bewohner deſſelben hätten ſich durch die Straßen ergoſſen. Da die Regierung republikaniſch iſt und die Sprache unſerer heiligen Orden nicht verſtand, war es um ſo leichter, ſie irre zu führen. Es enkſtand eine grenzenloſe Verwirrung und auch ich wurde verhaftet als angeblicher Rädelsführer. Vor den Inſtruktionsrichter gebracht, hörte ich, daß ihm Jemand ſagte, ich ſei nach Columbus gekommen, um die Narren zu kuriren. „Wer die Narren in corpore kuriren will, iſt ſelbſt einer", ſagte der Inſtruktionsrichter. Ich wurde daher ohne Weiteres als

Narr behandelt und examinirt. Doch beſchloß ich, meiner Würde nichts zu vergeben und dieſem profanen Verfahren die bedeutungsvolle Sprache unſeres erhabenen Ordens entgegenzuſtellen.

Als der Inſtruktionsrichter mich fragte,

„woher ich ſei und wie ich heiße“,

entgegnete ich würdevoll:

Haruhurarigaririburglari!

„Wie lang ſind Sie hier?“

Haruhurarigaririburglari!

„Was wollen Sie hier?“

Haruhurarigaririburglari!

„Mit wem ſtehen Sie hier in Verbindung?“

Haruhurarigaririburglari!

„Richtig, der Menſch iſt verrückt. Sperren Sie ihn in eine Zelle! Doch nur noch eine Frage: wohin wollen Sie?“

Zu dem großen teutſchen Editoren-Kongreß in Cincinnati, erwiederte ich.

„Dann begreif' ich Sie, Sie haben hier Vorſtudien gemacht. Reiſen Sie ab!“

Der Verwegene!

Als ich mich zur Abreiſe anſchickte und meine 12 Koffer aufpackte, überbrachte mir eine Deputation der Orden und Logen eine Liſte von 20,000 Abonnenten für den „Pionier“ nebſt Subſkriptionsgeld.

Was wäre doch der Menſch, ſprach ich, wenn er bloß Menſch wäre und nicht Mitglied von Orden, Logen und Vereinen ſein könnte!

Ich bin, folglich denke ich.

Columbus.

Eine Liebesgeſchichte.

Es iſt eine entſetzliche Aufgabe, ein ganzes Leben lang die Wahrheit mit Herzblut in den Sand der Wüſte zu ſchreiben und mit der Flamme des Geiſtes faules Stroh anzuzünden. Mit und unter ſolchen Menſchen für die Freiheit wirken?

Und dennoch und dennoch!

*

Friedrich war ein junger Teutſcher, der ſchon als kleiner Knabe mit ſeinen Eltern nach Amerika gekommen und ſie als angehender Jüngling verloren hatte. Er beſaß treffliche Geiſtesanlagen, ein poetiſches Gemüth und muſikaliſches Talent, aber er litt an einem Gebrechen, das durch keine andre Gabe ausgeglichen werden kann: er war von früheſter Jugend ab — blind.

So ſtand er nun verwaiſ't, ohne Freunde, ohne Mittel und ohne Hülfe vor dieſer fremden Welt, von der er nichts ſehen konnte, die er aber ſtets für ſchön gehalten hatte. Der Zufall führte einen Menſchenfreund in ſeine Nähe, welcher ihn Flöte blaſen hörte, ſich für ihn intereſſirte und ihn in einem Blindeninſtitut unterbrachte.

Dieß Inſtitut war ganz vortrefflich eingerichtet. Seine mehr als hundert Zöglinge wurden von vorzüglichen, ihrer Aufgabe mit wirklich humanem Intereſſe obliegenden Lehrern unterrichtet und machten in der Regel ſtaunenswerthe Fortſchritte, namentlich im Leſen, welches mit den Fingern auf erhaben gedruckter Schrift geſchah, und in der Muſik. Sie lernten ſich in ihrer kleinen Welt, einem ſtattlichen Gebäude mit großem Garten zum Spazieren-

gehen, binnen kurzer Zeit mit einer Sicherheit bewegen, als ob das beste Auge sie leite, und es machte auf den Beobachter einen überraschenden Eindruck, Menschen mit geschlossenen oder offenbar der Sehkraft beraubten Augen fast ohne die tastende Hülfe der Hände trepp-auf, trepp-ab gehen, ungenirt um Ecken biegen, ohne Fehl ihre Plätze einnehmen und sogar den Führerdienst bei Fremden verrichten zu sehen, wobei sie eine eigenthümlich-freundliche, rührend-selbstgefällige Berufsmiene aufsetzten. Als Eigenthümlichkeit verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Knaben und Mädchen weder in der Schule, noch beim Spazierengehen getrennt gehalten wurden, sondern sich bunt durch einander bewegten. In Amerika, wo man bei jeder Gelegenheit, in Gasthöfen, auf Schiffen u. s. w. die beiden Geschlechter menagerieartig absperrt in ladies'-rooms und gentlemens'-rooms, als fürchtete man einen feindlichen Konflikt, scheint man diese schmeichelhafte Vorsicht bloß nicht für nöthig zu halten — bei den Blinden. Aber auch die Blinden können lieben und es bedarf der Augen nicht als Wegweiser, um dem einen Herzen den Weg zum andern zu zeigen. Wenn der Gott der Liebe blind ist, warum sollten es nicht auch die Liebenden selbst sein können?

Unter den Zöglingen zeichnete sich namentlich Friedrich durch schnelle Fassungsgabe und große Lernbegierde aus. Aber sein Lieblingsfach war die Musik, in welcher er denn vorzugsweise ausgebildet wurde. Die Stunde des Musikunterrichts erwartete er stets mit der größten Ungeduld und er war immer einer der Ersten auf seinem Platze. Bei ihm ersetzte die Musik Alles, was er wegen seiner Blindheit entbehren mußte: das Ohr war sein Auge, das

Klavier war ihm die Natur geworden und ſeine ganze innere Welt war ein Gewoge von Tönen und Harmonien, die er dem Inſtrument entlockt hatte oder ihm gleichſam einflößte. Aber trotz dieſer leidenſchaftlichen Vorliebe für die Muſik war es nicht die Kunſt allein, was ihm die Stunde des muſikaliſchen Unterrichts zur angenehmſten des Tages machte: es zog ihn dorthin eben ſo mächtig der Gedanke, in die Nähe eines Weſens zu kommen, mit dem er durch Vermittlung der Töne in Rapport ſtand und mit dem ich den Leſer erſt bekannt machen muß.

Marie, ſo hieß das blinde Mädchen, war in Amerika geboren, ſie ſtammte aber von einem teutſchen Vater und einer franzöſiſchen Mutter her. Ihre Mutter war todt und ihr Vater nach Kalifornien gegangen. Marie war klug und lebhaft, aber ſie hatte wenig Erziehung genoſſen, in ihrem Weſen ſprach ſich ſcheinbar Flatterhaftigkeit und Gemüthloſigkeit aus und nur dem nähern Umgang gelang es, in ihrem Innern den Schacht eines tieffühlenden Herzens aufzuſchließen. Im auffallendſten Kontraſt aber ſtand zu dem Eindruck, den ihr äußeres Weſen machte, der Eindruck ihrer wunderbaren Stimme. Wenn Marie ein Lied ſang — und ſie wurde gewöhnlich dazu veranlaßt, wenn Fremde das Inſtitut beſuchten —, ſo war Alles ſtumm und lauſchte wie bezaubert. Mit der Schönheit ihrer Stimme verband ſich ein Gefühlsausdruck, ſo ſeelenvoll, ſo hinreißend, daß auch der roheſte Zuhörer gebannt blieb, bis ſie ihren Geſang beendigt hatte. Dabei nahm ihr Geſicht mit den geſchloſſenen Augen einen ſo feierlichen, verklärten Ausdruck an, daß ſie, wenn ſie ſang, eine ganz andre Perſon zu ſein ſchien, und dieß ergriff den Zuſchauer noch mehr als den bloßen Zuhörer.

Es läßt ſich denken, daß der Geſang dieſes Mädchens einen beſonders mächtigen Eindruck auf Friedrich machen mußte. Doch war dieſer Eindruck Anfangs ein bloß muſikaliſcher. Er hörte die Sängerinn, nicht das Weib, und er lauſchte ihr mehr als Künſtler, denn als Mann. Er war neunzehn, ſie ſiebenzehn Jahre alt; doch waren ſie als Blinde noch unbefangen wie Kinder und ſie hatten beide noch keine Ahnung von Dem, was Liebe iſt. Wenn er ſie ſingen hörte, gerieth er in außerordentliche Aufregung und wer den Zuſtand ſeines Innern gekannt hätte, würde mit pſychologiſchem Intereſſe das Spiel ſeiner zuckenden Mienen und die Farbe ſeines ſchön geſchnittenen, bald fieberhaft erröthenden, bald wieder gänzlich erblaſſenden Geſichts beobachtet haben. Aber dieſe Aufregung war anfänglich nichts als das Wogen ſeines muſikaliſchen Gefühls und ſeines reizbaren Phantaſielebens. Deshalb war nach beendigter Unterrichtsſtunde ſtets ſein Erſtes, daß er an das Klavier eilte, um den empfangenen Eindrücken eine muſikaliſche Geſtalt zu geben, und dann war es Marie, welche *ihm* lauſchte, wie er *ihr* gelauſcht hatte, aber eben ſo wenig ahnend, daß er auf den Flügeln ihres Geſanges phantaſirte, wie er ahnte, daß ſie in ſeiner Nähe war.

So lebte das blinde Paar ein ganzes Jahr lang in bloß muſikaliſchem Rapport. Sie hörten einander — dieß war ihre Freundſchaft. Anfangs hatte Friedrich in der Unterrichtsſtunde ſtets ſeinen Platz in einiger Entfernung von Marie genommen und behalten. Es leitete ihn dabei die muſikaliſche Rückſicht, daß ihr Geſang in dieſer Entfernung beſſer vernommen und beurtheilt werden konnte, als in unmittelbarer Nähe. Allmälig aber rückte er ihr

inſtinktmäßig näher und endlich war er ihr beſtändiger Nachbar. Dieß gab Veranlaſſung und Gelegenheit zu vielfacher Unterhaltung und dieſe Unterhaltung, in der ſie ſich beiderſeitig über Dinge ausſprechen lernten, an die ſie früher nur flüchtig gedacht oder die ihr inneres Verlangen nur flüchtig geſtreift hatten, wurde ihnen nach und nach ein eben ſo großes Bedürfniß wie die Muſik. Sie lernten ausſprechen, was ſie nicht ſingen und ſpielen konnten, und ſie ſangen und ſpielten, was ſie nicht auszuſprechen vermogten. Ohne ſich Rechenſchaft über ihr Verhältniß zu geben, fühlten ſie, daß ſie ſich etwas waren, was keine andere Perſon ihnen ſein konnte, daß ein unbedingtes Vertrauen und ein unbegrenztes Wohlwollen ſie beiderſeitig zu einander hinzog. Ihr Intereſſe, das Räthſel ihrer verſchleierten Individualitäten zu löſen, wuchs von Tag zu Tag. Sie begannen einander gleichſam zu ſtudiren, ihre Phantaſie, vor welcher die Nacht ihrer Blindheit ein unendliches Gebiet von Möglichkeiten ausbreitete, entwarf tauſend unbeſtimmte Bilder, worin ſie gegenſeitig Kopien ihrer Perſönlichkeiten zu finden ſuchten, und zum erſten Male in ihrem Leben wurde ihnen die Blindheit eine Qual. Sie hielten ſich beide für ſchön, aber was iſt Schönheit und wie ſollten ſie dieſelbe erkennen? Sie hatten von Schönheit gehört und geleſen, aber bis dahin war ihnen alle Schönheit gleichgültig geweſen, die nicht durch das Ohr wahrzunehmen iſt. Jetzt empfanden ſie das erſte Bedürfniß, Menſchen noch durch andre Mittel kennen zu lernen, als durch den Geſang und die Rede. Durch das Gefühl der Hand, die ihr Auge war, hatten ſie eine Vorſtellung von den verſchiedenſten Gegenſtänden, ſie hatten dadurch eine Vorſtellung von ihrer eignen Perſon gewon-

nen — ſollte nicht auch die Hand das Auge ſein zur Erkenntniß derjenigen Perſon, die ihnen die nächſte war in der Welt? Sie wurden von einem ſteten Verlangen gedrängt, einander zu berühren, einander zu betaſten, kurz einander zu — ſehen mit der Hand. Aber ſtets hielt eine gewiſſe Scheu ſie wieder zurück, ihre Hand war gleichſam verſchämt wie der Blick einer Jungfrau und nur Friedrich ermannte ſich mitunter zu dem kühnen Wunſch, ſeine Freundinn wenigſtens verſtohlen anblicken, d. h. ihr Geſicht im Schlaf betaſten zu können.

Ein Augenblick der Erregung löſ'te endlich die Feſſel, die ihre Hand gelähmt hatte. Eines Morgens in der Unterrichtsſtunde, als Marie beſonders ſchön und hinreißend geſungen hatte, ergriff Friedrich, auf das Tiefſte erregt, ihre Hand, um einen Ausdruck für ſein Gefühl und ſeine Bewunderung zu finden. Dieſe Vereinigung ihrer Hände durchſtrömte ſie wie ein elektriſches Feuer und ſie empfanden die Schauer eines Gefühls, für das ihr Mund keine Sprache hatte. Unwillkürlich kehrten ſie ſich ihre blinden Geſichter zu, als ſeien ſie in Betrachtung ihrer Züge verſunken, aber ohne zu wiſſen, daß dieſe Betrachtung eine gegenſeitige war; doch ihre Hände trennten ſich nicht vor dem Schluß der Unterrichtsſtunde und dann ließ dieſe Trennung eine ſehr empfindliche Lücke in ihrem Innern zurück.

Am andern Tage waren ſie die Erſten in der Schule, ihr erſtes Wort war ein Händedruck und ihre Hände blieben vereinigt bis zum Schluß des Unterrichts. Es kam ihnen nicht in den Sinn, ſich Zwang anzuthun aus Rückſicht auf irgend einen Beobachter; ſie empfanden keine andere Scheu, als die der Ungewißheit über die gegen-

ſeitigen Wünſche, und hätten ſie ſich umarmen wollen, ſie würden die Anweſenheit des Lehrers nicht als ein Hinderniß betrachtet haben. Dem Lehrer war ihr allmälig ſich immer weiter entwickelndes Verhältniß nicht entgangen. Doch war er Menſch genug, daſſelbe nicht als Rigoriſt zu ſtören, wenn auch nicht Poet genug, es in ſeiner Schönheit ganz zu beurtheilen.

Eines Abends, während die Zöglinge des Inſtituts ſich auf dem friſchen Raſen und unter den ſchönen Bäumen des Gartens bunt durch einander bewegten, gingen Friedrich und Marie Hand in Hand durch einen duftenden Laubgang. Er empfand ſtets das Verlangen, ſeiner Freundinn durch irgend eine Gabe ein Vergnügen zu bereiten; aber welches Geſchenk ſollte ein Armer einer Blinden machen? Er hatte nichts als Blumen, deren Duft ihn anzog und für welche Marie eine große Vorliebe beſaß. So hatte er ihr auch an dieſem Abend eine Hand voll Roſen gepflückt und ſich mit ihr auf eine Bank geſetzt. Dort war es, wo ihr Verhältniß, das namentlich in Friedrichs Herzen zu einer leidenſchaftlichen Liebe geworden war, zum erſten Mal ſich vollſtändig ausſprach. Er preßte das Mädchen heftig in ſeine Arme, bedeckte ſie mit Küſſen und drückte ihr in der lebhafteſten Weiſe ſeine Gefühle aus. Aber nicht bloß Das; er verſicherte ihr, daß, was er für ſie empfinde, eine ganz andere Liebe ſei, als diejenige, wovon man ihnen in der Religionsſtunde vorſchwatze; er verſtehe von dieſem Unſinn nichts und empfinde nichts dabei; für Marie aber empfinde er Alles und für ſie wolle er ſich gern opfern, aber nicht für einen Chriſtus oder die andern fabelhaften Weſen, von denen man ſie ſtets unterhalte. Endlich ſprach er ihr ſogar von dem

Plan, mit einander das Institut zu verlassen, um völlig frei zu sein und als Mann und Weib von dem Ertrag ihres musikalischen Talents zu leben.

Friedrich glaubte ohne Zeugen zu sein, als er diese Herzensergießungen machte, aber in seiner Nähe standen der Musiklehrer und der Direktor des Instituts, welche die beiden Liebenden schweigend beobachtet hatten. Wäre dieser Direktor ein Mensch und nicht ein Pfaffe gewesen, so würde er freudig diese Gelegenheit benutzt haben, zur Gründung des Glücks zweier reiner Menschen behülflich zu sein. Jetzt aber benutzte er seine Stellung für das Gegentheil. Friedrichs sehr natürlicher Plan einer Entweichung aus dem Institut reizte ihn, seine antichristliche Gesinnung empörte ihn und die Frucht dieser christlichen Empörung war die augenblickliche Wegweisung des blinden Musikers aus der Anstalt.

Marie empfand einen tiefen Schmerz über den Verlust ihres Freundes; doch verrieth ihr Wesen kaum, daß mit ihrem innern Zustande eine Veränderung vorgegangen war, und ihrer leichtfertigen Munterkeit hätte Niemand angesehen, daß sie im Stillen oft die bittersten Thränen vergoß. Aber — vom Tage der Wegweisung Friedrichs an kam kein Gesang mehr über ihre Lippen und kein Mensch war mehr im Stande sie zum Singen eines Liedes zu bewegen.

Friedrich, der in der Nähe auf kurze Zeit ein Unterkommen fand, war der Verzweiflung nahe. Die Sehnsucht verzehrte ihn, die Unruhe und Ungewißheit über Mariens Schicksal folterten ihn Tag und Nacht auf eine unerträgliche Weise. Zur Zeit der Musikstunde umstrich er das Institut an der Hand eines Kindes, um Mariens

Stimme zu vernehmen — ſie war verſtummt. War ſie ebenfalls entfernt worden, war ſie krank, oder war ſie geſtorben? Er verſuchte durch ſeinen Führer Aufſchluß zu erhalten, aber er konnte ihm die nie Geſehene nicht beſchreiben und ſeine Ungewißheit blieb dieſelbe. Sein Zuſtand war ſchrecklich, die innere Qual bedrohte ſeine ſchwache Geſundheit, er verfiel dem Fieber und war dem Wahnſinn nahe. Nach einer durchwachten Nacht voll fürchterlicher Phantaſien und Seelenleiden war es Friedrich, als ſei mit ſeinen Augen eine Veränderung vorgegangen, es flimmerte, es ſchimmerte, es leuchtete vor ſeinem Blick, er ſprang aus dem Bette, es zog ihn an's Fenſter und — er ſah zum erſten Mal in ſeinem Leben die Sonne aufgehen. Die Bewegung ſeines Innern hatte ſein ganzes Nervenſyſtem erſchüttert, gleichſam revolutionirt und ſeine Sehnerven plötzlich wieder hergeſtellt.

Es gibt keinen Ausdruck für das Staunen und die Bewunderung, womit Friedrich die ihm ganz neue Welt betrachtete, mit welcher er bis dahin nur durch die Hände und das Gehör hatte verkehren können. Doch ſein erſter Gedanke war: jetzt werde ich Marie ſehen! Raſch zog er ſich an und eilte auf die Straße. Er ſah ein Mädchen daher kommen — iſt es Marie? Doch nein, ſie iſt nicht blind. Er näherte ſich dem Inſtitut und ſah die blinden Mädchen auf und nieder gehen. Doch welche iſt Marie? Endlich ſpringt er über das Gitter. Dort jene blaſſe, ſchwarzhaarige mit dem weißen Kleide muß ſie ſein. Er ſtürzt auf ſie zu und ruft: „Marie, ich habe dich wieder, ich kann ſehen!“ Und ſein Geſicht hatte ihn nicht getäuſcht. Er ergreift ihre Hand, er führt ſie trotz ihrem Sträuben aus dem Garten und eilt mit ihr in's Weite.

Sie waren verschwunden, ehe die Abwesenheit des Mädchens bemerkt wurde, und kurze Zeit darauf wohnten sie in einem kleinen Städtchen, wo es Friedrich bald gelang, durch Musik-Unterricht seine Existenz zu sichern.

Erst als sie zur Ruhe gekommen waren, hatte Friedrich Muße, seine Geliebte näher zu betrachten und er fand — daß sie nicht so schön war, wie er sie sich gedacht hatte. Vergleiche mit Gemälden und mit den Mädchen, die er in dem Städtchen zu sehen Gelegenheit hatte, stimmten seine Phantasie noch mehr herab. Daß Marie blind war, beleidigte seinen plötzlich mit den strengsten Anforderungen hervortretenden Schönheitssinn am Meisten und ihr Mienenspiel und ihre Manieren, deren Eindruck sie niemals hatte berechnen und die sie niemals nach Wahrnehmungen hatte regeln können, berührten ihn mitunter sehr unangenehm. Das Bild, das er sich früher von seiner Geliebten entworfen, fand er in der Wirklichkeit nicht erreicht und es gab Augenblicke, wo zwischen seinen Wünschen und seinem Verhältniß ein ernstlicher Zwiespalt zu entstehen drohte. Doch sobald Marie den Mund öffnete, sobald sie sang, war sie plötzlich wieder die Frühere, er fühlte den ganzen Andrang seiner frühern Empfindungen, seines frühern Rausches wieder seine Seele ausfüllen, er lernte die ganze Seelenschönheit seiner blinden Geliebten wieder fassen, er küßte sie auf ihre lichtlosen Augen und es ward ihm immer wieder klar, daß doch ihr allein sein Herz gehöre und daß sie allein ihn glücklich machen könne.

Statt sich durch das Gebrechen, an dem sie litt, dauernd gegen sie einnehmen oder gleichgültig machen zu lassen, kam er vielmehr nach und nach auf den Plan und zu dem

Entschluß, sie, wenn irgend möglich, davon zu heilen. Von der Stunde ab verlegte er sich mit allem Eifer auf medizinische Studien, er besprach sich mit Aerzten, er besuchte Hospitäler, kurz er ließ kein Mittel unversucht, um es dahin zu bringen, daß er als Augenarzt den Grund der Blindheit seiner Marie erforschen und ein Uebel heilen könne, das man früher für unheilbar erklärt hatte. Endlich, als er sich fähig dazu fühlte, ging er an's Werk. Zuerst eine innere Kur und dann eine Operation — das war es, was er als nöthig erkannte. Der Tag der bedenklichen Operation erschien, er führte das Messer mit fester Hand und nach wenig Minuten lag Marie in den Armen des Mannes, den sie zum ersten Male sah, den sie sah mit den schönsten Augen, welche je das Gesicht eines Weibes geziert hatten. Es war, als hätten diese Augen während einer achtzehnjährigen Blindheit all ihr Feuer aufgespart für die Zeit der Liebe.

Ihr ganzes Gesicht, ihr ganzes Wesen war mit einem Mal geändert. Friedrich erkannte, daß es kein schöneres Weib geben könne als Marie und Beide hielten kein größeres Glück für möglich, als ihnen zu Theil geworden, seit sie beide sehen konnten.

So weit meine Liebesgeschichte. Man wird fragen, wo sie sich ereignet habe? Ereignet hat sie sich in der Wirklichkeit nicht, sondern nur in meiner Phantasie, als ich das Blindeninstitut zu Columbus besuchte, dort während der Musikstunde die Gesichter der unschuldigen Blinden beobachtete und mich in ihren innern Zustand hineindachte. Die Geschichte ist also nichts als ein kleiner Roman, aber ich erzähle sie wegen der Nutzanwendung, die sie mir darbietet. Man denke sich unter Marie die Freiheit

und unter Friedrich einen Repräſentanten der teutſchen Revolution, ſo werden die weiteren Vergleichspunkte ſich bald ergeben. Anfangs feſſelte uns die Freiheit durch die Phantaſie und den Geſang, Lieder waren ihre Sprache, unſere Liebe zu ihr war eine eben ſo poetiſche wie ſchüchterne und wir erkannten ſie ſo wenig wie ſie ſelbſt ſich darſtellen konnte. Wir waren blind und die Freiheit war blind. Doch unſere Liebe ward zur Leidenſchaft, wir umarmten die Geliebte und wollten ihre und unſere Feſſeln ſprengen. Aber der chriſtliche Despotismus hatte unſer Geheimniß belauſcht und trieb uns unkluge Befreier in die Fremde. Wir lernten ſehen und fanden die Freiheit im Exil. Aber nachdem wir ſehen gelernt, nachdem wir Marie in der Wirklichkeit geſehen, namentlich hier in ihrem ſogenannten Vaterlande, erſchien ſie uns nicht mehr ſo ſchön wie wir als Blinde ſie uns gedacht hatten, wir erkannten ihre Gebrechen und es entſtanden Bedenken in uns, ob ſie unſerer Liebe ſo würdig ſei wie unſre Phantaſie uns glauben gemacht hatte, ja nicht ſelten hielten wir ſie für eine unheilbare Patientinn. Sollten wir ihr deshalb untreu werden? Sollten wir ein anderes Weib der blinden Marie vorziehen? Wir wogen ihre innern Vorzüge ab, wir fühlten die urſprünglichen Eindrücke ihrer Liebenswürdigkeit neu aufleben, wir erkannten, daß nur ſie unſer Glück begründen könne, trotz ihren Gebrechen. Und ſind dieſe Gebrechen unheilbar? Nein, ſie ſind es nicht, wenn wir nur das Vertrauen auf ihre Heilbarkeit nicht verlieren. Werden wir Aerzte, wie Friedrich, nachdem wir ſelbſt ſehen gelernt, und ſuchen wir die Freiheit zu heilen, ſo wird ihr äußerer Reiz unvergänglich ſein wie ihr innerer Werth.

Cincinnati.

Cincinnati wird nebenbei Porkopolis und zugleich die „Königinn des Westens“ genannt. Wo aber Königinnen sind, da gibt es Unterthanen, und ich war daher aus alter Sympathie für alle Loyalität stets begierig, die Unterthanen von Cincinnati kennen zu lernen. Doch wer sollten sie sein auf diesem republikanischen Boden? Trotz Allem, was ich gehört und gelesen, konnte ich mich nicht sogleich entschließen, sie unter den Menschen zu suchen. Die Unterthanen von Cincinnati mußten nothwendig zwei Beine mehr haben, als andre. Ich erkannte sie sofort, als ich das Gebiet der Vorstädte betrat. Sie grunzten mir als einem hochstämmigen Teutonen schon von fern den loyalsten Gruß entgegen und es fehlte wenig, so hätten sie mir vor lauter Patriotismus die Stiefel von den Füßen gefressen, die noch mit germanischer Eichenrinde gegerbt waren. Gerührt rief ich aus: o könnte ich stets unter eures Gleichen sein, ich würde mich ganz ihnen widmen und keine andre Beschäftigung treiben, als, Perlen vor die Säue zu werfen! Ihre Töne waren ein wenig unartikulirt, doch die unverkennbaren teutonischen Anklänge aus den Eichenwäldern, in denen die besten Leckerbissen für die Grunzer, aber auch die besten Galläpfel für die Dinte der Editoren wachsen, erregten in meinem schriftstellerischen Herzen die lebhafteste Sympathie. Mit theilnahmvoller Anfmerksamkeit folgte ich den Schritten dieser bescheidenen Wesen, die mit dem regsten Eifer den Dienst der Straßenreinigung ohne Gehalt verrichten und am Schluß ihrer verdienstvollen Laufbahn Leib und Leben, „Gut und Blut“, der Menschheit opfern. Und sie thun es ohne Bitterkeit

und ohne Groll, sine ira et studio, nur wehmüthig ihr Scheiden aus dieser schönen Welt des Straßenkoths beklagend und gleich den Schwänen ihre schönsten Töne aushauchend mit der Seele.

Und so sah ich sie daherwandeln, bald gruppenweise und en famille, bald einzeln wie philosophische Solitaire, nachdenklich und sinnig, das Gesicht unterthänig gesenkt in die Fußregionen der hohen Herrschaften, die Ohren submissest herabhangend, um jede unziemliche Aufmerksamkeit des „beschränkten Unterthanenverstandes" auf höhere Angelegenheiten zu vermeiden, und bloß die Borsten aufgerichtet in unschuldiger Struppigkeit, um den Griff des Meisters zu erleichtern; den charakteristischen Ausläufer des borstigen Rückens aber trugen sie nicht aufgerichtet mit jener gradschwänzigen, hündischen Frechheit, die sich ungeberdig in die Welt erhebt, oder mit jener löwenmäßigen, peitschenartigen Schwungkraft, die drohend „schlägt einen furchtbaren Reif", sondern sie trugen ihn eingebogen und geringelt in zierlichen Krümmungen und verschlungenen Arabesken, ein Bild jenes still-gemüthlichen, an der eigenen Tugend und Frömmigkeit sich aufrankenden Insichselbstlebens. Kurz, ich erkannte in ihnen die Musterbilder ächter Unterthanen, und ein Volk solcher Unterthanen zu beherrschen, schien mir jedenfalls beneidenswerther, als Kaiser aller Russen und aller Franzosen zu sein. Wie leicht und wie gefahrlos ist solche Herrschaft zu führen! Diese Unterthanen verlangen keine andre Freiheit, als die des Spaziergangs in den Straßen, und keine andre Demokratie, als in dem Bereich der Rinnsteine, sie machen keine andre Revolution, als in den Mistpfützen, und sie vergießen kein andres Blut, als ihr eigenes

Märtyrerblut. Die Pfütze und die Straße — panis et circenses, das ist ihr ganzes Verlangen und ihr ganzes Bedürfniß. Der Laternenpfal kommt ihnen nur in den Sinn, wenn er sich in ihrem abendlichen Bade wiederspiegelt, und vom Hängen wissen sie nichts, außer wenn sie, auf Leitern gekreuzigt, gleich dem heiligen Petrus den Kopf nach Unten richten und mit den Hinterfüßen sehnsüchtig nach dem Himmel deuten wie die Yankees in den Parlors ihrer Gasthöfe.

Und nachdem sie also gemüthlich fett geworden und ihr loyales Dasein beschlossen, werden sie von den dankbaren Menschen in Stücke getheilt und zum Andenken an ihre Tugenden aufbewahrt in konservativem Salz, bis sie sich der Menschheit assimiliren, um ihre Tugenden fortzupflanzen auf die fernsten Geschlechter. Wie der König Heinrich IV. dafür sorgen wollte, daß jeder Bürger sein Huhn im Topfe habe, so sorgt, größerer Anerkennung werth, die Königinn des Westens dafür, daß Jeder seinen Schinken in den Topf erhalte. Wie oft habe ich meinen herbivorischen Freund Gustav Struve bedauert, daß er sich so hartnäckig verblendet gegen die Segnungen, welche die Natur den Menschen zukommen läßt durch ihre vierfüßigen Gestaltungen! Er würde nur mit Schaudern über die Märkte dieser Königinn wandern, er würde denken, die Straßen seien hier mit Cotelettes gepflastert und der Kaffee sei mit Schweineblut gekocht, und Grauen würde seine Phantasie erfüllen beim Anblick der Schinken und Würste, während sie den unbefangenen Denker auf die interessantesten Beobachtungen und Betrachtungen hinleiten. Hat nicht schon in Europa jeder Ort und jeder Landestheil, der sich ourch fleischliche Fabrikate auszeichnet,

ſeine eigenthümlichen geſchichtlichen und kulturgeſchichtlichen Merkwürdigkeiten aufzuweiſen? Man denke an Weſtphalen! Es erzeugt Schinken, auf die ſelbſt Cincinnati mit ohnmächtiger Eiferſucht hinblicken muß, und daneben einen Pfaffenhaß und freigeiſtigen Radikalismus, der in keinem Urwald ſeines gleichen findet; überdieß aber beſitzt es Hermann den Cherusker, dem man zwar einen Arm geſtohlen hat, aber nichts von dem Ruhm, daß der Dichter Klopſtock zur Zeit der franzöſiſchen Revolution lebte. Man denke an Pommern! Es erzeugt die berühmteſten Brüſte der Welt, die pommerſchen Gänſebrüſte und daneben eine männliche Hochbrüſtigkeit, die bei jedem Frühſtück das Haus Hohenzollern in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Man denke an Göttingen! Es erzeugt ſehr berühmte Würſte und außerdem hat es die eidfeſten ſieben Profeſſoren hervorgebracht, von denen zwei ſchon hinreichten, das ganze teutſche Reich zu verfertigen, die aber, wenn ſie alle ſieben vereinigt geweſen wären, Teutſchland bis zu dem Urzuſtand des Cheruskers in den Eichenwäldern zurückverfertigt hätten. Cincinnati aber überbietet ſie alle mit ſeinen Menſchen wie mit ſeinen Schweinen und deshalb wurde es auch auserſehen als Verſammlungsort für den berühmten Kongreß der teutſchen Editoren.

St. Louis.

In Cincinnati hörte ich zu meinem großen Bedauern, daß der Editoren-Kongreß um 8 bis 14 Tage verſchoben worden ſei, weil mehrere Mitglieder noch nicht nüchtern zu machen geweſen, verſchiedene andre am delirium tremens litten, eins wegen Nothzucht im Priſon ſaß und

zwei des Mordverſuchs auf einen Wirth angeklagt waren, der nicht auf ihre Blätter hatte abonniren wollen, drei andere Holz zu ſägen, zwei ihre Stiefel dem Schuſter zum Flicken überſandt hatten, ein ganzes Rudel aber Behufs perſönlicher Reinigung noch mehrere Tage im Ohio-Fluß zuzubringen genöthigt war. Unter dieſen Umſtänden kam eine telegraphiſche Depeſche ſehr gelegen, welche mir von St. Louis Folgendes meldete:

„Die hieſigen Teutſchen können nicht mehr ohne Sie leben. Fünf ſind heute ſchon vor Sehnſucht geſtorben und das „deutſche Inſtitut“ will ſich auflöſen in Thränen oder Atome, wenn Sie nicht erſcheinen. Man will und muß in den erſten Tagen einen Vortrag von Ihnen hören, oder St. Louis hat aufgehört zu exiſtiren.“

Ich hätte kein menſchliches Gefühl haben müſſen, wenn ich dieſer Einladung widerſtehen konnte, und reiſete Hals über Kopf nach St. Louis.

Es war wirklich die höchſte Zeit, daß ich erſchien. In den letzten 8 Tagen hatte kein Menſch mehr einen Tropfen Bier trinken können und alle Seelen waren am Verſchmachten. Der „Anzeiger des Weſtens“ war im Begriff zu „ſtoppen.“ Das „deutſche Inſtitut“ war ſo naß vor Weinen, daß mehrere Mitglieder auf der Treppe ausgeglitſcht waren und die Beine gebrochen hatten, und ſogar der Dr. Ambos hatte beſtändig feuchte Augen.

Ich beeilte mich, dieſem traurigen Zuſtand ein Ende zu machen durch meinen Vortrag. Es hatten ſich 50,000 Zuhörer und Zuhörerinnen eingefunden. 500 wurden ohnmächtig aus dem Gedränge getragen, 15 wurden erdrückt, 700 verloren die Perrücken, 75 Rockſchöße wurden abgequetſcht, 7 Arme und 13 Beine zerbrochen, 200

Hoops verloren die Facon und 25 verfrühte Entbindungen fanden Statt. Nie hat man ſolches Gedränge und ſolchen Enthuſiasmus erlebt. Da ich nicht zur Tribüne gelangen konnte, war ich genöthigt, über die Köpfe der Verſammlung zu ſchreiten, und bei der Gelegenheit hatte ich das Unglück, dem Dr. Spitz das Organ der Selbſtachtung einzutreten.

Das Thema meines Vortrags, den ich ſeiner Länge wegen hier nicht mittheilen kann, war: „prüfet Alles und wählet jeden Falls zwiſchen zwei Uebeln eins.“ Es war mir angegeben worden durch die große Noth und Verlegenheit der Preſſe von St. Louis, welche ſich mit dem patriotiſchen Problem abmühte, zwiſchen zwei gleich großen Partei-Uebeln das kleinſte zu wählen, ſtatt beide aufzugeben.

Nach dem Vortrag wollten ſechs weißgekleidete „Jungfrauen mit Kirſchlippen“, die der Schalk Ch. Bs. inſtruirt hatte, mich durchaus küſſen. Ich erwiederte ihnen aber, da ſie keine Uebel ſeien, könne ich nicht zwiſchen ihnen wählen; ſie mögten einzeln kommen, damit mir die Wahl erlaſſen ſei. Sie wollten es thun, da ich aber meine Schwäche kannte, beſchloß ich, der Gefahr zu entrinnen, ich ließ alle Feſtivitäten, die man mir zu Ehren, namentlich im „deutſchen Inſtitut“, veranſtaltet hatte, im Stich und eilte auf den Weg nach Milwaukee.

Am Miſſiſſippi.

Als ich von St. Louis abfuhr, erſcholl plötzlich an der Seite der Eiſenbahn ein ſo gewaltiges Hurrah, daß die Lokomotive ſcheu wurde und aus den Schienen ſprang. Dieß „Accident“ veranlaßte mich auszuſteigen und es er-

gab sich, daß das Hurrah mir galt und daß die Hurrahrufer 6000 Turner waren.

Sie Glücklicher, sagte ein Passagier, welch ein beliebter Mann Sie sind!

Ja, antwortete ich, aber es hat mir auch Mühe genug gekostet.

Der Sprecher der Turner trat vor und hielt folgende Anrede an mich:

„Wir kommen nicht, um Ihnen Komplimente zu machen, sondern um Ihnen Dank zu sagen, denn Sie sind der einzige Mann der Presse, der sich durch Das, was an unserm Treiben Humbug, Flitter, Windbeutelei und hohler Lärm ist, nicht imponiren läßt, sondern auf den Kern unserer Manifestationen dringt und uns gelegentlich die ganze Wahrheit sagt. Die teutsche Presse kriecht hier vor Allem, was von einer Masse repräsentirt wird, so wie sie drüben vor Allem kriecht, was eine Macht repräsentirt. Uns ekeln die Schmeicheleien an, womit wir bei jedem Umzug von Zeitungen überschüttet werden, die der höchsten Idee keine Zeile widmen würden, wenn ihre Träger ein kleines Häuflein bildeten. Noch jüngst lasen wir in einem dieser Pöbelwische, daß „der Name Turner ein Ehrenname geworden" sei, während es in den Turn-Vereinen Menschen aller Art, sogar Pfaffenknechte und Anhänger der Sklavenhalterpartei gibt. Es wird noch dahin kommen, daß man, um in den Augen dieser Presse ein Ehrenmann zu sein, bloß eine weiße Jacke anzuziehen braucht.

So sehr uns die Schmeicheleien serviler Zeitungschreiber zuwider sind, so sehr stimmen die mit der Wahrheit überein, die Sie uns gesagt haben. Das Menschen-

material, woraus unsere Vereine zusammengesetzt sind, ist kein andres, als das der übrigen Vereine, und an unsrer Turnerei klebt nichts, das uns einen geistigen oder sittlichen Inhalt geben könnte, wenn wir ihn nicht mitbringen. Die Bauchschwünge und Kniewellen und wie alle die andern Kunststücke heißen, für die wir die lächerlichsten und abgeschmacktesten Namen gewählt oder übernommen haben, machen uns so wenig zu freien und gebildeten Menschen wie die Fahnen, an die wir so viel Geld verschwenden, und das unsinnige „Gut Heil", oder der teutonische „Gruß und Handschlag", womit wir gelegentlich vernünftig redende Menschen zum Lachen bringen. Wir reden mitunter eine förmliche Sektensprache des Unsinns und werden darauf nicht den Anspruch gründen, die Vernunft zu vertreten.

Die Turnerei stärkt unsre Glieder und gibt uns körperliche Gewandtheit. Das ist Alles, wodurch wir uns von Menschen unterscheiden, die nicht turnen. Unser Name oder Vereinscharakter bedeutet nichts, gar nichts. Wir wollen und müssen, wenn wir etwas bedeuten wollen, zunächst wahre Menschen sein und nach Dem streben, was sie auszeichnet. In diesem Streben ist uns die Turnerei sogar verderblich, wenn wir immer auf sie den Haupt-Accent legen. Es gibt indolente und philisterhafte Geister genug, die fertig zu sein glauben, wenn sie Mitglieder eines Vereins sind, der einen bekannten Namen hat und aus dem die Zeitungen etwas machen was er nicht ist. Was haben wir denn in geistiger oder politischer Beziehung geleistet, nachdem wir so lang, den Zeitungen zufolge, alle Kraft und alles Streben in unsern Vereinen konzentrirt haben? Wir hätten mehr geleistet, wenn wir den

Kopfschwung vorangestellt und den Bauchschwung nur nebenher getrieben, wenn wir alle uns zu Gebot stehenden Hülfsmittel zur Bildung und Radikalisirung unsrer Köpfe benutzt hätten, statt in bunten Lappen und lärmenden Aufzügen unsre Hauptauszeichnung zu suchen. Veranstalten Sie eine Parade der weißen Jacken durch die Straßen und es wird kein Mann fehlen; halten Sie einen Vortrag über die wichtigsten Fragen des geistigen Lebens, oder geben sie ein radikales Blatt heraus, und Sie werden unter Hunderten nicht ein Dutzend finden, die Ihnen die mindeste Aufmerksamkeit schenken. Die meisten Mitglieder unsrer Vereine hassen sogar jede geistige Bewegung und Anstrengung, während sie die körperliche preisen. Sie sind durch die weiße Jacke nur Philister in Uniform geworden.

Ich sprach von unsren Leistungen. Wir dürfen uns ihrer rühmen, was das Turnen betrifft und das — Saufen. Wenn wir bedenken, wie viel Bier wir schon herabgeschwemmt und wie viel Geld wir bei festlichen wie unfestlichen Gelegenheiten schon verschwendet haben, ohne jemals an Beiträge für einen edleren Zweck zu denken, so haben wir uns auf das Tiefste zu schämen. Und wir haben uns geschämt. Es ist endlich ein andrer Sinn in uns erwacht und wir denken an bessere Zwecke. Da die meisten Menschen eines äußerlichen Anziehungsmittels bedürfen, so wollen wir unsre bisherige Form der Vereinigung noch beibehalten, aber der Geist soll ein andrer werden. Wir haben uns gefragt, zu welchem Zweck wir unsre Glieder stärken und uns kampffähig machen und wir haben darauf geantwortet: um gelegentlich tüchtige Kämpfer der Freiheit und der Revolution zu werden. Aber wo ist

Freiheit und Revolution zu erwarten ohne geistige Kämpfe? Deshalb haben wir uns entschlossen, alle unsre Kräfte und Mittel aufzubieten zur Unterstützung des geistigen Kampfes gegen Unfreiheit und Unterdrückung. Da Sie uns so oft auf diesen Punkt aufmerksam gemacht haben, freuen wir uns, Ihnen bei dieser Gelegenheit unsern Entschluß mittheilen zu können, und darin soll der Dank bestehen, den wir Ihnen sagen wollten."

So weit der Sprecher der 6000 Turner. Ich antwortete folgender Maßen:

Durch Ihre Anrede bin ich doppelt überrascht worden. Zunächst habe ich mich gewundert zu vernehmen, daß Sie meine Blätter gelesen. Obschon die Turner viel von Radikalismus reden und ich in diesem Fach nicht der Letzte bin, hat der „Pionier" nicht ein Dutzend Abonnenten unter der ganzen Turnerei. Noch mehr habe ich mich darüber gewundert, daß Turner im Stande waren, die Wahrheit zu würdigen, denn ich habe immer angenommen, die weiße Jacke besitze eine so wunderbare Kraft, das sie ihrem Träger eine Ueberlegenheit über jede fremde Einsicht verleihe. Was Sie gesagt haben, hat mich sehr gefreut und ich weiß wenig hinzuzusetzen. „Sie haben schon so viel für mich gesagt, daß mir zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt." Doch auf zwei Punkte lassen Sie mich Sie noch aufmerksam machen. Ich habe Sie mitunter Soldat spielen sehen. Seien Sie auf Ihrer Hut bei diesem gefährlichen Spiel! Mit Soldatspielen beginnt man und mit Unterdrücken unter dem Kommando irgend eines ehrgeizigen Meisters des Mordhandwerks endigt man. Es ist nicht Zufall, daß die „demokratische" Partei die meisten Soldatenelemente liefert. Das Sol-

datenweſen iſt ſo lang ein nothwendiges Uebel als es dient, das Soldatenweſen zu vernichten. Ein freier und humaner Sinn aber kann ſich ihm nie befreunden und die Abneigung gegen das Mordhandwerk nicht ſo weit ablegen, daß er es als eine Unterhaltung oder gar einen Zweck für ſich behandelte. Wenn es Etwas auf der Welt gibt, das Sie mehr zu haſſen haben, als das Pfaffenthum, ſo iſt es das Soldatenthum, denn es vereinigt mit der geiſtigen Brutalität die phyſiſche und würdigt ſeine Diener zu Beſtien herab, die den Zweck haben, das Regiment der Beſtialität der Menſchheit aufzuzwingen. Wenn es in der Ordnung iſt, daß in der Revolution hinter dem Soldatenthum die Guillotine mit dem dreieckigen Meſſer herzieht, ſo ſoll im Frieden die Guillotine der Eiferſucht mit dem Meſſer der Kritik ihm folgen. Werden Sie Soldaten der Revolution, aber haſſen Sie das Soldatenthum, haſſen Sie die Uniform, die Sie tragen, haſſen Sie die Waffe, die Sie führen, haſſen Sie das Kommando, dem Sie gehorchen werden. Und iſt der Sieg errungen, ſo zerreißen Sie die Uniform, ſo zerbrechen Sie die Waffe, ſo vernichten Sie das Kommando.

Ein andrer Punkt iſt Ihr Programm. Sie ſind entweder bloß Turner, die Leibesübungen treiben, oder Sie ſind zugleich und in erſter Reihe Anhänger des Radikalismus. Im erſten Falle mögen Sie in Ihre Reihen aufnehmen wen Sie wollen, den Pfaffen und „Demokraten“ ſowohl wie den Atheiſten und Abolitioniſten; im letzten Falle aber müſſen Sie konſequent ſein und nur Gemeinſchaft mit Solchen haben, die Ihre Prinzipien theilen oder theilen wollen. Prinzipien ſind exkluſiv, ſind intolerant und ohne Konſequenz ſind ſie bloße Redensarten. Diejenigen,

welche Ihnen einreden, daß die Politik oder die Prinzipien mit Ihrer Vereinigung nichts zu thun haben, sind Solche, welche aus Ihnen Werkzeuge für ihre Spekulationen und ihren Ehrgeiz machen wollen. Ohne radikale Prinzipien und ohne Konsequenz sind Sie nichts als eine Heerde von Histrionen und Bummlern, die von schlauen Spekulanten im Zustande der Gleichgültigkeit erhalten und für unsaubere Zwecke ausgebeutet werden. Jagen Sie die Spekulanten wie die Indolenten zum Tempel hinaus und werden Sie als Radikale wahrhaft, was Ihr Wahlspruch sagt: frisch, froh, frei! Dann, aber nur dann werde ich in den Ausspruch des von Ihnen erwähnten Zeitungsschreibers einstimmen, daß der Name Turner ein Ehrenname sei.

Als ich so gesprochen hatte, wollten mich sämmtliche Turner umarmen und nach St. Louis zurückbringen. Allein als ich ihnen sagte, ich habe die wichtigsten Geschäfte, ich müsse nach Milwaukee, dem teutschen Athen, und dann zu dem großen Editorenkongreß in Cincinnati, ließen sie mich gehen.

Als ich mich wieder in den Eisenbahnwagen setzte, fand ich abermals eine teutsche Nachbarinn. Sie sah verzweifelt traurig aus, blickte mich dabei verzweifelt schmachtend an und sprach ein verzweifelt schlechtes Teutsch. Sie nannte mir ihren Namen und sagte:

„Sie sind ein Vorkämpfer für die Emanzipation und Erlösung der Frauen. Sie werden es aber nicht bloß theoretisch sein wollen. Ich bin gefesselt an einen Gebieter, der ein langweiliger, sinnloser, unausstehlicher Mensch ist. Ich muß von ihm loskommen, wenn ich nicht sterben soll, und will einen andern lieben. Erlösen und

entführen Sie mich! Bezahlen Sie mein Billet, denn ich habe keinen Cent!“

Ich antwortete: Weiber Ihrer Art werden nicht erlöf't und emanzipirt. In Ihrem Fall gibt es keine Trennung. Auch wird die Liebe zu einem Andern Sie nicht bessern. Kehren Sie zu Ihrem Unausstehlichen zurück, Sie selbst Unausstehliche! Hinaus, Verbrecherinn, oder ich breche dir das Genick!

Damit warf ich sie schonungslos auf die Eisenbahn zum Entsetzen aller Passagiere.

Die Hinausgeworfene war die Muse eines gewissen Adalbert, der in St. Louis die Menschheit und die teutsche Sprache in grausamen Versen mißhandelt.

Washington.

Meine Sehnsucht nach Milwaukee habe ich abermals auf einige Zeit zur Ruhe bringen müssen. Ich wollte auch in Chicago anrufen, aus dessen Lavendelfluß Joh. Maria Farina den Grundstoff zu seinem Kölnischen Wasser und das Editorenthum den zu seinen Lobsprüchen bezieht; kaum war ich aber dort angekommen und kaum begann auch dort der allgemeine Enthusiasmus aufzulodern, so rief mich folgende telegraphische Depesche sofort nach Washington:

Theurer Freund.

Eile hierher, so schnell du kannst. Ich habe mich über Dinge von der höchsten Wichtigkeit mit Dir zu berathen. Auf jeden Fall erwarte ich Dich, solltest Du sogar versäumen müssen, dem

teutſchen Editoren-Kongreß in Cincinnati beizuwohnen.

Dein alter

James Buchanan.

Ich telegraphirte zurück, daß ich mich gleich auf den Weg machen werde, aber auf keinen Fall werde ich den Editorenkongreß im Stich laſſen, weshalb ich James erſuchte, durch einen Abgeſandten die Herrn Editoren zu einem neuen Aufſchub zu bewegen und bis zur Zeit des Zuſammentritts Jedem derſelben täglich ein „Bärrel" verabreichen zu laſſen.

Als ich nach Washington kam, eilte ich ſogleich in das Weiße Haus, meldete mich aber zuerſt bei James' Nichte, der ich noch einen Kuß ſchuldig war, und drang dann in das Kabinet meines alten Freundes.

Alter Knabe, Du ſiehſt ja ganz gut aus, rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, daß er ächzte; Du haſt Dich ſchnell von dem Rattengift erholt, das Dir die Südländer in die Suppe gethan hatten. Im Grunde hätte ich es nicht ſehr bedauert, wenn ſie Dich auf den Kirchhof gebracht hätten, denn Du gehſt mir gar zu vorſichtig und langſam zu Werke. Die alten Hageſtolze haben ſelten Energie. Sie ſind eben ſo zaghaft beim Ergreifen einer Maßregel wie beim Ergreifen eines Weibes und zeugen ſo wenig als Politiker wie als Männer. Breckenridge würde beſſer durchfahren und der Revolution beſſere Dienſte leiſten.

„Du biſt noch immer der ungeduldige Hitzkopf," antwortete James, indem er den Kopf ſüdweſtlich neigte und mit dem linken Auge lächelte. „Grade über den Punkt, wovon Du ſprichſt, wollte ich Dich zunächſt zu Rath

ziehen und es ist mir um so lieber, daß Du selbst kommst, da ich seit einiger Zeit den „Pionier“ nicht mehr erhalte. Wie ist das?“

Das ist sehr natürlich. Während Du mit den Pfaffen in Connecticut korrespondirst und Deinen Agenten Walker bald so bald so instruirst, hast Du unterlassen Dein Abonnement zu erneuern. Du weißt aber, daß meine Abonnentenliste keinen Unterschied macht und keine Rücksicht nehmen kann. Wer nicht vorauszahlt, erhält den „Pionier“ nicht, mag er Präsident oder Lampenputzer sein.

„Schon recht. Ich will's gleich abmachen. Hier hast Du eine Washingtoner Bill.“

Nichts da! Shinpflaster nehm' ich nicht. Am Hauptregierungssitz ist das schlechteste Geld wie die schlechteste Politik. Schäme Dich, solch' Papier zu dulden und auszugeben! Meine besten Freunde sollen mir auch das beste Geld geben. Du alter Knicker hast goldene Sparpfennige genug.

„Comme vous voulez, sagte James. „Doch jetzt zum Hauptpunkt. Du hast Dich viel mit Revolution abgegeben und Du sollst mir rathen, durch welches Mittel ich diese dickhäutigen Kerle in Kansas endlich zur Rebellion treiben kann. Es ist schon jedes Mittel gegen sie versucht worden, Pierce und ich haben sie chikanirt und chikaniren lassen bis auf's Blut, aber weder Grenzbanditen noch Dragoner können ihr Blut an's Kochen bringen. Es sind schon eine gute Anzahl Teutscher im Territorium und wie sie neulich in New-York bewiesen haben, sind Deine Landsleute verteufelt rebellische Köpfe. Wie pack' ich sie am Besten an?“

Du brauchst bloß durch die Banditenlegislatur das Bier im Territorium verbieten und es durch die Dragoner konfisziren zu lassen, so steht das ganze Germanenthum von Kansas unter Waffen.

„Glaubst Du? Aber die Teutschen allein sind zu schwach. Wie lassen sich die Yankees dort in Harnisch bringen?"

Verbiete ihnen bloß zwei Dinge, die Landspekulationen, die sie im Namen der Freiheit treiben, und das Tabackkauen. Neulich hat ein Yankee und ein Südländer ein Duell auf Tabackspucken mit 20 Schritten Distance gehabt und der Yankee hat den Südländer blind gespuckt.

„Deine Mittel scheinen mir probat zu sein, ich will sie versuchen. Das bisherige Treiben wird mir langweilig und wenn die Freistaatleute die Banditen und ihre Beschützer noch nicht bald aus dem Lande jagen, so geb' ich sie und den ganzen feigen Norden auf und danke ab. Jetzt von etwas Anderm. Warum hast Du den Gesandtschaftsposten in Berlin nicht angenommen?"

Friedrich Wilhelm hätte die Absicht gemerkt und wäre verstimmt gewesen, denn er hat trotz dem Saufen ein sehr feines Gefühl. Seitdem Du den Geniestreich mit dem Ostendener Manifest gemacht hast, glaubst Du Dir jede Eselei erlauben zu können. Aber nur ein Metternich konnte die Offenheit als Mittel der Diplomatie gebrauchen, denn er war unter Gleichen. Ihr Amerikaner versteht Europa nicht, so wenig wie es euch versteht. Könntest Du nicht an meiner Stelle einen andren Achtundvierziger wählen, der weniger anstößig ist und einen bessern Styl schreibt?

„Nenne mir einige."

Da ist z. B. mein Freund Gustav, der früher schon einmal Diplomat war und ein unermüdlicher „Zuschauer“ ist. Er hat zwar erklärt, daß er die Geschicke dieses Landes sich selbst überlassen müsse, daß er sein Leben dem Kampf gegen die europäischen Despoten gewidmet habe, aber er läßt mit sich reden, wie sein fortwährender erstaunlicher Kampf gegen die Despoten beweis't. Wenn Du ihn nach Berlin sendest, wird es Friedrich Wilhelm den größten Spaß machen, denn der Kladderadatsch ist Sr. Maj. Leiborgan.

„Aber wen sende ich nach Baden?“

Deinen Verehrer Fickler. Er ist der Mann, um Amerika durch ganz Süddeutschland zu vertreten. Er ist vom Bodensee, hat Schwimmfüße, frißt am Liebsten Schweizerkäse, Schinken und Neger und ist ein Freund des Schwabenkönigs.

„Frankfurt macht mir auch einige Verlegenheit.“

Dahin sendest Du jedenfalls einen Parlamentler. Ich werde Dir ein halbes Dutzend notiren.

„Und nach Wien?“

Schickst Du den Pater Mörtel. Der Kerl hat es faustdick hinter den Ohren sitzen und wühlt unter der Maske des Harlekins wie ein Eber.

„Jetzt, mein Freund, habe ich Dich in einer wichtigen Privatangelegenheit zu konsultiren. Du hast meine Junggesellenschaft angegriffen und Du hast Recht darin. Je älter ich werde, desto mehr fühle ich das Bedürfniß, mich einem weiblichen Wesen anzuschließen, in dessen Seele ich die meinige ganz ausschütten kann. Kurz, ich muß heirathen, ich muß eine Frau, eine Präsidentinn haben. Sie

muß aber an Gesinnung mit mir übereinstimmen, gute Grundsätze haben, einiges Kapital besitzen und etwas repräsentiren! Am Liebsten wäre mir eine Teutsche, weil die teutschen Frauen am Treuesten lieben sollen. Ich bin etwas eifersüchtiger Natur. Kannst Du mir nicht eine Deiner Landsmänninnen empfehlen, auf die ich mich verlassen kann?"

Allerdings, ich weiß eine, die Dich schon treu geliebt, ehe Du an sie dachtest, und Dir und Deiner Partei mehr geopfert hat, als Du ihr wiedergeben kannst.

„O, nenne sie mir, sie soll Präsidentinn werden!"

Ich nenne sie Dir in der Voraussetzung, daß Du mich und sämmtliche Editoren, die sich nächstens in Cincinnati versammeln werden, zur Hochzeit einladest.

„Ich verspreche es Dir."

Sie heißt: Jakob Uhls Wittwe, Herausgeberinn der „New Yorker Staatszeitung." Ohne diese Frau wärst Du gar nicht gewählt worden. Wenn sie mit ihrem Blatt die „demokratische" Partei verließ, wären alle Teutschen nachgefolgt und die Gegenpartei hätte gesiegt.

„Ich habe schon viel Gutes und Schönes von ihr gehört und werde gleich den Chevalier Wikoff als Brautwerber nach New-York senden. — Nun sage mir einmal, willst Du denn gar keinen Posten von mir annehmen?

Der einzige Posten, den ich annehme, ist die Gesandtenstelle in Rom. Ich sehne mich nach dem heiligen Stuhl. Pittsburg liegt am Ohio. — Schließlich noch Eins. Ich ersuche Dich ernstlich, Deinen Generalpostmeister zu instruiren, daß er mein Blatt nicht so loafermäßig behandeln lasse. Jeder Postschlingel scheint zu glauben, er könne mit dem „Pionier" machen was er wolle, und ob er ihn

abliefere oder nicht, sei Einerlei. Mir ist es nicht einerlei und wenn sich das nicht ändert, so darf von Jakob Uhls Wittwe keine Rede mehr sein.

Nachdem ich James über diese und einige andere Angelegenheiten Rath ertheilt und nachdem er mir seine Minister vorgestellt hatte, schickte ich mich zur Abreise nach Milwaukee an. Beim Abschied erhielt ich folgenden Brief, der mir von New-York nachgesandt worden war.

Schönthal den 1. September.

Mr. Fr. Hecker, care of K. Heinzen, Esq.
New-York.

Sie haben erlaubt, mein theurer Herr Hecker, daß ich an Sie schreibe Wenn ich wüßte, daß Sie meine Briefe so gern lesen wie ich sie schreibe, so erhielten Sie jeden Tag einen. Seitdem wir uns getrennt, habe ich immer an Sie gedacht. Ehe ich Sie gekannt, habe ich Sie bloß verehrt; aber es ist so mit uns Weibern, daß wir Den leicht lieben lernen, den wir verehrt haben. Warum soll ich Ihnen das nicht gestehen? Das Lieben ist so wenig etwas Böses wie das Verehren, es ist vielleicht bloß die Praxis davon. Ich habe Sie verehrt als großen Mann und liebe Sie als guten Mann. Ihre Lustigkeit und Ihr offenes Wesen hat mich ganz eingenommen und ich weiß, daß Ihr Herz ein warmes, menschliches Gefühl hat. Sie haben mir gesagt, ich solle Sie küssen, damit Sie ohne Umweg in den Himmel kommen; auch haben Sie gesagt, der Mann, der keine Frau hätte oder eine schlechte, würde es als eine Fügung des Schicksals ansehen müssen, daß ich Wittwe bin. Ein Mann wie Sie sagt dergleichen nicht bloß zum Spaß. Ich weiß es, Sie sind mir nicht abge-

neigt, obſchon ich bloß ein einfaches, ſchlichtes Weib bin. Aber ich wünſche weder, daß Sie eine ſchlechte Frau haben, noch daß Sie eine gute verlieren. Ich erwarte bloß, daß Sie eine haben, die mein Gefühl verſteht und deshalb meine Freundinn iſt, weil ich die Ihrige bin. Ich mache keine andre Anſprüche an Sie, als daß ich Ihnen meine Gefühle ausſprechen kann und daß Sie ſie nicht mißdeuten. Ich bin ein ſchwankes Rohr, allein ſtehend in einer fremden Welt und bedarf der Stütze. Stützen Sie mich, halten Sie mich durch Ihre Freundſchaft. Das iſt Alles, worum ich Sie bitte.

Ich ſchreibe dieß in meiner Laube und mein Springbrünnele plätſchert an Einem fort. Es iſt mir, als ſchriebe ich bloß, was es mir vorplaudert. Hat denn die Natur auch eine menſchliche Sprache? Es iſt hier nicht unſre deutſche Natur, aber doch redet ſie Deutſch, wenn wir eine Zeit lang hier gewohnt und mit ihr verkehrt haben, allein und einſam. Iſt es Ihnen auch ſo auf Ihrer Farm? Alles, was ich um mich ſehe, iſt mir vertraut, weil ich es ſelbſt habe ſchaffen helfen, weil ich an jedem Punkt umhergegangen bin, weil ich überall etwas gedacht und gefühlt habe und mich Alles an etwas Erlebtes erinnert. Aber zuletzt werde ich immer traurig, denn zuletzt erinnert mich Alles daran, daß ich allein bin. Ich habe Alles, was ich begehren kann, um unabhängig zu ſein und alle Wünſche zu erfüllen, nur den einen ausgenommen: nicht allein zu ſein. Die Natur iſt ſo ſchön und ich könnte nicht ohne ſie leben, aber mit ihr allein kann ich es auch nicht.

Wenn ich in der Frühe hinausgehe in den Garten und der Thau auf Blumen und Blättern glänzt und die erſten

Sonnenstrahlen über den Berg streifen, dann wird mir so frisch und wohl, aber auch wieder so trüb und weh, denn ich wandle allein, ich bin Wittwe.

Das Obst prangt auf den Bäumen, der rothwangige Apfel, die gelbe Birne, der wachsfarbige Pfirsig und in dem Weinberg schwillt die Weinbeere, in der der Geist eines herrlichen Trankes schlummert; Alles ist Fülle und Reife und Einladung zum Genuß, aber ach! ich muß es allein genießen, denn ich bin Wittwe.

Die Sonne steigt und die Luft wird heiß; aus dem Garten wandle ich den Wald hinauf; Rasen und Moos unter den schattigen Bäumen ist mein Ruhebette; im Dickicht horche ich träumend dem Säuseln in den hohen Wipfeln, dem Summen in den breiten Baumkronen und dem Gezwitscher auf den schwankenden Zweigen, aber Alles sagt mir nur, ich sei Wittwe.

Die Sonne geht über die Spitze des Berges und meine blühende Laube steht im Schatten; mein Springbrünnele plätschert und plaudert unermüdlich wie am frühen Morgen; ich lausche ihm, als hörte ich es zum ersten Mal, aber ich denke immer, es sage mir nur, ich sei Wittwe.

Der kühle Abend mit seiner lieblichen Dämmerung läßt sich nieder auf mein Thal, auf meinen Garten, auf mein Haus, meine Laube, meinen Wald und die Berge; ich gehe wieder hinaus, erfrische mich in meiner Laube mit einem Glase vaterländischen Weins, klimpere auf meiner Guitarre und will singen, aber es fällt mir nichts ein, als: ich bin Wittwe.

Der Bach rauscht, das Springbrünnele plätschert, der Schmetterling schnurrt um die Blumen, die Taube ruft im Walde, es wird mir so einsam, ich sehne mich ich weiß

nicht wohin und plötzlich muß ich weinen, denn ich bin Wittwe.

Ich gehe in meine Kammer, suche mich zu zerstreuen durch Lesen, ich lese und höre wieder auf, mein Auge wird müde, ich lege mich nieder, schlummere ein, dann aber erschreckt mich ein Traum, ich fahre auf, blicke mich um und bin allein, denn ich bin Wittwe.

Die Welt ist so schön, das Leben ist schön, ich liebe die Menschheit, ich bin Allen gut, ich mögte Alles glücklich machen, ich mögte alle Schmerzen heilen, aber — ich bin Wittwe.

Gäbe es etwas Schrecklicheres, als wenn Einer die ganze schöne Welt besäße und Niemanden fände, mit dem er sie theilen könnte? Ich denke mir, es müssen herzlose Menschen gewesen sein, die einen Gott erfunden haben ohne eine Göttinn.

Doch vielleicht plaudere ich mehr, als Sie hören wollen. Aber ich mußt' es Ihnen doch sagen, damit Sie wissen wie mir manch Mal zu Muth ist. Und denken Sie nicht, ich sei von Hause aus trübseelig, nein, ich bin eine lustige Natur und lache immer, wenn ich in guter Gesellschaft bin. Sie haben es ja gesehen, als wir auf der Eisenbahn fuhren. Nur muß ich einen Freund haben, ich kann nicht sein ohne einen Freund und ich finde keinen. Die Männer — soll ich es sagen? Die Männer, die ich kenne, mag ich nicht, sie sind mir zu ordinair, sie haben kein Herz, sie haben keinen Geist und schätzen am Ende mein Vermögen höher als mich. Nein, ich mag sie nicht, ich habe kein Vertrauen zu ihnen und kein Interesse an ihnen. Seien Sie mein Freund, wenn auch aus der Ferne. Ich will Ihnen Alles schreiben, was ich fühle und

denke. Nehmen Sie es gütig auf und erwiedern Sie es freundlich. Dann habe ich einen Troſt und wenn ich auch Wittwe bin, bin ich es wenigſtens nicht im Geiſte. Ach! wann kommen Sie wieder in das Alleghany-Gebirge? Schon bin ich auf den Gedanken gekommen, Sie bei dem Editoren-Kongreß in Cincinnati aufzuſuchen.

Ihre Freundinn

Thereſe.

Nachdem ich dieſen Brief geleſen hatte, war ich in großer Verſuchung, direkt nach Schönthal zu reiſen, aber meine Pflicht ſiegte abermals, ſie rief mich nach Milwaukee und zu dem Editoren-Kongreß in Cincinnati.

Milwaukee.

Aus Washington bin ich förmlich echappirt. Als ich nämlich abreiſen wollte, erfuhr ich, daß ſämmtliche Diplomaten auf den Beinen waren, um mir eine große Ovation zu bereiten. Der Chevalier Hülſemann und der Baron von Gerolt ſtanden an der Spitze. Sie beabſichtigten, mir zuerſt eine glänzende Serenade zu bringen, wobei Freund Hülſemann und Gerolt nebſt ein Paar Gehülfen den Fackeltanz aufführen wollten, den in Berlin Freund Manteuffel und die übrigen Miniſter bei Hoffeſten vor Sr. Maj. zu tanzen pflegen; ſodann ſollte eine brillante Soiree nebſt Ball gegeben werden. Alles, was die Diplomatie an Schönheiten aufzuweiſen hat, ſollte zugegen ſein. Unter der Hand erfuhr ich aber durch eine revolutionaire Freundinn, der ich eine Stellung in diplomatiſchen Kreiſen verſchafft habe, daß der eigentliche Zweck

des Ganzen war, mir durch die Künste der Verführung revolutionaire Geheimnisse abzulocken. Namentlich sollte ich die Konspirationen und Plane verrathen, womit sich hier die Turn- und sonstigen Vereine unter Leitung der Bürger Kinkel, Struve u. s. w. so eifrig beschäftigen. Da ich ein schwacher Mensch bin, wollte ich mich nicht in Gefahr bringen lassen, das Schicksal der Revolution durch so wichtige Enthüllungen auf das Spiel zu setzen, und stürzte Hals über Kopf aus Washington hinaus.

Außer der Furcht vor den Diplomatinnen trieb mich die Sehnsucht nach Milwaukee, dem teutschen Athen, dem Mittelpunkt des modernen Hellenenthums, eine Sehnsucht, die sich in einen förmlichen Heißhunger verwandelt hatte. Ich hätte Milwaukee „fressen" mögen. Einmal rief ich sogar in der Zerstreutheit einem Kellner zu: eine Portion Milwaukee with „Petäters!"

Das „Fressen" erinnert mich an die Art, wie auf amerikanischen Dampfschiffen der Hunger gestillt wird. Es war ein herrliches Schiff, womit wir auf dem „lieblichen Winnebago", wie ich den Michigan-See der Idealisirung wegen nennen will, gen Milwaukee fuhren. Der Mittag kam und die Magen knurrten ägyptisch und in der Küche hörte man das Gerassel von Fleischtöpfen. Plötzlich erscheint ein Tambour auf dem Verdeck und schlägt einen langen Wirbel mit dem chinesischen „Gong". Sämmtliche Gentlemänner stürzen hinab und stellen sich im Speisesaal in Reih' und Glied, man könnte sagen, in Schlacht- oder Freß-Ordnung auf, um abzuwarten, bis am oberen Ende der langen Tafel die Ladies placirt sind. Hinter Jedem hängt ein Stachel-Halsband an der Wand, womit er angeschlossen wird. Halb hangend, halb stehend, stie-

ren sie mit gierigen Blicken nach der Tafel und nach dem hintern Theil des Saals, wo mittelst einer Maschine jede Lady auf einen Stuhl befestigt wird. Die Operation währt lang und die Ungeduld der Gentlemänner steigt bis zur Wuth. Sie würgen sich in ihrem Halsband, daß die Augen aus dem Kopf treten; einige fletschen die Zähne; andre schnalzen mit der Zunge; andre stimmen ein schakalartiges Geheul an. Endlich sind sämmtliche Ladies befestigt. Wiederum trit der Tambour herein nnd schlägt einen Wirbel. Auf dieses Zeichen werden durch Ausziehen eines Bolzens sämmtliche Halsbänder gelöst und die Gentlemänner stürzen über einander wüthend auf den Tisch und ergreifen mit Händen und Zähnen, was sich darbietet. Mitunter verfehlen sie ihr Ziel und fassen statt einer Cottelette oder eines Beafsteaks einen Mitkämpfer zwischen die Zähne. Auch werden in der Eile nicht selten Schüsseln, Gabeln und Tischtücher verschlungen, weshalb auf jedem Schiff sich ein Arzt befindet, der mitunter die schmerzhaftesten und künstlichsten Operationen vorzunehmen hat. Ich sah den Arzt mit der größten Geschicklichkeit einem Passagier ein Tischbein aus dem Halse ziehen — der Tisch selbst war freilich schon verschwunden.

Ein würdiges Seitenstück zu dieser Abfütterung auf den Schiffen bildet das Mahlzeiten in den amerikanischen Hotels. Die Tischordnung und Kost in diesen Hotels ist mit raffinirter Menschenkenntniß darauf eingerichtet, Demjenigen, der sich eines gesunden Geschmacks erfreut, den Appetit einfach dadurch zu stillen, daß sie ihn ihm verdirbt. Du tritst in den Speisesaal, in welchem ein Dutzend weißgeschürzte Neger geschäftig einherrennen, und näherst

dich einem Tiſch, an welchem in chineſiſcher Haltung eine Lady und ein Gentleman das chineſiſche Getränk hinabſchlürfen. Ehe du dich eines Böſen verſiehſt, ſchiebt dir ein Aufpaſſer mit heimtückiſcher Gewalt einen Stuhl unter das überraſchte Hintertheil, ſo daß du unwillkürlich in die Kniee ſinkſt und dir in dem Augenblick eine umgekehrte Guillotine vorſchwebt oder hinterſchwebt, an der man nach hinten ſtatt nach vorn übergekippt wird. Kaum haſt du dich von deinem Schrecken erholt, ſo nähert der Guillotineur liebreich ſeinen Mund deinem Ohr und flüſtert dir wie zum Troſt oder zum Hohn einige geheimnißvolle Worte zu. Du verſtehſt ihn nicht und fragſt ihn halb entrüſtet nach ſeiner eigentlichen Herzensmeinung. Er antwortet mit der deutlicheren Frage: Beafsteak? Rostbeef? und noch etwas Anderem. Du haſt deine Faſſung wieder gewonnen und kommandirſt mit dem Ton der Entſchiedenheit: Beafsteak! Darauf eine neue Frage: Tea or Coffee? Antwort: a glass of water! Du warteſt eine Zeit lang, in welcher ſich ein halber Ochſe braten ließe. Endlich, während du ſtille Betrachtungen über dieſe Tiſchſklaverei in einem freien Lande anſtellſt, fällt plötzlich wie aus der Luft ein Teller vor dich nieder, auf welchem du einen Gegenſtand von der Größe eines Sperlings wahrnimſt. Er ſieht ſich bei näherer Betrachtung fleiſchartig an. Iſt es eine geſchmorte Fledermaus? Du kehrſt ſie um und nun nimt ſich der Gegenſtand aus wie ein Stück von einer Hundszunge. Aber Hundszunge wird man dir doch nicht vorſetzen! Und doch kannſt du die hündiſche Vorſtellung nicht los werden, denn das Ding ſieht ſo gezackt aus, als ob wenigſtens ein Hund es im Vorbeigehen von einem größeren Ganzen abgeriſſen hätte.

Verlören ſich wenigſtens ſeine Umriſſe in einer Umgebung brauner Sauce, ſo würdeſt du es trotz ſeiner verdächtigen Kleinheit immer noch für beſtimmt halten können, etwa den Appetit zu reizen, im Fall es nämlich einen hohlen Zahn glücklich paſſiren ſollte. Aber es liegt ganz unbegoſſen da, in frecher Trockenheit, in brüheloſer Unverſchämtheit und du weißt nicht, ob es mit ſeinem verdächtigen Farbengemiſch zu alt iſt, um genießbar, oder zu friſch, um zubereitet zu ſein. Getheilt zwiſchen dieſem Verdacht und dem Erſtaunen, daß man in einem Hotel, wo ein 24ſtündiger Aufenthalt $4—5 koſtet, die Tollkühnheit haben könne, einem Gaſt einen ſolchen Gegenſtand als eine Portion Beafſteak vorzuſetzen, dann aber wieder beruhigt durch die Hoffnung, daß er bloß ein Vorläufer irgend eines andren, würdigeren ſein werde, faſſeſt du dir endlich ein Herz, ſchneideſt Anſtands halber das Stückchen in Stücke und bringſt eine Probe davon zwiſchen deine Zähne. Deine Zähne faſſen muthig an, aber nach dem erſten Angriff verſagen ſie entſchieden und mit Indignation den Dienſt, weil ſie nicht gewöhnt ſeien, Schuhſohlen zu verarbeiten. Deine Zunge windet ſich in Krämpfen bei der Arbeit, das trockene Probeſtück in den Schlund hinabzuſchieben, deine Kehle ſchnürt ſich zu bei der Anſtrengung, es weiter zu befördern, und dein Magen droht bei der Ankunft deſſelben zu revoltiren, wenn ihm ein zweites folgen ſollte. Du ſtehſt alſo willig von weiteren Verſuchen ab und ſiehſt dich auf dem Tiſch nach andren Gegenſtänden um. Vor dir ſtehen ein Dutzend Schüſſelchen und Schälchen und Näpfchen. Es ſieht ſich an wie eine Tafel für Puppen gedeckt. Und was iſt der Inhalt? Das eine Schüſſelchen ſieht dich noch verdächtiger an als

das andre. Hier etwas Schleimiges, dort etwas Breiartiges, dann wieder etwas Gebackenes. Es hat Alles das Anſehen einer bloßen Spielerei, es iſt kein geſunder Eß-Ernſt darin und der Appetit vergeht dir ſchon durch die verhöhnende Anrichtung, wenn er auch die Probe des Koſtens beſtehen ſollte. Du muſterſt endlich Dasjenige aus, was durch ſeine Natur und ſein Anſehen ſich am Beſten zu einer menſchlichen Speiſe zu eignen ſcheint. Zunächſt vor dir blickt dich eine einzelne, ungeſchälte, 2½ Zoll lange und 1 Zoll dicke Kartoffel mit ihren dunkeln Augen und mit dem Anſehen der Ehrlichkeit an. Genire dich nicht, ſie iſt für dich allein, du haſt ſie mit Niemanden zu theilen, denn jeder andre Gaſt hat ebenfalls ſeine beſondre, ſeine für ihn beſtimmte, ſeine ausſchließlich ihm allein gehörende Kartoffel von 2½ Zoll Länge und 1 Zoll Dicke vor ſich ſtehen. Du verſuchſt ſie zu ſchälen — die Schale ſitzt feſt wie ein Thierfell. Du durchſchneideſt ſie — ſie iſt glaſig und kalt durch und durch. Du legſt die ungegeſſene Kartoffel neben die ungegeſſene Fledermaus und greifſt nach dem nächſten Puppennäpfchen, das den vierten Theil eines Tomato-Apfels enthält. Er iſt zwar nicht reif und ſpielt ſtark in's Grünliche, aber du weißt doch was er iſt, verſiehſt ihn mit Salz und Eſſig und munterſt damit deinen überdrüſſig gewordenen Gaumen auf. Iſt das Alles? Dein letzter Troſt und Erſatz iſt der Brodteller. Aber ſelbſt der Brodvorrath ſcheint für Puppen abgemeſſen zu ſein und nachdem du alle Brodteller und alle Tomatoſchüſſeln geleert, die dir zugänglich waren, ſtehſt du in dem ſtolzen Bewußtſein, Gaſt eines first class hotel zu ſein, hungrig von deinem Guillotinenſtuhl

wieder auf, aber Anstands halber mit einer gesättigten Miene, als habest du einen doppelten Magen gefüllt.

Nachdem wir die Nachtmahlzeit überstanden, legte ich mich nieder und träumte von Milwaukee, dem Hauptquartier, dem Mekka der Radikalen. Am andren Morgen hatten wir es wirklich vor uns. Welche Schönheit, welche Pracht! Das teutsche Athen liegt malerisch und reizend hinter dem Pyräus, von wo man die Katapolis und Akropolis gleichzeitig übersieht. Das Parthenon, die Propyläen und das Pantheon ragten im Hintergrunde aus einer Menge weißer Tempel und Paläste hervor. Als wir uns näherten, bedeckte eine unermeßliche Menschenmenge den Strand. Es waren die Radikalen von Milwaukee, die Hellenen der Neuzeit und der neuen Welt. Die Bevölkerung Milwaukees besteht aus 50,000 Radikalen, welche zu ihrer Unterhaltung eine kleine Heerde von Böotiern füttern, die sie Katholiken und „Demokraten" nennen. Das Haupt, der Mittelpunkt, gleichsam der „Atlas", welcher die radikale Welt von Milwaukee trägt, ist der Bürger Domschke. In ihm stellt sich endlich ein tröstliches Beispiel eines radikalen Erfolges dar, indem die materiellen Resultate seines Strebens den geistigen würdig entsprechen. Den Bürger Domschke schätzt man jetzt auf fünfzig Millionen Dollars.*) Er ist reicher als Astor und macht von seinem Vermögen bessern Gebrauch, als der New-Yorker Krösus. Außer seiner palastähnlichen

*) B. Domschke, früher Hülfsredakteur des „Pionier" in Louisville, gab später in Milwaukee den „Atlas" heraus und starb dort im größten Elend. Nach seinem Tode wollte man ihm ein Denkmal setzen.

Wohnung in der Stadt, mit welcher eine Druckerei, ein Lesesaal, ein Museum, eine Musik-Schule u. s. w. vereinigt ist und in welcher nächstens eine große Kunst-Akademie und Universität errichtet werden soll, besitzt der Bürger Domschke an den schönsten Punkten um die Stadt herum acht prächtige, im hellenischen und korynthischen Styl erbaute, mit den herrlichsten Parks und den ausgesuchtesten Kunstwerken geschmückte Villen. Jede der Villen ist zur Benutzung an einem der sieben Wochentage bestimmt und bezeichnet ihre Bestimmung durch ihren Namen und die ihr entsprechenden Verzierungen. Die achte, überschießende, steht für außerordentliche Gelegenheiten zur Verfügung. Die erste heißt Villa Appollo, die zweite Villa Pallas, die dritte Villa Venus Urania, die vierte Villa Bachus, die fünfte Villa Terpsichore, die sechste Villa Melpomene, die siebente Villa Polyhymnia, die achte Villa Euterpe. In denselben werden abwechselnd die Abende der Poesie, der Wissenschaft, der Zecherei, der Liebewerberei, des Tanzes, der Redeübungen, der dramatischen Vorstellungen und der musikalischen Unterhaltungen gefeiert. Dabei hat Jeder freien Zutritt, der zum Orden der Radikalen gehört. Jede Villa, die einen weiblichen Namen hat, steht unter der Verwaltung einer Frau mit entsprechenden Eigenschaften; die Villa Appollo und Bachus werden von Männern verwaltet. Der letzte, ein Rheinländer, entspricht übrigens seinem Ideal noch mehr, als der erste, der ein Schwabe ist.

Eine Deputation holte mich vom Schiff und kündigte mir an, daß ich Ehrengast des teutschen Athen sei. Die Bevölkerung wolle meine großen Verdienste um den Radikalismus ehren, da ich in Amerika zuerst den — W a l d-

meister entdeckt habe. Eine Ehrenpforte, durch die ich geführt wurde, trug die Aufschrift: „dem Columbus des Waldmeisters!“ Ich war so gerührt und bewegt, daß ich kaum sprechen konnte. Nachdem ich die Ehrenpforte passirt hatte, bestieg ich einen schönen Wagen, der, an der Spitze des ganzen Heers der Radikalen, mich als Gast in die Villa Venus brachte. Gott der Tugend, gib mir Kraft! An der Thüre empfing mich die Verwalterinn oder Vorsteherinn, Mathilde Urania genannt. Der Liebreiz dieser Augen, die Süßigkeit dieses Lächelns, die Ueppigkeit dieser Formen — was beabsichtigt man mit mir? Sie grüßte mich mit einer silbernen Stimme und faßte mit ihren weichen Fingern meine Hand zum Willkomm. Das Herz schlug mir bis an den Kehlkopf und ich konnte kaum die Worte stammeln: „habe Nachsicht mit mir, Schönste der Holden, denn ich muß zum Editoren-Kongreß in Cincinnati!“

Ich wurde in den, mit allen Emblemen der Gaumenpoesie ausgeschmückten Speisesaal geführt, wo ein ausgesuchtes Frühstück für mich und mein Gefolge schon bereit stand. Wir frühstückten Jeder sechs Prairiehühner von der Prairie Blue Racer, tausend Austern aus dem Winibago-See und zehn Pfund kalte Forellen aus dem Illyssos; dazu tranken wir Jeder sechs Flaschen Johannisberger, sechs Flaschen Lafitte und zehn Flaschen Cliquot. Hervorragenden Böotiern wurde erlaubt, durch das Fenster zuzuschauen und bei der Gelegenheit ereignete es sich, daß vier Prälaten und drei „Demokraten“ vor Neid und Begierde platzten. Ich erfuhr das Unglück erst später, da wir bei Tisch glaubten, es seien Böllerschüsse gewesen.

Nachdem das Frühstück beendigt war, nahm meine Wirthinn meinen Arm und führte mich vor die Thüre, wo ihr Wagen, mit vier rosenfarbigen Schimmeln bespannt, bereit stand. Auf den weiblichen Villen nämlich haben die Weiber auch die Initiative. Sie fodern zum Tanz auf, machen Liebeserklärungen, ordnen Vergnügungen an u. s. w. Das Gefolge entfernte sich und meine Wirthinn führte mich in ihrem Wagen zu ihren sämmtlichen Kolleginnen in ihren Villen. Welche Fülle von lieblichen, interessanten und prächtigen Erscheinungen drängte sich dort an meinem verwirrten Blick vorüber! Terpsichore war die schönste der Verwalterinnen (versteht sich nächst meiner Wirthinn), doch Pallas die würdigste. Die letzte war aus Preußen, sie war aber keine Jungfrau wie ihre Vorgängerinn, sondern glückliche Gattinn eines Professors und hatte sechs Kinder.

Ich blieb acht Tage in Milwaukee. Jeden Tag fand in der bestimmten Villa die entsprechende Unterhaltung Statt, woran sämmtliche Radikale und Radikalinnen Theil nahmen. Das war ein Leben wie im Olymp. Es war Hellas in's Himmlische übersetzt. Es wurde mir zuletzt so hellenisch zu Muth, daß ich unwillkürlich immer Griechisch zu sprechen begann. Am letzten Tage war Unterhaltung in der Villa Venus Urania, in der ich logirte. Es wurde dabei zugleich mein Abschiedsfest gefeiert, denn, wie wenig auch mein Herz für den Abschied gestimmt war, so spannte doch das Bewußtsein der Pflicht alle Sehnen meiner Kraft so mächtig an, daß ein unwiderruflicher Entschluß die Stunde der Abreise zum Editoren-Kongreß in Cincinnati bestimmte. An diesem Entschluß konnte auch Perikles Dbmschke nichts ändern, der mir vergebens

$500,000 nebst „Board“ in der Villa Venus Urania bot, um mich als Mitarbeiter seines „Atlas“ in Athen zurückzuhalten. Es war ein herrlicher Abend. Musik und Tanz und jede gesellige Kunst bewegte die bunte Gesellschaft in den hellen Sälen und dem halb erleuchteten Park durch einander, bis durch ein, vom Balkon der Villa herabgesungenes Tischlied das Signal zum Abendschmaus gegeben wurde. Welch ein Schmaus! Als hätte man mich zum Gott oder zum Simpel machen wollen, gab man mir einen Platz zwischen Mathilde Urania und Elise Terpsichore und mir gegenüber saßen die übrigen Musen. Mathilde legte mir die Speisen auf den Teller und Elise kredenzte mir den Wein. So kam es, daß ich an jenem Abend beinah so viel aß und trank wie meine nächstfolgenden Nachbarn, nämlich Ernst Appollo und Kaspar Bachus. Ich trank etwa 200 Flaschen verschiedener Weine und aß 300 Pfund Fleisch und Fisch. Zum Glück hatten wir dieß Mal keine Böotier zu Zeugen. Als ich durch Wein und Unterhaltung in jene sprudelnd-heitere Stimmung versetzt war, welche die ganze Gesellschaft elektrisirte und sie von ihren Stühlen nach beliebigen Richtungen trieb, faßte plötzlich Mathilde Urania meinen Arm, fixirte mich mit einem Blick voll brennender Zärtlichkeit, lächelte mich unwiderstehlich an und sprach:

„Komm, mein Freund, ich zeige dir den Park und den paphischen Hain in der künstlichen Beleuchtung.“

Ich folgte ihr, ohne nur an Widerstand zu denken. Sie führte mich durch eine Allee von hohen Bäumen, die seitwärts abwechselnd von Blumenbeeten und Bosquets eingefaßt war. Die Bosquets wurden immer dichter und zuletzt endigte die Allee in einem prächtigen, dunkeln

Walde von hochstämmigen Bäumen. In der Mitte des Waldes glühte und glitzerte es wie ein Brand von diamantnem Feuer. Rechts und links und in einem großen Kreise herum erhoben sich Wasserstralen aus marmornen Becken bis in die Kronen der Bäume und stürzten dann büschelweise herab als ergössen sie sich aus dem hohen Laubwerk. Immer näher folgten sich die Wasserstralen und immer mächtiger, so daß ihr Geplätscher allmälig anwuchs bis zum Gedonner des Katarakts. In der Mitte des Kreises erhob sich der Hauptstral von der Dicke eines Thurmes und sein Geräusch war betäubend und fast erschreckend. Rings um denselben und vertheilt nach der Zahl der Wasserstralen zuckten zwischendurch sonnenartige Flammen, welche, in den ringsherabstürzenden Tropfen sich spiegelnd, ein tausendfaches Geflimmer und Geglitzer umherwarfen. Dabei war in dem ganzen Kreise der Springbrunnen die Luft so kühl, als träte man in einen steinernen Tempel. Es war mir wunderbar zu Muth. Aus der Ferne drangen durch das Geplätscher und Gebrause mitunter die Töne der Musik und des Gesanges. Doch dieß war kein Ort zum Verweilen; man sehnte sich nach Ruhe und Stille. Mathilde ließ den Eindruck eine Zeit lang auf mich wirken, dann zog sie mich weiter. Allmälig erstarb wieder das Brausen und Plätschern und wir traten aus der Dunkelheit des Waldes in einen Garten mit duftenden Lauben und Blumenbeeten. Seitwärts unter einer erhöhten Stelle murmelte ein Bach, der sich durch eine Wiese wand. Dort setzten wir uns und sprachen kein Wort.

Endlich ergriff Mathilde Urania meine Hand und sprach mit bewegter Stimme:

„Freund, du willst scheiden, dich zieht es weg von mir!“

Freundinn, ich muß; die Pflicht ist die mächtigste aller Mächte; ich muß zum großen Editoren-Kongreß in Cincinnati.

„Wohl erkenne ich, daß eine mächtige Stimme dich von mir ruft und ich will nicht versuchen, sie durch die meinige zu übertönen; aber dich ziehen lassen ohne ein Zeichen der Liebe — nein, das kann ich nicht.“

Stelle, du holdeste der Holden, meine schwache Kraft nicht auf eine zu schwierige Probe. Du weißt, daß mein Herz mehr für dich fühlt, als mein Mund dir zu gestehen wagt; aber mächtiger ist das Gefühl der Pflicht, welche mich ruft zu dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„Wie soll ich dir glauben, was du versicherst, ohne ein Pfand deines Vertrauens, deiner Zärtlichkeit? Du hast stets für mich und meine Sache gesprochen und gekämpft, aber wie h a n d e l s t du? Soll ich festen Glauben auf dich bauen, soll ich dich auch in der Ferne als meinen treuen Freund betrachten, so gib mir ein Pfand durch einen Kuß, der für mich das Opfer deiner Tugend ist.“

O Grausame, habe Mitleid mit mir! Du weißt, ich bin ein armer verfolgter Erdenpilger, der keinen andren Schatz hat als seine große Tugend. Raube mir nicht diesen Schatz, von dem mein Pflichtgefühl sich nährt, welches mich ruft zu dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„O du Falscher, der du deine Fühllosigkeit decken willst mit dem Schild eines erkünstelten Pflichtgefühls! Strömte die Glut der Liebe durch deine Adern, welche meine Pulse in Aufruhr bringt, die eisige Pflicht schmölze an deinem Herzen und du gäbest mir den ersehnten Kuß.“

Nein, länger kann ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
Den Rieſenkampf der Pflicht;
Kannſt du den Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieſes Opfer nicht!

Du ſiehſt, welchen Kampf ich kämpfe, aber der Kuß iſt meine Tugend und wenn ich ihn dir gebe, ſo komme ich nimmermehr zu dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„Ich gewinne wieder Glauben an dich, mein Theurer, denn du bebſt und glühſt! Gib meinen Bitten nach und deinem Gefühl! Gib mir deine Hand, neige deinen tugendhaften Mund zu dem meinigen und beruhige mein beſorgtes Herz!“

Nimmermehr, rief ich in der höchſten Aufregung aus. Meine Tugend iſt mein Alles, denn ſie allein iſt mir Bürgſchaft, daß ich Theil nehmen kann an dem Editorenkongreß in Cincinnati.

Damit ſprang ich auf und eilte davon. Mathilde mir nach. Ich lief, ich rannte wie ein Wilder. Doch dieſe Atalanta war mir beſtändig auf den Ferſen. Eine umgekehrte Jagd, wobei das Reh den Rüden verfolgte, ſtürmten wir durch den Garten, durch die Lauben, durch die Springbrunnen, durch die Flammen. Meine Lunge drohte zu platzen, doch die Pflicht und der Gedanke an den Editorenkongreß in Cincinnati gab mir neue Kraft. Schon glaubte ich mich gerettet, da faßte plötzlich die geflügelte Atalanta einen meiner Hinterflügel, einen Rockſchoß. Entſetzen und Todesangſt für meine Tugend ſtärkt mich auf's Neue, ich reiße mich los mit Hinterlaſſung des ganzen Flügels. Da plötzlich ſtürmt es von allen Seiten auf mich ein. Es waren die Genoſſinnen und Dienerinnen Urania's. Man umringt mich, man drängt mich, ich bin

verloren. Mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung ergreife ich endlich die Offensive. Ich drohe, ich gestikulire, ich stoße, ich schlage, ich winde mich und bücke mich. Plötzlich fühle ich mich umfangen von einer mächtigen Wölbung, die mich von den Angreiferinnen trennt. Ich war in dem Getümmel unter die „Hoops" einer Muse gerathen und hatte sie ihr vom Leibe gerissen. Eingehüllt und unkenntlich gemacht durch die Hoops renne ich davon, ich „springe mit meinem Herrn über die Mauer" und meine Tugend ist gerettet. Schnurstracks eile ich nach dem Bahnhof, wo mich der Kondukteur mit offizieller Sorglichkeit in die „Ladies Car" hineinrequestet. Da sitze ich nun, den Göttinnen und Musen entronnen, unter den Ladies, zwar ohne Rockflügel, aber versehen mit Hoops und mit Tugend.

Mit Ungeduld erwarte ich die Abfahrt, denn alle Blicke fixiren mich und ich fürchte die Nachstellung Urania's. Endlich ertönt der Pfiff der Lokomotive und der Zug rennt mit Blitzesschnelle davon. Je länger wir fuhren, desto verdächtiger fixirten mich die Blicke der Ladies. Man raunt sich allerlei zu, man wispert und enolich beginnt man mich zu examiniren. Ich wurde gefragt, ob ich wirklich eine Lady sei. Mich erkannt glaubend, wage ich nicht die Frage zu bejaen. Ich gestehe sogar offen, ich sei ein verkleideter Editor, und erzähle meine Geschichte, erzähle meinen Aufenthalt in Milwaukee und erzähle sogar, daß ich vor einem Kuß Urania's geflohen sei, um meine Tugend zu retten und beizuwohnen dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„Der flieht vor dem bloßen Kuß eines schönen Weibes?" rief eine determinirte Wortführerinn aus. Er ist ein

Unmenſch, er iſt ein Verbrecher, er hat ſich an unſerm ganzen Geſchlecht verſündigt! Die Geſellſchaft eines ſolchen Weiberfeindes beleidigt uns und wir dürfen ſie nicht länger dulden. Dieſer Menſch gehört unter die Wilden und es iſt ſeine verdiente Strafe, daß wir ihn in dieſer Wildniß ausſetzen. Kondukteur, Kondukteur!“

Der Kondukteur kam, der Zug hielt an und ich wurde unter dem Hohngeſchrei ſämmtlicher Ladies mitten im Urwalde abgeſetzt.

Da ſtand ich nun einſam und regungslos, ohne Rockſchoß, aber mit meinen großen Hoops und meiner noch größeren Tugend.

Und ſo ſtand ich zwei Tage lang.

Im Urwald.

Jetzt iſt mir wieder wohl. Dieſe Einſamkeit und Ruhe in dieſer Lebensfülle und Entfaltungspracht läßt mich wieder zu mir ſelbſt kommen. Ihr gaſtlichen Wälder, was wäre ohne euch die Welt und was bliebe ohne euch der Menſch! Ihr ſeid die Schirmer des geiſtigen wie des phyſiſchen Lebens. Ohne euch würde nicht bloß die Rinde der Erde, ſondern auch das Gehirn ihrer Bewohner austrocknen. Ihr ſchirmt die Adern der einen und die Gedanken der andren. Oft habe ich in eurer Einſamkeit gewünſcht, ich könnte euch in Menſchen verwandeln, denn ihr ſprecht zu mir ohne Sprache und ihr ſcheint noch mehr auf dem Herzen zu haben, als das träumeriſche Säuſeln eurer Wipfel verräth. Doch wenn ich euch in Menſchen verwandelte, würdet ihr werden wie die andren, ihr liefet den Pfaffen und falſchen Götzen nach wie ſie und euer Säuſeln und Brauſen verwandelte ſich in das Beten der

Dummheit und das Pöbelgeſchrei des Fanatismus. Nein, könnte ich euch Feſtgebannte, deren Wiege auch ihr Grab iſt, aus eurer Scholle heben und eure Wurzeln in Beine umſchaffen, ich ließe euch als Rieſenruthen und Rieſenbeſen durch die Welt laufen, um mürbzuzüchtigen und reinzufegen dieſe wahnſinnige Menſchheit, die nur darauf zu ſinnen ſcheint, ſich das Leben zu verbittern und zu verderben, während ſie Alles beſitzt, es ſo friedlich und ſchön zu machen wie das eurige. Ihr beneidet euch nicht um die Scholle, die euch trägt, und ſeid alle gleichberechtigte Freunde unter einander, wenn ihr auch hundert verſchiedene Namen und Farben tragt. Wo ihr euch berührt, da iſt es nur wie ein freundliches Streicheln und ein gegenſeitiger Händedruck. Je näher ihr euch zuſammendrängt, deſto emſiger ſtrebt ihr gemeinſam zum Licht empor und deſto feſter ſteht ihr vereinigt gegen den Sturm. Als muſterhafte Oekonomen aber lebt ihr nur von Dem, was ihr ſelbſt hervorbringt, und gebt eure Blätter, Blüthen und Früchte der Natur zurück, um in ſtetigem Kreislauf des Schaffens euer Leben aus dem eigenen Schatze fortzuſetzen. Endet es aber, ſo endet es nur durch die Kraftloſigkeit des Alters und ſelbſt euren Leib gebt ihr als gemeinſame Nahrung für neues Leben hin. Ihr ſterbt, aber ihr mordet euch nicht wie dieſe Menſchen, denen die tödtende Arbeit der Natur nicht genügt. Sie helfen ihr nach durch millionenfachen Mord, damit aus dem Moder der Gemordeten der frevelhafte Egoismus Einzelner um ſo üppiger emporſchieße.

Nein, ihr Bäume, bleibt was ihr ſeid und werdet keine Menſchen!

Während ich mich in derartige Betrachtungen über den

Wald verlor, hatte ich nicht bemerkt, daß unterdessen meine ganze Gestalt, die Umhüllung eingeschlossen, bis zu der Höhe meiner großen Tugend emporgewachsen war, so daß, wenn die Bäume in den Wipfeln Hörwerkzeuge trügen, ich den mächtigsten Eichen etwas hätte in's Ohr sagen können. Ich merkte meine Größe erst, als ich unter mir einige Schüsse hörte. Sie rührten von Jägern her, welche meine Hoops als Wildhütte benutzt hatten und aus derselben heraus mehrere Bären schossen, ja schossen. Ich ließ sie ruhig gewähren, da sie die Störer meiner Betrachtungen fern hielten. Dann aber wurde ich von einer andren Gesellschaft heimgesucht, die ich in einer weniger friedlichen Weise zu verabschieden hatte.

Es langte nämlich eine Kolonie von mehreren hundert Mormonen an, welche sofort meinen Standpunkt wie meine Hoops squattermäßig „claimten" und begannen, sie zum „Tempel des Herrn" einzuweihen. Ohne sich im Mindesten um mich und meine Tugend zu kümmern, veranstalteten sie unter den Hoops eine Massenversammlung und begannen Gottesdienst zu halten. Die Ladies machten meine Zehen zu Bänken, ihre Herrn setzten sich auf die Ränder meiner Füße und der „Aelteste" weihte den Vorsprung einer Säule, meine Knieschеibe, zur Kanzel ein. Er predigte von der „Vermehrung wie Sand am Meere," von der Vergrößerung des Reiches Gottes, ja sogar von der Tugend. Endlich kündigte er mehrere Heirathen an und erklärte sechs hübschen jungen Mädchen, daß sie einem alten, abgemergelten Bock mit gequollenen Rattenaugen und gezackten Nasslöchern würden „angesiegelt" werden.

Man kann sich denken, welchen Kontrast der Eindruck dieser Vorgänge zu meiner tugendhaften Stimmung bil-

dete. Es wurde mir schwül, gewitterhaft, donnerwetterisch zu Muth. Ich gerieth in einen Zustand, der sich nicht beschreiben, höchstens durch seine Folgen anschaulich machen läßt. Kurzum, plötzlich fuhr die ganze Mormonengesellschaft wie besessen aus den Hoops hinaus und schrie, das Dach des Tempels sei nicht dicht und es sei ein Wolkenbruch über sie hergefallen. Sie dutzendweise im Lauf über den Haufen spuckend rief ich ihnen mit Donnerstimme nach: „der Herr hat Sodom und Gomorrah mit einem Regen von Feuer und Schwefel heimgesucht; gratulirt euch, daß er zur Warnung euch bloß auf nassem Wege einen Besuch abstattet. Ich, sein Gesandter, würde euch, die bethörten Weiber ausgenommen, zu Koth zerstampfen, wenn ich nicht mit reinen Füßen erscheinen müßte beim Editorenkongreß zu Cincinnati. Groß ist der Herr! Hallelumberyard in der Höhe und auf Erden, damit euch die ganze Welt mit Brettern vernagelt wird. Amen!"

Das Wort Cincinnati erinnerte mich wieder an das Hauptziel meiner Reise. Aber wie es erreichen? Konnte ich ohne Rockflügel und mit den Hoops vor dem Kongreß der Editoren erscheinen? Die meisten derselben waren zu scharfsichtig, um den fehlenden Rockflügel zu übersehen oder meine Vermummung nicht zu durchschauen, und was würde die Folge gewesen sein?

Während ich überlegte, um ein Auskunftsmittel zu finden, hörte ich Jemanden im Gehölz deklamiren und gleich darauf trat ein Mann hervor, der sich durch seine Erscheinung sofort als einen Dichter zu erkennen gab. Seine Beinkleider bestanden aus Baumrinde und seine Schuhe aus Büffelfell; dabei aber trug er einen eleganten Frack und Glaeee-Handschuhe. Den Hut hatte er in der rechten

Hand, um sein struppiges Haupt von den Stralen des verwandten Phöbus bescheinen zu lassen, während die Linke ein Heft der „Atlantis“ hielt, aus welchem er Folgendes deklamirte:

„Das schlanke Duftholz färbt die hohen Dolden
Und Eich- und Nußwald seine Schläge golden,
Der Mühsal Kelche — braun an niedern Zweigen —
Gesalbter Früchte edlen Rahm zu zeugen.
Doch tückisch schmückt die Nacht, die eisig tödtet,
Mit Flitterpracht — den Baum, den Purpur röthet,
Vollendet tief erglühter Jugendfülle. —
Stark ist der Kern, und köstlich seine Hülle; —
Der in des Menschen thatgeweihter Hand
Am Herz der Ströme seine Heimath fand.
Und bitt're Würze hauchet in Gebraus —
Des Pflaumendickigt's schneegebautes Haus,
Der Traubenkirschen milchgestirnte Pfühle —
Durchtönt von saugend sausendem Gewühle —
Die hehrauf weh'n, wo stumme Bächlein zieh'n —.“

Ich. O, welche Schönheit fesselt meinen Sinn!

Er (weiter deklamirend).

„In rothem Dorngewand, mit grünem Saume
Geschärft das Schwert der Wahrheit weite Bäume —
Brandfarb'ner Kern; im weiten Lebenskreise
Schwarzmarmeln Gut, in rauhbeschwielter Weise —
Gereift im Frost — ein innig tief Gemüthe —
Durchweiht der Hauch der wilden Apfelblüthe;
Der Dichtung Geist, die blühend blutbewährte,
Bedornt, befezt — der herben Zwei Gefährte.

Dort niſtet, ſtumm erfüllt, in blühender Laube —
Der Sehnſucht Bild — die ſeelenvolle Taube.
Aus Purpurknoſpen zärtlich weich erblaßt
In ſüßer Feier wogt ihr Blütheng'fühl —
Es dröhnt im Chor, daher in Sauſehaſt —
Daher dahin in brauſendem Gewühl —
Der Falter ſchwingt — ein Murmeln und Geſumme —*)

Ich. Halt' ein, o Genius, halt' ein, verſtumme!
Das iſt der Dichtung Inbegriff und Summe,
Und hör' ich mehr, fürcht' ich, daß ich verdumme.

Er. (aufſchauend).
Ha! Wer iſt Zeuge meiner Waldſuchtſehnung?
Was ſeh' ich? Welche Prachtgeſtalt-Ausdehnung!
Welch' üpp'ge Wölbung, welche kühne Hüftung
Und wogend um die Glieder welche Lüftung!
Mein Sinn wird übermannet von Gefühlen,
Denk' ich, ich könnt' in dieſen Reizen wühlen.

Ich (verſchämt niederſchauend).
Verſchone meinen jungfräulichen Sinn
Mit ſo verführeriſchen Worts Anſpielung,
Doch gib durch deines Namens Klang mir Fühlung,
Ob ich im Luftkreis meines Lieblings bin!

Er. Mein Nam' iſt Hildgard, hehrer Muſen Sohn.

Ich. Ja, ja, du biſt es: mein Endymion!

---

*) Die deklamirten Verſe ſind wörtlich einem Gedicht entnommen, das der Profeſſor Hildgard aus St. Louis in der „Atlantis" von Chr. Eſſelen veröffentlichte.

Er. Und wer biſt du, liebreizende Erſcheinung?

Ich. Ich bin Diana! Heiß nach Werdendeinung
Verlangend, irr' ich hier durch dieſe Hainung,
Von meiner Sehnſucht faſt gebracht zur Weinung,
Bis wir gefeiert unſere Vereinung.
Sag' mir darob, mein Süßer, deine Meinung!

Er. O, meiner Liebe lenzhaft praller Drang
Schwillt dir entgegen, reizgeſchwoll'nes Weſen —

Ich. Noch nicht, mein Theurer! Haſt du nicht geleſen
Den Ruf, der von Porkopolis erklang?
Es hat der Rathskongreß der Editoren
Porkopolis zu ſeinem Sitz erkoren
Und ich muß als Lucina ſteh'n zur Seiten,
Um Licht um ihre Geiſter zu verbreiten,
Und als die Helferinn der Kreiſenden verhüten,
Daß ſie zu Tage Mißgeburten brüten.
D'rum ſuche dort mich auf, Geliebter du,
Porkopolis heiß' unſer Rendez-Vous!
Dann geh' ich wieder mit dir in die Wälder,
Je eh'r wir uns vereinen, deſto bälder.
Dann wollen wir in Wonne leben,
Verirren uns in Liebe ganz
Und buhlend durch das Mondlicht ſchweben
Wie ein verliebter Mückentanz,

Gaukelnd,
Schaukelnd,
Neigend,
Beugend,
Schmiegend,
Biegend,

Schmeichelnd,
Streichelnd,
Ziehend,
Fliehend,
Schäkernd,
Mäkernd,
Faſſend,
Laſſend,
Spielend,
Fühlend,
Koſend,
Schoßend,
Drückend,
Nickend,
Bückend,
Zum Lager Blumen pflückend
Und ſeelig überknickend —
O Freund, es iſt erquickend,
Im Gras zu ruhen und beglückend,
Ja, manch Mal iſt es gradezu entzückend
Und Ein'ge ſagen ſelbſt, es ſei be nah verrückend!
Auf jeden Fall hoff' ich recht bald zu werden es erblickend,
Wenn ich nur von Porkopolis entkomme raſch, alive und kickend.
Doch darf in dieſem jungfräulichen Anzug
Ich nicht beſteigen den profanen Bahnzug,
Den ich dort kommen ſehe auf dem Track,
D'rum, Liebſter, leih' mir deinen Dichterfrack!
Du nimſt dafür als des Vertrauens Pfand
Indeſſen dieſes göttliche Gewand.

Jetzt muß ich eilen, mein Endymion,
Sonst gäbe mein Verlangen jetzo schon,
Du Einz'ger, dir den wohlverdienten Lohn.
Er. O welche seel'ge Innewerdung suggerirt
Mir Sterblichen, daß eine Göttinn mich — verführt!

Nachdem ich Endymion Esq. meine Hoops überreicht und dafür seinen Frack angezogen hatte, bestieg ich den Bahnzug, aber nicht die „Ladies-Car", und eilte nach Cincinnati.

Dort fand ich Alles in einer unbeschreiblichen Aufregung. Es hatte sich nämlich die Kunde verbreitet, der Volksmann Hecker sei auf der Reise, um dem Editorenkongreß beizuwohnen. Bestimmte oder direkte Nachricht hatte man nicht, doch wollte einer der harrenden Editoren von einer reichen Dame, einer schwäbischen Wittwe, die ihren Freund Hecker erwartete, auf das Bestimmteste vernommen haben, daß er dem Editorenkongreß beiwohnen werde. Er hatte es der Dame persönlich gesagt und sie hatte eine weite Reise gemacht, um ihn zu treffen, weshalb Niemand an seiner bevorstehenden Ankunft mehr zweifelte und die ganze Bevölkerung Anstalten traf zum würdigen Empfang ihres Lieblings. Diese Anstalten waren so großartig und umfassend, daß sogar 2000 Schweine, welche zum Schlachten bereit gehalten waren, auf zwei Tage begnadigt wurden, um an dem Empfangszuge Theil nehmen zu können. Es sollte im vollsten Sinne des Wortes ein Massenfest sein.

Ich gestehe, daß mir diese Nachricht einige Beklemmung verursachte, der schwäbischen Wittwe wegen. Ich fühlte zu viel Sympathie für diese treffliche Frau, um sie mit Willen der Verlegenheit auszusetzen, welche sie durch ihre

Offenheit herbeigeführt hatte, und doch wagte ich nicht, sie zu entäuschen, da ich sie zu erzürnen fürchtete. Zuletzt beschloß ich, den Dingen ihren Lauf zu lassen, da ich darauf rechnete, es werde Niemand erfahren, daß ich mich unterfangen hatte, den Volksmann Hecker zu spielen. Leider ging meine Erwartung nicht in Erfüllung und mein qui pro quo wie meine Tugend kostet mir vielleicht das Leben. Das ist die poetische Gerechtigkeit in der Welt.

Cincinnati.

Nachdem man mehrere Tage vergebens auf den Volksmann Hecker gewartet hatte, gab man endlich die Hoffnung auf, daß er dem Editoren-Kongreß beiwohnen werde. Nur die schwäbische Wittwe ließ sich im Glauben an seine baldige Ankunft nicht irre machen. Sie bedauerte schmerzlich, daß man die Empfangsanstalten aufgab und der Editoren-Kongreß endlich beschloß, ohne den Volksmann Hecker seine Sitzungen zu eröffnen. Dieselben begannen unter Glockengeläute und Kanonendonner im Saal des Kriminalgerichts, den man den Herrn Editoren eingeräumt hatte aus besonderer Rücksicht auf ihre distinguirte Stellung.*)

*) In den, auf diesem Editoren-Kongreß auftretenden Preßrepräsentanten wird man allerdings wirkliche Personen vor sich zu haben glauben. Als Personen sind sie aber, wie sich von selbst versteht, nicht bedeutend genug, um hier auf die Bühne gebracht zu werden. Sie sind daher nur als Typen, angemessen karrikirte Typen aufzufassen, welche existirt haben und zum Theil noch existiren, daher als Illustrationen teutsch-amerikanischer Kultur ihren „Werth" behalten.

Als die Herrn Editoren feierlich ihre Sitze eingenommen hatten, trat aus ihrer Mitte eine Gestalt hervor, die sich ausnahm wie ein abgekochter Mestize. Ihr Name war Hasendreck. Sie bestieg ohne Weiteres die Tribüne und sprach:

„Meine theuren Kollegen oder gewesenen Kollegen! Es ist eine unaustilgbare Anhänglichkeit an den alten Beruf, was mich in Ihre Mitte gezogen hat, obschon ich meinen Namen aus Ihrer Liste ausstreichen mußte. Gönnen Sie mir, dem Uninteressirten, das erste Wort. Sie wissen, mit welcher Freudigkeit ich mich geopfert habe für eine Presse, die mich als Hungerleider aufgenommen und als wohlhabenden Spekulanten entlassen hat. Ja, ich habe noch mehr geopfert: außer der Gesundheit meiner Ahnen habe ich einen tausend Mal bessern Namen geopfert, als ich verdiene, und die Jesuiten haben sogar „den Store unseres Weibes mit Theer beschmiert." Doch meine Opfer und Verdienste sind frisch in Ihrer Erinnerung. Lassen Sie mich daraus die bescheidene Berechtigung herleiten, Ihnen einen Präsidenten vorzuschlagen. Der Auserseheue ist mein Freund und hat beinah so viel Verdienste wie ich. Zur Ehre der Presse und im Interesse unserer Sache wählen Sie zum Präsidenten meinen alten, edlen, bewährten Freund Politor!"

Der Vorschlag fand allgemeinen enthusiastischen Beifall. Politor wurde durch Akklamation zum Präsidenten gewählt.

Die Wahl that seinem biedern Herzen sichtbar wohl und mit dem heitern Schein der innersten Befriedigung auf dem glänzenden Gesicht sprach er der Versammlung

seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre aus. Dann fügte er hinzu:

„Bevor ich meinen Ehrensitz einnehme, erlauben Sie mir eine kleine Stärkung zu dem beginnenden Werke. Barkieper, ein Töpfchen Bier!"

Der Barkieper erschien und Politor trank ein Töpfchen Bier, worauf er sich niederließ in seinen krachenden Sitz.

Nachdem der Präsident Politor ein Töpfchen Bier getrunken und seinen krachenden Sitz eingenommen hatte, bemerkte man, daß eine ungewöhnliche, tiefinnere Bewegung in ihm vorging. Man erkannte, daß er etwas Bedeutendes auf dem Herzen, daß er etwas Besondres zu sagen hatte, allein es schienen ihm entweder die Worte zu fehlen, oder er hatte Scheu, seinen Gefühlen Luft zu machen. Endlich faßte er sich und sprach mit schmunzelndem Gesicht:

„Meine Herren, der Augenblick ist groß und meine Aufgabe ist wichtig. Deshalb erlauben Sie mir, daß ich noch ein Töpfchen Bier trinke. „Tscharlie," noch ein Töpfchen Bier!"

Dieser Wunsch schien der Versammlung sehr billig zu sein und sie gewährte ihn mit Bereitwilligkeit und Sympathie. Allgemeiner Applaus erhob sich aber, als ein Redner den Antrag stellte, es solle Jeder der Anwesenden ein Töpfchen Bier trinken.

Zu diesem Antrag stellte ein Andrer, der Editor Herzle, das Amendement, es möge, damit die Verhandlungen nicht zu häufig unterbrochen würden, vor jeden Editor ein „Bärrel" Bier auf den Tisch gelegt werden.

Dieſem Amendement fügte Haſendreck das zweite hinzu, daß dem Präſidenten aus Rückſicht auf ſeine Stellung, ſeine umfaſſende Perſönlichkeit und ſeine anſtrengende Aufgabe zwei „Bärrel“ bewilligt werden ſollten.

Der Antrag wurde mit beiden Amendements einſtimmig angenommen und unter großem Geräuſch in Ausführung gebracht.

Nachdem die Anweſenden mit dem nöthigen Vorrath verſehen waren und ſich hinlänglich durch mehrere Töpfchen Bier geſtärkt hatten, ließ der Präſident die Klingel ertönen und hielt folgende Anſprache:

„Meine Herren! Ehe wir uns mit der Gegenwart und Zukunft der Preſſe, ja, ich kann ſagen, mit der deutſchen Miſſion in Amerika beſchäftigen, iſt es billig, einen kleinen Rückblick in ihre Vergangenheit zu thun und Derjenigen zu gedenken, welche ſich beſonders um ſie verdient gemacht haben. In dieſer Beziehung aber brauche ich bloß einen Namen zu nennen, um Ihre ganze Erkenntlichkeit und Bewunderung zu feſſeln. Ich meine den Namen meines edlen und geniereichen Freundes Haſendreck. Wer hat, wie er, die Jeſuiten vernichtet? Alles, was ich ſagen könnte, liegt in dieſem einen Wort, denn die Jeſuiten — nieder, meine Herrn, mit den Jeſuiten! Deshalb laſſen Sie uns, ehe wir weiter ſchreiten, ein Hoch ausbringen auf unſern gemeinſamen Freund und Vorkämpfer Haſendreck!“

Ein enthuſiaſtiſches dreimaliges Hoch folgte dieſer Anrede und die ganze Verſammlung trank ein Töpfchen Bier, der Präſident Politor zwei.

Eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Nieder mit Bedini!“

Nieder mit Bedini! erscholl es wie Rachegeschrei durch den ganzen Saal und die ganze Versammlung trank ein Töpfchen Bier, der Präsident Politor zwei.

Nachdem der Präsident Politor in seinem krachenden Sitz zwei Töpfchen Bier auf seinen Freund Hasendreck und zwei Töpfchen Bier auf seinen Feind Bedini getrunken hatte, schickte er sich an, in seinem krachenden Sitz seine eigentliche Antrittsrede zu halten. Er hätte gern zur gründlichen Vorbereitung in seinem krachenden Sitz noch ein Töpfchen Bier getrunken, allein er glaubte es sich versagen zu müssen, weil die ganze Versammlung in lautloser Spannung den Erguß seiner Beredtsamkeit in seinem krachenden Sitz erwartete. Er räusperte sich und hub in seinem krachenden Sitz also an:

„Meine Herrn Repräsentanten der deutschen Presse in Amerika! Als Sie mich zu Ihrem Präsidenten wählten, sagte mir zwar mein Veteranenbewußtsein, daß ich nicht eben aus journalistischer Bescheidenheit Ursache hätte, die mir erwiesene Ehre abzulehnen, denn ich habe manchen harten Strauß für unsre Sache bestanden und bin dabei, wie Sie sehen, nicht abgefallen. Allein ich dachte zugleich, es komme bei der Besetzung solcher Posten auch auf die Persönlichkeit und ihre sonstigen Erfahrungen an sich im Leben an. Der Mensch kommt mit allerlei in Kampf, sogar mit den Elementen, und was er dabei erringt und rettet, das ist sein Bestes, das macht gleichsam seine eigentliche Persönlichkeit aus. Lassen Sie mich bloß durch ein Beispiel Ihnen klar machen, was mir hierbei vorschwebt.

Eines schönen Tages ging ich an einen einsamen Ort, den nur die Damen mitunter in Gesellschaft besuchen, wo aber der Mann stets Präsident und Massenversammlung

in einer Perſon iſt. Ich hatte eine Nummer meines Blattes in der Hand und ahnte nichts Böſes. Kaum aber hatte ich mich geſetzt, ſo hörte ich über und unter mir ein entſetzliches Krachen, und ehe ich mich aufraffen und retten konnte, war ich mit meinem Sitz in eine grauſige Tiefe hinabgeſtürzt*). Ich erlitt eine gewaltige Erſchütterung, doch keine Verletzung, denn ich fand keinen harten Boden und verlor die Beſinnung ſo wenig, daß ich ſogar dachte: das riecht hier keineswegs wie kölniſches Waſſer. Jetzt aber begann ein herkuliſcher Kampf. Ich ruderte mit aller Macht und mit allen Vieren wie ein Maſtodon, um nicht zu verſinken, und es tobte um mich her wie Wellenſchlag in dem ſtürmenden Ozean. Dabei keuchte und ſchnob ich wie ein Wallroß. Es war ein großartiges Ringen mit einem der mächtigſten Elemente. Ja, meine Herrn, in dieſem Kampf lernte ich erſt die Macht der Elemente und zugleich die Kraft des Mannes kennen. Nachdem ich etwa eine Viertelſtunde lang umhergerudert und getobt und gegriffen hatte, ohne einen Anhaltspunkt zu finden, begannen meine Kräfte nachzulaſſen und ich dachte mit Entſetzen an die Möglichkeit, in der mephytiſchen Tiefe zu verſchwinden. An der Selbſthülfe verzweifelnd, fing ich an nach fremder Hülfe zu ſchreien. Zum Glück war ſie nicht mehr fern. Eine Hausgenoſſinn hatte meinen Ruf gehört und zugleich hatte das dumpfe Toben in der Tiefe, welches in anſehnlicher Entfernung wahrnehmbar war, eine unbeſtimmte Unruhe in der Stadt verbreitet, welche ſich endlich in einem Feuerlärm Luft machte.

*) Die hier berichtete Begebenheit hat ſich thatſächlich zugetragen.

Die Spritzenkompagnieen kamen auf die Beine und zogen sich vor meiner Wohnung zusammen*). Sie überzeugten sich bald, daß es hier kein Feuer zu löschen, sondern eine ganz andre Arbeit zu verrichten gab. Die Leitern wurden herabgelassen und in wenig Minuten erblickte ich wieder das Licht des Himmels. Aber in welchem Zustande, das sich auszumalen überlasse ich Ihrer kollegialischen Phantasie. Die Spritzen wurden sogleich in Bewegung gesetzt zu meiner Reinigung. Sie gelang nach großer Anstrengung, aber Eins habe ich aus der Katastrophe gerettet und das haben in meinen journalistischen Kämpfen meine Feinde genugsam empfunden. Seit jener Zeit bin ich ein umgekehrter Herkules, der den Mist haufenweise zusammenträgt und umherschleudert wie der Schlammvulkan von Stromboli. Wenn ein Gegner mich angreift, so ersticke ich ihn unter einer Ladung, als würde ihm der Stall des Augias als Nachtmütze über den Kopf gestülpt. Denken Sie an den langen Weltverbesserer, der hier vor einiger Zeit eine Fehde mit mir begann. Der Mensch war so lang —

Editor Seilentänzer: Bravo! Bravo! Lang, länger, am längsten!

Politor (fortfahrend): Der Mensch war so lang, daß er glaubte, ich könne ihm mit meinem Universalmittel nicht an den Kragen reichen. Aber in kurzer Zeit hatte ich ihn so überschüttet, daß er sich Nasen und Ohren zuhielt und froh war, seine fünf Sinne aus dem Kampf in Sicherheit zu bringen.

Sehen Sie, meine Herrn, dieß ist eine Eigenschaft oder

*) Alles thatsächlich wahr.

Errungenſchaft, die ich dem Leben und dem Schickſal verdanke, obſchon ich ſie meiner Natur auch nicht abſprechen will. Es gibt aber wenig Menſchen, welche ſich rühmen können, dergleichen zu erleben und zu beſitzen, deshalb iſt es billig, daß man dieſe Wenigen beſonders berückſichtigt. Ich muß daher ſelbſt erklären, daß ich die mir zuerkannte Ehre für völlig angemeſſen halte und meinen Präſidentenſtuhl mit derſelben Kompetenz einnehme, wie jenen andern. Ueberdieß kann ich mich noch darauf berufen, daß ſeit dem berichteten Ereigniß meine Popularität um tauſend pro Cent gewachſen iſt.

Editor Reckenloff. Bisher habe ich immer noch einiges Vorurtheil gegen Freund Politor gehegt, weil ich ihn nicht für radikal hielt. Heute aber habe ich meine Meinung geändert. Politor iſt radikal wie Einer. Ich kann mich nicht enthalten, ihn als Bruder zu umarmen. (Reckenloff und Politor umarmen ſich und geben ſich den Bruderkuß.) Zugleich aber ſchlage ich vor, daß wir zum Zeichen der allgemeinen Anerkennung einen allgemeinen, heftigen, leidenſchaftlichen, radikalen Salamander reiben.

Allgemeiner Beifall. Allgemeines Salamanderreiben.

Alles ſinkt einander in die Arme und trinkt Schmollis, ausgenommen der Editor Klecſow, der ſich unwillig entfernt. Die „Bärrel“ ſind unterdeſſen leer geworden und die Köpfe voll. Der Präſident Politor beginnt zu nicken und die ganze Verſammlung ſchläft ein und vernachtet ſich sine die, denn es war unterdeſſen dunkel geworden.

Unſichtbarer Chor im Hintergrund. Wohl Dem, der, reinen Bewußtſeins, ſich ſorglos hinge-

ben kann in die Obhut des Morpheus! Keine der grauſen Erynnien wagt ſich an ſein gottbewachtes Lager und kein frecher Traum ſtört ſeine ſanfte Ruhe. Mit der wohlthuenden Regelmäßigkeit eines geſunden Uhrwerks bläſ't er den Athem aus der wogenden Hochbruſt und zieht ihn wieder ein unter der heimiſchen Muſik des traulichen Schnarchens. Hier ruhen die edlen Hüter des teutſchen Geiſtes, erſchöpft von des hohen Berufs herkuliſchen Anſtrengungen. Ruhet ſanft, Geliebte der Götter, bis eures Werks Fortſetzung auf's Neue verlangt eure erfriſchten Kräfte!

Während der unſichtbare Chor in dieſer Weiſe den Segen über die Schlafenden ausſprach, wurde der furchtbar ſchnarchende Politor von einem ſchrecklichen Traum heimgeſucht. Er träumte nämlich, er ſitze abermals auf jenem tückiſchen Präſidentenſtuhl, der ihn in das „Baſement" des Augias hinabgeriſſen hatte. Nachdem er, unter den Klauen des Alps ſich windend, eine Zeit lang vergebens ſich angeſtrengt hatte aufzuſpringen und um Hülfe zu rufen, gelang es endlich dem Schweißtriefenden, das Gleichgewicht zu verlieren und mit ſeinem krachenden Präſidentenſtuhl umzuſtürzen. Das aber war grade am Meiſten geeignet, ihn in ſeiner ſtromboliſchen Illuſion zu beſtärken, und er glaubte jetzt, indem er erwachte, wieder in jener Tiefe zu rudern, wo es nicht nach kölniſchem Waſſer roch. Sich heftig vom Boden aufraffend und unter furchtbarem Gepolter ſeinen Tiſch mit den zwei leeren „Bärrels" umſtürzend, ſprang er in die Mitte ſeiner entſetzten Kollegen und ſchrie mit mächtiger Stimme: „Feuer! Zu Hilfe! Die Leiter her! Zieht mich heraus! Ich komme um! Ich gehe zu Grunde! Ich verſinke!"

Da es vollständig dunkel geworden war, wußte Niemand in der erschreckten Versammlung, was sich zugetragen und was noch bevorstand. Jeder fuhr von seinem Sitz auf, wobei die „Bärrel“ donnernd durch den Saal polterten, und man war allgemein der Meinung, daß man es mit dem Ueberfall einer Rowdiebande, oder der Know-Nothings, oder eines sonstigen Feindes zu thun habe.

Wer sich zuerst faßte, das war der Editor Reckenloff. „Ich höre hier, rief er aus, Tischschildergeraſſel und Stuhlbeingeklirr. Wohlan, hier bin ich in meinem Element. Her, ihr Schurken, ich werde euch die Phrenologie bearbeiten, daß man jenseit des Ohio Studien an eurem Gehirn machen kann!“

Und damit riß Reckenloff einem Tisch das Bein aus und begann wüthend um sich zu hauen. Jeder schrie um Hülfe und suchte sich zu retten, wobei Alles aneinander rannte und die besten Freunde sich als Feinde in die Haare geriethen.

Die Hiebe Reckenloffs legte Jeder nach seinen persönlichen Antipathieen und Verhältnissen aus. Politor, der einen gewaltigen Schlag auf den Bauch erhielt, glaubte, sein alter Feind, Kapitain Rödter, sei über ihn gekommen; Hasendreck schrie, die Jesuiten wollten ihn ermorden; der Pater Mörtel klagte, die Radikalen hätten ihm ein Loch in die Tonsur geschlagen; Kellerratte war der Meinung, die „Arbeiter“ wollten Rache an ihm nehmen; Esel en lamentirte, der „Dämon“ habe ihn schon oft „versucht“, aber heute habe er ihn zum ersten Mal geprügelt; Herzle war überzeugt, die Emanzipation der Weiber, die er so bitter bekämpft, sei endlich ausgebrochen; Mehrere riefen,

der Lange und Längſte ſei unter ſie gefahren; Einer fürchtete ſogar, Adelung ſei aus dem Grabe erſtanden um an ihm ſeine Mutterſprache zu rächen.

Reckenloſſ aber ſchrie, daß die Wände dröhnten: „Nieder mit dem Pack! Ich rieche den Pater Nöthig! Her mit dem Schurken!“ Und damit fuhr er fort, ſo unbarmherzig um ſich zu hauen, daß die „Bärrels“ platzten und die Stuhltrümmer durch den Saal flogen.

Als dergeſtalt die Editoren-Schlacht am Heftigſten wüthete, öffnete ſich plötzlich die Thüre. Laternenlicht erhellte die chaotiſche Szene und ein Schwarm Polizeidiener drang herein, um die wüthenden Störer der nächtlichen Ruhe von Porkopolis zu verhaften. Haſendreck wurde noch erwiſcht, als er eben durch das Spuntloch in ein „Bärrel“ ſchlüpfte, und am Bein herausgezogen. Kellerratte und Fieſter wurden aus dem Kamin geholt. Präſident Politor lag in einer Ecke und ſchnaufte wie ein Nordkaper. Seiltänzer hing an einer Gasröhre, an der er ſich hinaufgeſchwungen hatte. Unter einem Tiſch fand man die Pater Mörtel, Krögel und Kotz zuſammengekauert. Sie hatten ſich trotz der Dunkelheit und Verwirrung erkannt und zuſammengethan.

Als die Editoren zur „Jail“ abgeführt wurden, ſah man zur Seite den Editor Kleckſow auf der Straße ſtehen. Er hatte ein malitiöſes, ſchadenfrohes Geſicht aufgeſetzt und lächelte die Poliziſten an wie ein „Detecthief“. „Das kommt davon, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn man Anſtand und Würde aus den Augen ſetzt. Ich trinke nur Ariſtokratiſches.“

Der Marſch nach der „Jail“ ging auffallend ruhig von Statten. Nur die Seufzer der Verwundeten und die

Kraftſprüche des Verwunders Reckenloff, der bei Aſa Thor und allen Heiligen ſchwur, daß er nicht gewußt habe was er gethan, unterbrachen das Tempo der Promenade. Der Präſident Politor war nicht im Stande, zu Fuß die „Jail" zu erreichen, und mußte auf einer Brandſpritze transportirt werden, die eben des Weges daher kam.

Als man in der „Jail" angelangt war, wurden mehrere Aerzte gerufen, um die Beſchädigten zu repariren. Der Zuſtand Politors wurde immer bedenklicher und am Morgen hieß es, er ſei verſchieden. Der Pater Krögel gab ihm die letzte Oelung, obſchon er ſeine vielen Sünden nicht mehr hatte beichten können Der Coroner fällte das Verdikt: „geſtorben an einem Herzſchlag durch einen Hieb auf den Bauch". Sein Freund Haſendreck verſprach, ihm die Leichenrede zu halten.

Der Pater Mörtel litt ſchwer an ſeiner beſchädigten Tonſur. Er lamentirte, daß ſein phrenologiſches Syſteu Schaden gelitten, daß er eine Portion Gehirn verloren, daß er jetzt den „Pionier" nicht mehr leſen, daß er nicht mehr ſein „Kirchen"-Blatt ſchreiben könne, in welchem der „Saumagen" das dritte Wort geweſen, und daß die „Katharine" ihm dann kein Geld mehr ſchicken werde. Um ſeinen Klagen ein Ende zu machen, ſchüttete man ihm zum Erſatz für das verlorene Organ einen Schoppen Gehirn einer unbefleckten Sau in den Schädel und vernähte ihm die Tonſur nach den Regeln der Kunſt. Man erwartete von dieſer Kur, die das Gehirn mit dem „Magen" in Harmonie brachte, die vortheilhafteſte Wirkung auf ſeine Schriftſtellerei.

Als der Tag angebrochen war, verbreitete ſich die Kunde von den Ereigniſſen der Nacht mit Blitzesſchnelle durch

das teutſche Viertel von Porkopolis. Allgemein aber hieß es, die teutſchen Editoren ſeien von Know-Nothings oder Sendlingen der Jeſuiten gemißhandelt worden.

Es läßt ſich denken, daß die Sympathie für ihre Leiden und der Zorn des teutſchen Patriotismus ſehr groß war. „Sind die Gemißhandelten nicht unſre Edelſten, unſre Muſter, unſre Leitſterne, unſre Führer? Sind ſie nicht die Blüthe des amerikaniſchen Deutſchthums? Sind ſie nicht unſre geiſtige Zierde? Repräſentiren ſie nicht uns ſelbſt mit allen unſern edlen Tugenden und großen Eigenſchaften?“ So wurde allgemein gefragt und die Antwort auf die Frage war der Entſchluß, den Märtyrern Hülfe zu bringen und ſie wo möglich zu rächen.

Die meiſte Sympathie erregte der Präſident Politor, beſonders bei den Bierbrauern, welche nach ſeinem Tod einer Herabſetzung ihrer Preiſe entgegenſehen mußten.

Der erſte Troſt, den die teutſche Bevölkerung ihren Volksmännern zudachte, beſtand in einer Ladung Bier. Als man das erſte „Bärrel“ aufmachte, begann der auf der Bahre ausgeſtreckte Präſident Politor ſich langſam zu regen, und als ſich die ſchäumenden Gläſer füllten, erhob er ſich plötzlich mit den leidend klingenden Worten: ein Töpfchen Bier!

Die allgemeine Freude über das Wiederaufleben des Scheintodten war ſo groß, daß man ihm zu Ehren auf der Stelle einen dreimaligen Salamander rieb. Er erholte ſich dadurch vollſtändig, erhob ſich auf die Beine, rieb ſich den Bauch und ſprach gerührt: noch ein Töpfchen Bier!

Unterdeſſen wurden auswärts alle Springfedern des teutſchen Einfluſſes in Bewegung geſetzt, um das Gefäng-

nißthor zu öffnen. Es gelang endlich durch die entscheidende Fürsprache des hochwürdigen Herrn Erzbischofs, der seine Diener Mörtel, Kotz und Krögel nicht dem Schimpf der Gefangenschaft aussetzen konnte und dem die „demokratische" Polizei gern einen Gefallen that.

Im Moment der Entlassung aus der „Jail" beraumte der Präsident Politor die nächste Sitzung auf den drittfolgenden Tag an, wo die sämmtlichen Beschädigten sich wieder würden erholt haben.

Cincinnati.

Als die zweite Sitzung des Editorenkongresses begann, hatten sich sämmtliche Patienten wieder erholt. Nur der Editor Eselen war noch sehr angegriffen von dem Schreck über die plötzliche Malice des „Dämons", der ihn so über- oder unternatürlich gehauen hatte. Ferner war dem Editor Hasendreck das Bein verrenkt von dem gewaltigen Ziehen, wodurch er aus dem Spuntloch des „Bärrels" hatte befreit werden müssen. Kellerratte sah noch immer schwärzlich aus, obschon er 20 Pfund Seife aufgewendet, um sich den Ruß des Kamins abzuwaschen, in den er sich so gewaltsam hineingezwängt hatte. Mit dem Pater Mörtel war eine sicht- und hörbare Veränderung vorgegangen. Das unbefleckte Saugeh.rn, womit man seine Phrenologie vervollständigt hatte, wirkte wahrhaft begeisternd auf ihn oder in ihm. Er deklamirte in Einem fort von „radikalen Saumagen" und ähnlichen Kapiteln der Aesthetik. Wenn man ihn aber an die unbefleckte Großmutter erinnerte, begann er inbrünstig zu grunzen.

Nachdem der Präsident Politor die Sitzung für eröffnet

erklärt hatte, stellte er Betrachtungen an über das nächtliche Ereigniß, welches die Ruhe und Einigkeit der vorhergehenden Versammlung auf eine so ärgerliche Weise gestört hatte. Er wolle, sagte er, Niemanden eine Schuld beimessen, dennoch halte er für angemessen, daß Vorschläge über Mittel gemacht würden, wodurch die hergestellte Harmonie der Versammelten auf's Neue konstatirt und gesichert werden könnte. Er nehme zwar an, daß die Kollegen der Journalistik, durch ein allgemeines höheres Interesse verbunden, sich nicht durch körperliche Konflikte dauernd entfremdet werden könnten; auch sei ja die gestrige Differenz eigentlich aus einer allgemeinen Harmonie und einer patriotischen Quelle, nämlich aus der Begeisterung für das teutsche National-Getränk, hervorgegangen; dennoch erfodere die hohe Mission der Versammlung eine neue, feierliche Erklärung ihrer Einigkeit und Uebereinstimmung.

Der Editor Reckenloff schlug vor, zur Erreichung dieses großen Zweckes einen einheitlichen Salamander zu reiben.

Der Vorschlag fand nur spärliche und laue, gleichsam katzenjämmerliche Zustimmung, obschon der Editor Herzle eine längere Rede zu seinen Gunsten hielt. Mit würdevollem Gesicht erhob sich darauf der Editor Kleckow und sprach:

Meine Herrn! Ich habe nicht Theil genommen an den Störungen, wodurch das Ansehen dieser wichtigen Versammlung so wesentlich gelitten hat. Erlauben Sie mir daher ein Paar Bemerkungen über die Ursachen derselben. Vor allen Dingen sollten wir stets darauf bedacht sein, „Anstand und Würde" zu behaupten. Was wir

thun und wollen, ist ziemlich einerlei, wenn es nur mit Anstand und Würde geschieht. Nehmen Sie ein Beispiel an mir. Ich treibe unter der Hand allerlei Geschäfte, die ich Ihnen nicht detecthieven mögte; aber ich befleißige mich dabei stets der Würde und des Anstandes und deshalb reüssire ich und bleibe ein respektabler Mann. Blicken Sie auf mein Blatt! Es ist geschrieben für die korrupteste Denkart, den rohesten Geschmack, die faulste Gesinnung, die leerste Fadheit, die nichtigste Nichtigkeit, aber mein Motto ist: Anstand und Würde — und dadurch habe ich „den Geschmack des Publikums getroffen". Und wie bringe ich mein Blatt an den Mann? Ich biete Jedem, der mir einen Dollar für mein Blatt bezahlt, drei Dollar Belohnung in „Prämien", aber mit Anstand und Würde, und deshalb glaubt er wirklich, er habe drei Dollar erhalten. In meinem Blatt finden Sie Original-Korrespondenzen aus allen Enden der Welt, sämmtlich in New-York verfaßt. Da sie aber mit Anstand und Würde geschrieben sind, hält Jeder sie für ächt. Die Folge ist, daß ich, der ich nicht drei Zeilen Deutsch schreiben und noch weniger deutsch denken gelernt habe, das verbreitetste Blatt unter den Deutschen besitze und mir Equipage halte mit einem Bedienten, der einen goldbetreßten Hut trägt. Da ich das Alles dem Anstand und der Würde zu verdanken habe, begreifen Sie, daß ich Anstand und Würde nicht aus den Augen lassen kann. Als ich in der vorigen Versammlung die „Bärrel" sich leeren sah, gebot mir Anstand und Würde, mich zu entfernen. Ich trinke nur Madera. Erlauben Sie mir, Ihnen als Plattform für die neue Einigung Anstand und Würde vorzuschlagen.

Der Editor Reckenloff fühlte sich empört über diese

Plattform. Er nannte ſie ariſtokratiſch und meinte, das Salamanderreiben ſei ſo anſtändig und würdig wie der Humbug, der ſich Anſtand und Würde nennt. Wer zu vornehm ſei, mit ihm einen Salamander zu reiben, mit dem ſei er bereit einen Drachen, ja einen Leviathan oder Ichthyoſaurus zu reiben.

Der Editor Seiltänzer erklärte beide Plattformen für ungenügend und verkehrt. Er aber wiſſe eine, von deren Annahme und Wirkſamkeit er im Voraus überzeugt ſei. Wollen wir, ſprach er, uns dauernd einigen, ſo muß es auf der Grundlage eines gemeinſamen Intereſſe und einer gemeinſamen Idee geſchehen. Gibt es ein größeres Intereſſe und eine höhere Idee für uns, a's, daß Niemand länger ſei als wir? Nieder mit der Länge! Schwören wir gemeinſamen Haß und ewige Oppoſition gegen den Langen und Längſten!

Der Antrag fand einſtimmigen, enthuſiaſtiſchen Beifall und das Werk der Einigung war geſichert. Man drückte ſich allſeitig die Hand, trank ein Töpfchen Bier und blickte dann geſpannt nach dem Präſidentenſtuhl, der Fortſetzung der Verhandlungen gewärtig.

Nachdem wir nunmehr, hub der Präſident Politor an, unſre Einigkeit auf ſolider Baſis hergeſtellt und der Welt endlich einmal ein Beiſpiel wahrer „deutſcher Einheit" dargeboten haben, ſcheint es mir, namentlich im Hinblick auf die Worte unſeres verehrten Kollegen Kleckſow, von Wichtigkeit zu ſein, daß wir über die Preſſe und ihren Beruf unſre Meinungen austauſchen, bevor wir unſerm Werk durch beſtimmte Reſolutionen die Vollendung geben. Die Preſſe ſcheint mir, kurz geſagt, nichts Andres zu ſein, als das Organ des Volks. Das Volk aber iſt der Inbe-

griff des Höchsten und Erhabensten im Leben, weshalb es auch heißt: „Volkes Stimme Gottes Stimme!"

(Der Präsident wird unterbrochen durch einen Boten, der folgende telegraphische Depesche bringt:)

An den Präsidenten des Editoren-Kongresses zu Cincinnati.

Vom Sirius, im 1. Jahr der Welt-Revolution.

Auf meiner Flucht rufe ich hier an, um Ihnen in aller Eile einen wichtigen Auftrag zu ertheilen. In mehreren Theilen des Universums ist eine unaufhaltsame Umwälzung ausgebrochen. Sämmtliche Milchstraßen empören sich und erbauen Barrikaden von Sonnensystemen. Hirnverbrannte Kometen sausen durch das ganze Sternenheer und rufen Alles was rund ist und Materie heißt zur Empörung auf. Der Himmel wurde von einer Horde Doppelsterne erstürmt und die Diamanten meines Throns fliegen als Sternschnuppen durch die Unendlichkeit. Da ich die Allwissenheit und Allweisheit bin, kann ich mich nicht erholen von meinem Erstaunen über die Möglichkeit, von einer solchen Umwälzung der rohen Materie überrascht zu werden. Die Rebellen werfen mir vor, ich habe die Welt nach falschen Grundsätzen regiert, und sie verlangen, daß ich am Born der Weisheit eine bessere Einsicht schöpfe. Abonniren Sie daher so bald wie möglich auf den „Pionier", der an allem meinem Unglück Schuld ist, weil ich seit einiger Zeit unterlassen hatte ihn zu lesen, zu studiren, zu verschlingen. Abonniren Sie zugleich für sämmtliche himmlische Heerschaaren und nicht minder

für meinen Mitregenten, den Teufel, der ebenfalls auf der Flucht ist. Für das Abonnement kann sich der Herausgeber des „Pionier", da er dem Tauschhandel das Wort redet, ein Dutzend der schönsten Fixsterne und Planeten zu Sommerresidenzen für sich und seine „Freundinnen", oder zu einer „Kolonie der Verzweifelnden" aussuchen. Schicken Sie sämmtliche Exemplare an meinen Agenten „Far West", der zugleich himmlische Farmen und Eck-Lots für die Unsterblichen verkauft.

Ich erwarte, daß Sie meinen Auftrag ungesäumt ausführen und daß alles Volk Sie unterstützt, denn Gottes Stimme muß Volkes Stimme sein.

Der alte Herrgott.

Nachdem Politor diese Depesche schweigend gelesen, saß er wie versteinert da. Er erblaßte, zitterte, bekam Konvulsionen, wurde 200 Pfund leichter und fiel vom Stuhl.

Die ganze Versammlung sprang ihrem verehrten Präsidenten zu Hülfe und namentlich durch die Anstrengungen Asa Reckenloff's gelang es, ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Politor trank zur Stärkung einige Töpfchen Bier und sprach:

Da Gottes Stimme Volkes Stimme und Volkes Stimme Gottes Stimme ist, muß ich als Mann des Volks gehorchen, wie schwer es mir auch wird.

Er telegraphirte darauf nach New-York und bestellte 100,000 Exemplare des „Pionier", darunter ein Exemplar auf Elfenbein für den lieben Herrgott, eins auf

Ebenholz für den Teufel und eins auf rosenfarbiger Seide für die Jungfrau Maria. Sofort erhielt er durch den Telegraphen folgende Antwort:

> Der liebe Herrgott erhält den „Pionier" nicht, da er nicht voraus bezahlt hat. Eben so der Teufel und die himmlischen Heerschaaren. Hätten sie aber auch voraus bezahlt, so würden sie ihn doch nicht erhalten, denn der „Pionier" ist nur für Menschen geschrieben und Diejenigen, die es werden wollen.
>
> Für den Redakteur und Herausgeber
> Julie vom Berg.

Nachdem Politor diese Depesche vorgelesen hatte, fiel die ganze Versammlung in Ohnmacht mit dem Ruf: „Kolossale Frechheit!"

Während die Versammlung der Editoren sich einer kurzen Ohnmacht befleißigte, erschien am Eingang des Saales eine Dame, die sich neugierig umschaute. Es war die schwäbische Wittwe, die sich persönlich überzeugen wollte, ob ihr Freund Hecker noch immer nicht angekommen sei. Sie hatte das Gesicht halb verschleiert und trug in der Hand einen großen Ridiküle, so daß sie, im Schatten stehend, einem geängstigten Gewissen wohl als Göttinn der Gerechtigkeit mit der Binde um die Augen und die Waage in der Hand erscheinen konnte.

Der sie zuerst bemerkte, war, der sich zuerst erholte, nämlich Asa Reckenloff. Da ist sie wieder, schrie er mit Stentor-Stimme, daß alle seine Kollegen erwachten.

Ja, riefen sie einstimmig, das ist sie. Die Harpyie der Gerechtigkeit ist uns jedes Mal erschienen; so oft wir ge-

tadelt und gegeißelt wurden, und jetzt will ſie unſre Verhandlungen „aufbrechen“.

Die ſchwäbiſche Wittwe hatte ſich eiligſt entfernt und hörte nicht mehr, daß man hinter ihr her ſchrie: Hinaus mit der Verrätherinn!

Es iſt jeden Falls ſchmeichelhaft für uns, bemerkte Reckenloff, daß die Justitia ſofort Reißaus nimt, wenn wir die Stimme erheben.

Sie iſt, rief Seiltänzer, im Bunde mit dem Langen und Längſten. Erholen wir uns durch die Erinnerung an unſre Plattform! Haß dem Langen und Längſten! Nieder mit ihm!

Alles ſtimmte ein und erholte ſich. Reckenloff ſetzte ſingend hinzu:

Auf mit dem Hammer,
Nieder mit ihm —

und rieb einen Salamander.

Ich haſſe, ſprach er weiter, dieſen Längſten ſchon deshalb, weil er mir, dem Ausbund des Radikalismus, alle Fragen vorweggeſchnappt hat, auf denen ich herumſalamandern könnte, ſogar die Weiberemanzipation. Ich bin demzufolge jetzt *gegen* dieſe Emanzipation. Apartes habe ich nichts mehr, als die Wiſſenſchaft des Maultrommelns. Doch dieß führt mich auf unſer Hauptthema.

Wir waren an der Beſprechung der Aufgabe der Preſſe. Da ſtörte uns jene kolaſſale Frechheit, welche nur gegen Vorausbezahlung und auch dann noch nicht unbedingt ihr Blatt ablaſſen will. Dieſe Frechheit hat es auf den Ruin der Preſſe abgeſehen. Wir verkaufen unſre Blätter ohne und mit Vorausbezahlung, wie es kommt, und wenn man ſie

nicht holt, so bringen wir sie, und wenn die Leute sie nicht wollen, so zwingen wir sie. Sie müssen wissen, daß ich ein Charakter bin, ein radikaler. Da die Presse eine Nothwendigkeit ist wie die Schule, so ist auch Preßzwang eben so unumgänglich wie Schulzwang. Es ist nothwendig, folglich auch radikal, daß die Presse jedes Mittel für ihren Absatz zu Hülfe nehme, sei es „Trieten", sei es Prügeln, sei es eine Maultrommel, oder ein Pistol. Ich spiele vortrefflich die Maultrommel und damit werde ich nächstens eine Rundreise antreten, um Abonnenten zusammenzutrommeln. Wo ich Germanen aufspüre, da stelle ich mich auf den Markt, trommele eine Elegie oder eine Posse und trete dann hervor mit den Worten: haben Sie die Gnade, zur Belohnung meiner Kunst auf mein radikales Blatt zu abonniren!

Editor Eselen: Mir scheint dieß sehr praktisch zu sein. Doch bin ich der Meinung, daß Jeder dasjenige Mittel wählen solle, das seiner Natur und Stellung am Besten entspricht. Ich nehme einfach meine Mütze zu Hülfe. Komme ich auf meinen Hausierreisen in das Haus eines Philisters, so ziehe ich schon vor der Thüre die Mütze ab, beuge mein philosophisches Haupt und lispele: wollen Sie, Beschützer der Wissenschaften, mich nicht mit einem Abonnement auf mein Blatt beglücken?

Editor Kleckslow: Ich reise nicht selbst, sondern habe meine Hausierer. Denen geb' ich einen Abdruck von einer alten Kupferplatte mit, der mir 25 Cents kostet, den sie aber mit Anstand und Würde für ein Rafaelsches Gemälde ausgeben und zu $6 taxiren. Wer abonnirt, erhält für $6 Rafael. Unter unsern Landsleuten gibt es eine Unmasse von Kunstliebhabern und Kunstkennern.

Editor Krögel: Ich gebe Jedem Ablaß für die Zeit, für welche er abonnirt. Das iſt einfache Rechnung und die Gläubigen abonniren ſo lang wie möglich.

Editor Saubohne: Ich proponire Jedem, die Hälfte von dem Abonnementsgeld, das er mir zahlt, mit mir zu verſaufen. Das zieht.

Editor Moraſter: Ich beſuche alle Meetings und dränge mich in alle Komite's, um Abonnementsfäden anzuknüpfen, und bahne mir dadurch zugleich den Weg zu einem Aemtchen.

Editor Kalbfell: Ich war früher Tambour und wenn ich Abonnenten ſammle, ſchlage ich auf das Kalbfell. Ich ſchlage auf das Kalb und meine den Ochſen und er parirt jedes Mal.

Editor Graus: Ich ziehe beſtändig mit dem „Bettelſack" umher. Nichts rührt den Geldſack mehr, als der Bettelſack in der Hand eines Vertreters des Geiſtes.

Editor Krüger: Ich führe meinen jüngſten Sohn als Affen verkleidet umher und drehe die Orgel dazu, denn ich bin ein Dichter.

Editor Haſendreck: Ich habe es immer als praktiſch befunden, gratis Reden für den „Humanismus" zu halten und über Diejenigen zu ſchimpfen, welche für ihre Vorträge Entree verlangten. Ich verlangte kein Entree, ſondern Extree. Wenn ich die Heerde beiſammen hatte, ſchwindelte ich ihr etwas über Pfaffen oder dergleichen populaire Themata vor und dann ſtellte ich mich an die Thüre mit dem Hut in der Hand. Dabei regnete es Abonnements und überdieß erhielt ich den Namen des uneigennützigſten „Humaniſten".

Editor Viktor Wilhelm Traurig: Mein Mittel ist einfacher. Ich mache die Leute in meinem Blatte so lang schlecht, bis sie abonniren.

Editor Pudel: Ich mach' es umgekehrt, ich lobe sie bis sie abonniren. Das ist weit sicherer.

Editor Seiltänzer: Ich sage den Leuten bloß, daß ich den Langen und Längsten hasse und daß er unendlich lang sei. Dann abonniren sie auf der Stelle.

Editor Greif: Ich hab' mir aus dem Süden einen Bluthund verschrieben, mit dem ich nächstens auf die Abonnentenjagd gehen werde.

Editor Viech: Wenn mir d' Abonnente desertire wolle, mach' i halt e extraordinäre Sauerei un uf der Stell sin se widder do, des Sauludervolk.

Editor Brei: Ich habe mich in 50 Logen und Vereine aufnehmen lassen und jeder „Bruder" muß abonniren.

Editor Heimann: Ich start' ein Päper, das thut nichts als lügen, aber ich mache zwei Ausgaben davon und die eine nenne ich Organ der Lüge und die andre Organ der Wahrheit. So bin ich sicher, daß die Wahrheitsfreunde die erste und die Lügenfreunde die letzte Ausgabe nehmen.

Editor Politor: Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Ich schreibe nur für das Volk —

(An der Thüre erscheint wieder die schwäbische Wittwe und schaut umher.)

Dort ist sie wieder, mir wird schwindlich —

(Seine Kollegen halten ihn und die vermeintliche Göttinn der Gerechtigkeit eilt wieder davon.)

Politor half sich über die Verlegenheit, in welche ihn das abermalige Erscheinen der Justitia gebracht hatte, hinweg durch einige hastig hinuntergestürzte Töpfchen Bier. Nachdem seine Kollegen ihre Plätze wieder eingenommen hatten, ermannte er sich und sprach mit großer Energie Folgendes:

„Ich behaupte nochmals, daß die Presse, wenn sie ihre Würde behaupten und ihre Aufgabe lösen soll, eine Volkspresse sein muß. Sie muß also so sein wie das Volk sie will, denn das Volk ist souverain und nur Der ist ein Mann der Presse, der ein Volksmann ist. Was das Volk will, das muß auch die Presse wollen; wie das Volk ist, so muß auch die Presse sein, und wer über das Volk zu stellen sich erfrecht, der ist eben so verwerflich wie Der, welcher unter dem Volk steht, d. i. nicht lesen kann. Zum Volk rechne ich nicht Diejenigen, die nicht lesen können, denn mit ihnen hat die Presse nichts zu thun, da sie keine Blätter halten; aber noch weniger Diejenigen, welche im Dünkel einer höheren Einsicht und einer größeren Würdigkeit das Volk und die Volksmänner kritisiren wollen. Am Volk und folglich an den Volksmännern ist nichts zu kritisiren; das Volk ist das Volk; wie es ist, so müssen wir es nehmen und lassen, nur dann wird das Volk mit uns sein. Gesetzt, das Volk wäre gemein, wäre es dann eine Schande für uns, es ebenfalls zu sein? Gesetzt, das Volk wäre dumm, würden wir nicht anmaßend sein, wenn wir ihm unsern Verstand aufdrängen wollten? Gesetzt, das Volk wäre roh, würden wir es nicht beleidigen durch Hervorkehrung unserer Bildung? Was sind und haben wir, wenn wir aufhören mit dem Volk und gleich dem Volk zu sein? Besser, wir steigen zum Volk hinab, als

daß es über uns stände und wir zu ihm hinaufsteigen müßten. Dann hätte es uns gar nicht nöthig. Man baut die Kanzel immer höher als das Auditorium, aber der Klingelbeutel geht unter ihm herum auch während der Predigt. Hat doch auch der Barkeeper einen hervorragenden Platz und doch trägt er das Bier unter den Gästen herum. Wie der Vater in der Familie, so gibt das Volk am Liebsten Denen, welche in der Harmonie des Volks, ich wollte sagen, dem Volk treu sein, ist stets Pflicht, wenn das Volk im Bewußtsein seiner Aufgabe diejenigen Volksmänner, mit deren Einfluß die Harmonie der Interessen gehandhabt wird, gewesen ist — Hm! Hm!

Politor war im Begriff, der geistigen Anstrengung, die ihm das Volk bereitete, zu erliegen. Er raffte sich daher plötzlich auf, um seine in die Enge gerathene Logik durch einen Staatsstreich zu retten, ergriff sein Töpfchen Bier und rief mit der Miene der angestrengtesten Begeisterung:

Alles, meine Herren, für das Volk und mit dem Volk und von dem Volk! Als Volksmann erlaube ich mir mit einem volksthümlichen Töpfchen Bier ein Hoch auszubringen auf das Volk!

Es erfolgte ein Hoch, daß die Wände erdröhnten, und unter Reckenloff's Leitung wurde ein volkswüthiger Salamander gerieben, daß die Tische krachten.

Darauf erhob sich Asa Reckenloff und sprach:

Meine Herrn! Ich bin ebenfalls für das Volk und ein Mann des Volks. Das Volk — das sind die Proletarier und die Arbeiter und die Kommunisten. Ich bin ein Kommunist, denn ich bin ein Radikaler. Auf Sala-

nander! Was iſt ein Kommuniſt? Eine ſolche Frage würde ich mir verbitten. Was iſt der Kommunismus? Dieſe Frage brauche ich nicht zu beantworten. Wie wird der Kommunismus, z. B. in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. in's Werk geſetzt? Dieſe Frage geht die Zukunft an, nicht mich. Genug, ein Kommuniſt iſt ein Kommuniſt und der Kommunismus iſt der Kommunismus und alles Andre iſt zaarenhaftes Blech. Auf Proletarier! Wer von Volk und Politik ſpricht, der muß doch wiſſen, woran er iſt und was er will. Wenn er aber nicht Kommuniſt iſt, ſo weiß er nichts und wenn er einer iſt, ſo braucht er nichts zu wiſſen. Auf Tiſchbein! Wer mir nicht glauben will, daß der Kommunismus der Kommunismus iſt, den pack' ich bei der Windpfeife, ſo daß er nicht einmal auf dem letzten Loch pfeifen kann. Es lebe der Kommunismus, aber Tod und Anatomie allen Denen, die wiſſen wollen was er iſt, mir alſo nicht glauben wollen! Sie müſſen wiſſen, daß ich ein Radikaler bin. Auf Abſatz! Deshalb will ich auch, daß die Preſſe Alles unterſuche bis in die Wurzel, vom Herrgott bis zum Hühnerauge. Wenn mir aber Einer in der Preſſe auf die kommuniſtiſchen Hühneraugen trit, ſo muß er mir vor das Tiſchbein oder vor die Klinge. Denn die Preſſe muß frei ſein, deshalb werde ich Jeden ſeziren, der ſie mißbraucht, um gegen den Kommunismus perſönlich zu werden. Auf Schleifſtein! Ich bin im Punkt der Ehre und des Kommunismus ein kitzlicher Kerl. Wer mich lobt, der thut es, um mich dem Kommunismus untreu zu machen, und deshalb brumm' ich ihm Einen auf; wer mich aber tadelt, der thut es, um die freie Preſſe zu mißbrauchen gegen den Kommunismus, und deshalb geh' ich ihm auf den Leib.

Sie müſſen wiſſen, daß ich ein Menſch des Schreckens bin, wenn der Geiſt der Freiheit mich reitet. Gießen Sie Herkules, Ajax und Polyphem zuſammen und machen Sie daraus einen Kommuniſten, ſo haben Sie mich. Ein Glück für die Menſchheit und mich, daß ich nicht auf Neuſeeland geboren bin, ſonſt fräß' ich jeden Tag eine Nation auf und müßte am Ende verhungern wegen Mangels an Menſchenfleiſch. Haben Sie nicht in den Zeitungen geleſen, wie ich es in den Ländern des Odin und Aſa Thor getrieben, zu jenen Zeiten, wo ich auf dem Nabel des Nordpols einen Salamander rieb, daß alle Eisbären und Wallroſſe die Polka tanzten? Wenn dort meine Schuhſohlen verſchliſſen waren, ſo gab ich einem Pfaffen oder Poliziſten einen Tritt vor den Hintern, daß mir die ſchönſten Sohlen von Büffelleder unter den Füßen kleben blieben. Wenn ich Kopfweh hatte, zerrieb ich einen Doktor zwiſchen den Fingern zu Schnupftaback und nahm ihn als Priſe. Auf der Univerſität durfte ich mich, um Todtſchlag zu verhüten, nur auf 200 Schritte Diſtance pauken und ſchiß meine Gegner durch den bloßen Luftdruck meiner Hiebe an. Einſt ſchoß ich mich mit einem Jenenſer auf drei Schritte. Der Kerl hatte den erſten Schuß und zielte mir grade auf den Mund. Als er losdrückte, pfiff ich und die Kugel flog zurück ihm durch die Mütze. Wenn ich auf meinen Wanderungen an einen Fels kam, der zu ſteil war zum Beſteigen, ſo riß ich ihn aus dem Boden wie einen alten Zahn und warf ihn mir über die Schulter. Auf einer Seereiſe hatten wir Windſtille. Zufällig pruſtete ich in die Segel und wir machten 12 Knoten in der Stunde. In England können ſie das 600-füßige Schiff „Leviathan" nicht vom Stapel bringen,

wegen ſeiner Schwere. Man hat mir 100,000 Pfund geboten, damit ich es mit einem Fußtritt in das Waſſer ſtoße. Ich thu' es aber nicht, weil es den Bourgeois gehört. Auf Wallfiſch!

Im Uebrigen leb' ich mit der ganzen Welt auf dem Kriegsfuß, nur nicht mit Denen, die mir nützen können, und bekämpfe allen Blödſinn, nur nicht den, der mir Kameradſchaft bringt. Denn, meine Herrn, ich bin ſtreng und konſequent, aber auch verträglich und billig. Man darf nichts übertreiben, ſogar ſich ſelbſt nicht. Wenn ich mich nicht zu mäßigen wüßte, wäre in acht Tagen alle organiſche Welt in anorganiſche verwandelt und Sie, meine Herrn, ebenfalls. Auf Beefſteaks!

Während Reckenloffs Rede hatten ſämmtliche Editoren zitternd auf ihren Stühlen geſeſſen und ſelbſt der Präſident Politor wagte während der ganzen Zeit nicht, ein einziges Töpchfen Bier zu trinken. Jeder ſchien ſich für einen Jonas und den Redner für einen Wallfiſch zu halten. Es entſtand eine lange Pauſe, ohne daß Jemand den Muth gewann, die Rednerbühne zu betreten. Endlich begann der Editor Kellerratte, ſich zu ermannen. Er hatte ſich den Namen „der Gefährliche" beigelegt und ſah ſich jetzt in Gefahr, dieſen unſchätzbaren Ehrennamen an den furchtbaren Aſa Reckenloff abtreten zu müſſen. Es war eine Lebensfrage für ihn. Deshalb fuhr er haſtig von ſeinem Sitz auf und eilte auf die Tribüne.

Als Mann des Volks hat Niemand mehr gewirkt, als ich. Man kann aber nur dann ein wahrer Volksmann ſein, wenn man ſich gefährlich macht. Gefährlich kann man ſich nur machen, wenn man diejenige Macht bedroht,

welche jetzt die Welt beherrscht, und das ist das Geld. Ich ging also zuerst zu den Bourgeois und verlangte Geld. Sie gaben es und als sie es zurück verlangten, sagte ich: seht ihr jetzt, daß ich gefährlich bin? Sie sahen es. Darauf ging ich zu den „Arbeitern" und verlangte Geld, um die Bourgeois zu bekämpfen. Sie gaben es und als sie es zurückverlangten oder ihre Arbeit bezahlt haben wollten, sagte ich: seht ihr jetzt, daß ich gefährlich bin? Sie sahen es und fühlten es. Darauf ging ich zu den Menschenhändlern, machte Kompagnie mit einem würdigen Genossen und im Namen der „ökonomischen Nothwendigkeit" verlangte ich Geld. Sie gaben es und geben es noch, denn die Zeit der Gefährlichkeit ist noch nicht wiedergekommen. Lassen Sie aber die Partei der Menschenhändler geschlagen sein, so werde ich in meiner ganzen Gefährlichkeit hervortreten. Stellen Sie mir eine Geldmacht von beliebigen Millionen gegenüber — wenn sie mir den nöthigen Spielraum läßt, wird sie eines Tages erfahren, wie gefährlich ich bin. So aber und nur so wird man ein Mann des Volks. Die ökonomische Seite ist die wahre Volksseite und wenn man sich von dieser Seite recht fühlbar gemacht hat, wird man fortleben in der Liebe und Achtung der Menschen. Lassen Sie mich offen sein, meine Herrn Kollegen, und es rundweg erklären: wer das Volk am Meisten betrügt, der ist der beste Mann des Volks und ich bin nun einmal ein Oekonom und habe Kameralia studirt.

Die Rede Kellerratte's hatte offenbar einen wohlthuenden und ermuthigenden Eindruck gemacht. Nachdem er so offenherzig den Weg gebahnt, drängte es Jeden, sein Glaubensbekenntniß über die Gefährlichkeit und über

das Volk zu offenbaren. Sogar der bescheidene Pater Mörtel trat auf die Tribüne und ließ sich also vernehmen:

Unser werther Kollege Kellerratte — mir doppelt werth wegen der beiden ersten Sylben seines Namens — hat uns gesagt, daß das Volk wolle betrogen sein. Es ist dies eine alte Wahrheit. In der Sprache der Frömmigkeit drücken wir sie so aus: Mundus oder besser populus vult decipi und da auch wir Logik studirt haben, setzen wir gleich hinzu: ergo decipiatur! Dennoch habe ich mich oft gefragt, ob dieser Spruch wirklich eine Wahrheit sei? Sollten die Leute, die man Welt oder Volk nennt, wirklich den sonderbaren Geschmack haben, lieber betrogen, als ehrlich behandelt zu werden? Wenn ich als Gast eine Flasche Wein bezahle und dem Wirth zwei Banknoten zeige und sage: die ist falsch und die ist gut — wird er dann die falsche nehmen? Oder wenn ich als Wirth einem Gast zwei Flaschen vorsetze und sage: die lange da enthält guten, ächten Ungarwein, die dicke aber infamen, gefälschten Krätzer — wird dann der Gast die dicke nehmen? Ich kann mir das gar nicht denken und ich gehöre doch auch zur „Welt", d. h. zu „dieser", obschon ich für „jene" wirke. Dagegen kann ich mir sehr gut Folgendes denken: Wer eine falsche Note anbringen oder eine Flasche Krätzer verkaufen will, wird Alles aufbieten, sie als gut darzustellen, mithin sie durch ein angenehm klingendes Lob zu empfehlen, was man hier Humbug nennt; oder aber er wird den zu Betrügenden selbst auf eine angenehme Weise beschäftigen, ihm Schmeicheleien sagen, ihm Betheuerungen machen u. s. w. Auf diese Weise wird der Betrüger angenehm, nicht der Betrug. In den

meiſten Fällen merkt man den letzten entweder gar nicht oder zu ſpät. Merkt man ihn, ſo wird man ihn wahrhaftig nicht lieben, man flucht über die Note oder ſchimpft über die Wirkung des Krätzers. Aber auch damit iſt man nicht geſchützt vor dem Betrüger. Derſelbe ſucht vielmehr den Betrogenen jetzt zu überzeugen, daß er ſelbſt betrogen worden, oder daß gar kein Betrug Statt gefunden habe und macht ſich bei dieſen Bemühungen doppelt angenehm. Hinterher aber, nachdem ihm das Betrügen eine Zeit lang gelungen iſt und die Leute ihn doch nicht aufgehängt haben, verwechſelt er ſich mit ſeiner Handlung und ſagt: das Volk liebt den Betrug, während es bloß heißen ſollte: das Volk liebt die Betrüger, weil ſie ſich ihm angenehm machen durch Mittel, wozu ehrliche Leute ſich nicht verſtehen, und es deshalb den Betrug nicht merkt oder gern überſieht. Die gefälligſten Menſchen finden Sie immer unter den Humbuggern und den Jeſuiten. Deshalb ſind ſie auch überall beliebt, wo man ſie nicht kennt. Wer aber das Volk betrügt ohne ihm zu ſchmeicheln, den haßt es eben ſo gut wie Den, der es ehrlich behandelt ohne es zu ſchonen.

Die gewöhnliche Art, das Volk zu betrügen, beſteht in der Schonung ſeiner Dummheiten, Bequemlichkeiten und Unarten. Das Volk iſt wie ein Kind. Das Kind iſt Dem am Meiſten zugethan, der ſeine Thorheiten ungerügt, ſeine Fehler unverbeſſert, ſeine Launen unangefochten, ſeine Bosheiten unbeſtraft läßt und ihm giftige Naſchereien gibt ſtatt geſunder Koſt. Wer es anhalten will zu Dem, was ſeinen Verſtand ausbildet und ſeinen Körper ſtärkt, den haßt es, wenn er ihm nicht auf irgend eine Weiſe die Aufgabe angenehm macht, ſo daß ihm

eigentlich die angenehme Zugabe die Hauptsache ist und das Nützliche ihm nur als Zugabe des Angenehmen beigebracht wird.

Unter solchen Umständen ist es eine schwierige Aufgabe, das Volk ehrlich zu behandeln. Ihm die Wahrheit sagen und doch unter ihm und von ihm leben zu können, ist nicht Jedermanns Sache. Es ist jedenfalls bequemer, sich auf den Standpunkt seiner Dummheit und seiner Schwäche zu stellen, diesen zu schmeicheln, sie zu begünstigen, also sich dem Volk als Betrüger angenehm zu machen. Man braucht sich dann keine Partei zu schaffen, man braucht sich keine Feinde zu machen, man findet Alles vorbereitet, den Tisch gleichsam gedeckt und hat sich nur daran zu setzen. Vom Zigarrenrauchen bis zum Glauben an die unbefleckte Großmutter ist das Leben des „Volks" nur eine Kette gedankenloser Gewohnheiten und welch' eine undankbare Arbeit wäre es, auch nur ein Glied dieser Kette zerbrechen zu wollen!

Ich predige in meinem Blatte dem Volk die kolossalsten Dummheiten, die je in menschlichen Schädeln ausgeheckt worden sind. Ich glaube natürlich so wenig daran wie unser Kollege Reckenloff. Aber wenn ich Das dem Volk sagte, was würde aus mir werden? Ich bin einmal zu dumm, zu roh und zu faul, um als Kämpfer der Wahrheit mich dem Volk gegenüberzustellen, ich kann also in dieser Richtung weder für die Menschheit noch für mich etwas leisten; was bleibt mir übrig, als, das Volk zu nehmen wie es ist, sein vorgefundenes Bedürfniß für Dummheiten auszubeuten und ihm in aller Gemüthlichkeit etwas vorzulügen? Es ist verkehrt, anzunehmen, wir Geistesbetrüger müßten durchaus ungemüthliche Leute

ſein. Die Gewohnheit iſt eine vortreffliche Lehrmeiſterinn und wenn man eine Zeit lang für Geld Religion dozirt hat, kommt Einem die „Sach'" juſt vor wie jede andre Poſſenreißerei oder Spaßmacherei. Wenn ich mit ernſtem Geſicht meinen Leſern eine rührende Geſchichte von der unbefleckten Großmutter erzähle und ſie mir mit eben ſo ernſtem Geſicht gläubig zuhören, iſt das nicht eben ſo ſpaßig, wie wenn ein Komödiant im Namen eines Andern Witze macht oder ein Münchhauſen ſeine Abenteuer erzählt? Mir ſchmeckt der Wein eben ſo gut, wenn ich ihn mit Lügen, wie wenn ich ihn mit Wahrheiten verdiene, ja er erhält eine ganz aparte Blume, wenn ich das Glas an den Mund nehme und dabei nach dem Bilde der unbefleckten Großmutter ſchaue und ſage: Alterle, das hab' ich Dir zu verdanken und Du machſt all' meinen Wein zu Liebfrauenmilch.

Ich bin ſo gut ein Mann des Volks wie irgend ein Anderer. Ich liebe das Volk, das ſich ſo treuherzig von mir belügen läßt, ſo gemüthlich meine Sauereien für Geiſtreichigkeiten hinnimt und ſo bereitwillig ſeine Batzen dafür hergibt. Wenn ich könnte, ich ließe alle meine Gläubigen mitſaufen, da das aber nicht geht, verſauf' ich ihr Geld solo.

Nach dem Pater Mörtel, der großen Beifall erndtete, trat der Editor Leichenhoff auf und ſprach:

Mein Vorgänger iſt allerdings ein kompetenter Beurtheiler des Volks. Dennoch muß ich, der ich nicht weniger Erfahrungen gemacht habe, als er, in weſentlichen Punkten von ihm abweichen. Man kann das Volk nur richtig verſtehen und behandeln, wenn man es verachtet, ohne jedoch ſelbſt Anſpruch auf Achtung zu haben und zu

machen. Das Volk iſt gemein und liebt das Gemeine. Da es aber bewußtlos gemein iſt, kann nur die bewußte Gemeinheit es leiten. Ihm Achtung einflößen und Achtungwerthes von ihm verlangen wollen, heißt es zurückſtoßen. Das Volk iſt nicht, wie mein Vorgänger ſagte, ein Kind, ſondern es iſt ein Bube und nur höhere Büberei kann ihm imponiren. Kann man die Büberei bis zur Tyrannei treiben, ſo flößt man ihm ſogar Bewunderung ein. Um Nero wurden Thränen vergoſſen, nachdem er todt war. Hätte er ſeine Tyrannei zu Zwecken des Rechts und der Tugend geübt, er wäre ermordet und verflucht worden. Vor allen Dingen darf man, um dem Volk zu entſprechen, keine feſte Grundſätze und keine Konſequenz haben. Betrachten Sie dieſe Maſſen, prüfen Sie jedes Mitglied derſelben einzeln, und ſagen Sie dann, wie viele Sie gefunden haben, die eine feſte Anſicht, einen feſten Grundſatz und einen feſten Willen haben. Heute wollen ſie Dieß, morgen Jenes und übermorgen erheben ſie in den Himmel, was ſie heute mit Füßen getreten haben. Keine Einſicht und kein idealer Zweck, nur augenblickliche Laune und rohes Intereſſe treibt ſie an. Das Einzige, worin ſie konſequent ſind und wozu ſie nach einem flüchtigen Aufſchwung immer wieder zurückkehren, ſind Dummheiten und Gemeinheiten. Wäre es nun nicht wahrer Wahnſinn, ſolchen Maſſen gegenüber Verſtand und Charakter zu behaupten, ja auch nur den Schein davon zu bewahren? Ich habe früher die Thorheit begangen, für Freiheit und Humanität zu ſchreiben. Es zwang mich dazu keine innere Nothwendigkeit, ſondern ich glaubte damit einiges Aufſehen und gute Geſchäfte machen zu können. Aber bald erkannte ich, daß ich auf dieſem Wege

ein schlechter Geschäftsmann werden würde. Deshalb schrieb ich wie die Umstände es verlangten. Heute lobte ich, was ich gestern getadelt, und den folgenden Tag beschimpfte ich, was ich heute gepriesen hatte. Ich wechselte die Grundsätze wie die Kleider, hätte aber nackt gehen müssen, wenn meine Kleider so schnell verschlissen wären wie meine Grundsätze. Ich hab' einmal einen Soldaten, der vom Desertiren lebte, sich rühmen hören, daß er zehn Regierungen mit einem einzigen Paar Schuhe gedient habe. So könnte ich mit einem einzigen Paar Schuhe zehn Parteien dienen. Grundsätze sind in der That zu nichts Andrem nütz, als wozu die Garderobe des Schauspielers dient: eine Zeit lang Dieß oder Jenes darzustellen. Das Volk bewundert den Schauspieler in der angenommenen Rolle, nicht in seiner wirklichen Person. Als das Volk mich von der Komödianten-Seite kennen lernte, gewann es mich lieb, es erkannte in mir einen entsprechenden Vertreter seiner Charakterlosigkeit und Gesinnungslosigkeit. Es begann mich später förmlich zu respektiren, weil ich die prinzipielle Gemeinheit bis zur Charakterhaftigkeit trieb, und Dieß wird bewerkstelligt durch Frechheit. Es gibt nichts, das nicht durch ausdauernde Frechheit beim Volk zu Stande zu bringen wäre. Es geht mit der Gemeinheit wie mit dem Trinkwasser auf der See. Nach wenig Wochen wird es faul, es stinkt und kein Mensch kann es trinken. Dann klärt es sich wieder und später wird es abermals faul. Diese Fäulniß schreckt Keinen mehr zurück, man meint, sie sei der ursprüngliche Charakter des frischen Wassers. Ich habe allen Leuten, die sich respektabel nennen, im Wege gelegen wie ein Kadaver auf der Straße. Sie wichen mir aus und hielten die Nase zu. Aber sie mußten sich

daran gewöhnen, da die Maſſen mich goutirten, und wenn das Volk kölniſches Waſſer riechen wollte, kam es zu mir und beroch meine Jauche. Dieß hat mich der Maßen ermuthigt, daß ich mich nicht ſcheue, als Kandidat für jedes Amt aufzutreten, deſſen Vergebung von meinen Leſern abhängt. Gelingt mir eine ſolche Spekulation, ſo lache ich das Volk aus, denn ich weiß, daß ſeine Vorliebe für mich ſo wenig andauert wie eine andre und daß man es bei Zeiten ausbeuten muß. Hätten meine Leſer, die ich noch vor kurzer Zeit im Dienſt ihrer Gegner unter die Beſtien verſetzte, augenblicklich die Präſidentenſtelle zu vergeben, ich würde mit vollem Vertrauen auf Erwählung als Kandidat für die Präſidentſchaft auftreten. Denn das Volk fragt nicht, ob ich für die Stelle fähig und würdig genug bin, ſondern ob ich für den Moment unfähig und unwürdig genug bin, ein ächter Volksmann zu ſein. Darum ſage ich: es lebe das Volk! Ich ſtimme darin mit meinen Vorgängern ganz überein, daß alle Schufte und Humbugger Hungers ſterben müßten, wenn es kein „Volk" gäbe. D'rum nieder mit den ehrlichen Leuten!

Mit Ungeduld hatte der Exeditor Haſendreck das Ende dieſer bemerkenswerthen Rede erwartet.

Zwar, ſagte er, hat mir mein ehemaliger Kollege Leichenhoff Manches aus der Seele geſprochen, dennoch bin ich darin nicht mit ihm einverſtanden, daß er behauptet, beim Volk ließen ſich mit der Freiheit, dem Fortſchritt u. ſ. w. keine Geſchäfte machen. Ich habe ſogar Geſchäfte gemacht mit dem „Geſammt-Fortſchritt". Das Volk der „Aufklärung" und „Freiheit" iſt wo möglich noch blinder und einfältiger, als das Volk des Aberglau-

bens und der Reaktion. Es kommt nur auf den richtigen Takt an, es zu behandeln. Man muß nämlich dem Volk nie zumuthen, daß es aus den Phraſen, womit man es regalirt, wirklich Ernſt mache, und es doch beſtändig wegen ſeines großen Intereſſe für Freiheit und Fortſchritt rühmen und in Athem halten. Die Dinge dürfen nie über die Grenzen des Spiels, der Unterhaltung, der Renommage, der Pompmacherei, des Skandals u. ſ. w. hinausgetrieben werden und ſchließlich müſſen ſie immer mit einem Gelage oder einem Fackelzug endigen. Sie beſtändig in der Mode zu erhalten, bald ſo, bald ſo herausgeputzt — das iſt eben die Kunſt. Ich geſtehe zu, daß man mit dem Gegentheil von Freiheit und Fortſchritt, dem ich früher gedient, noch beſſere, wenigſtens „ſolidere" Geſchäfte machen kann, aber, was wohl zu beachten iſt, nicht auf eigne Fauſt. Man handelt als Mitglied der Reaktionspartei ſtets nur als Werkzeug Derer, welche die Partei in oberſter Inſtanz beherrſchen; als Werkzeug aber muß man ſich beſtändig mäßigen, ſich beſchränken, man kann keine Sprünge machen und ſteht immer unter Kontrole. Die Reaktionspartei duldet keine große Männer als Diener, das iſt ihr Hauptfehler; renommirt man ein wenig, ſo wird Einem auf die Finger geklopft und macht man Skandal, ſo wird man über Bord geworfen. Man ſoll in der Stille wirken, den Obern das Verdienſt laſſen und nirgends figuriren. Das iſt unerträglich und das iſt es, was mich von dieſer Partei zurückgehalten hat. Die Eitelkeit und der Ehrgeiz finden bei ihr keine Rechnung, wenn man nicht ein Rieſe an Fähigkeiten oder an Geduld iſt. Das bloße Trinkgeld hat mir nicht genügt. Als Mann der Freiheit und des Geſammtfortſchritts aber konnte ich

nicht bloß ein leidliches Geschäft machen, sondern auch von vorn herein ungenirt ein Mann des Volks und des Gesammtskandals sein. Jeder Tag brachte meinem Namen neuen Ruhm ein und in wenig Jahren wurde ich, was ich bei der Reaktion nie geworden wäre, ohne Kenntnisse, ohne Bildung, ohne Geist und ohne Charakter ein großer Mann. Mit einem Wort: wer es versteht, das Volk im Namen der Freiheit mit Phrasen zu füttern, ohne es wirklich frei zu machen, und im Namen des Fortschritts mit Skandal zu unterhalten, ohne ihm einen Fortschritt zuzumuthen, der ist sein Götze.

In Gang und Blick diejenigen Wirkungen verrathend, welche das Bier auf empfängliche Gemüther ausübt, erklomm mühsam der Editor Krüger die Tribüne und sprach:

Ich heiße Krüger und mein Name kommt von Krug, und es gäbe keinen Krug, wenn es kein Bier gäbe, und es gäbe kein Bier, wenn es keine Bummler gäbe. Man hat hier das Volk ein Kind und dann einen Buben genannt. Ich muß mir erlauben, Das zu berichtigen. Das Volk verdient einen bessern Namen, das Volk ist ein Bummler. Wissen Sie, was ein Bummler ist? Ein Bummler ist ein Genie, aus Malz und Hopfen gemacht. Deshalb war auch Gambrinus, der König der Bummler, das größte Genie und ein größerer Welteroberer, als Alexander und Napoleon. Wenn der schäumende Gerstensaft aus dem Pokal hervorsprudelt und seine weiße Blüthe sich zierend in den Bart des Mannes flicht, während seine braune Welle die durstende Kehle labt und an dem glühenden Helden-Herzen vorüberfluthet — dann fühlt sich erst der Mann als Mensch und der Mensch in der Gemein-

ſchaft der Menſchenbrüder, ihre Blicke erglänzen von ſympathetiſchem Naß und ſie ſinken ſich aufgelöſ't in die Arme und lallen ſich die Worte der Beſeeligung zu. Nur wer das Volk in ſolchen Momenten kennen gelernt hat und in ſolchen Stimmungen mit ihm Eins geworden, nur Der kennt ſeine Größe und nur Der kann ſich einen wahren Volksmann nennen. Des Volkes Größe und Leidenſchaft iſt das Bummeln. Wer Das begriffen, der lebt ein Leben wie die Götter und niemals geht ihm der „Stoff" aus. Selbſt die ſchwierigſten Fragen, wie Arbeit und Eigenthum, löſen ſich ohne Schwierigkeit auf im Stoff. Arbeiten iſt mir ein Greuel und doch bin ich nie ohne Eigenthum, weil mein Geſchäft das Bummeln iſt, das alles Eigenthum in Stoff verwandelt. Man könnte ſagen, ein Bummler leide nie Noth, weil er nie etwas verdient und immer etwas verzehrt.

Man ſtehle Geld und kaufe Brod dafür, ſo wird man eingeſperrt; man ſtehle Geld und kaufe Stoff dafür, ſo wird man umarmt. Das Eigenthum bleibt dann in der Familie, es wird Volkseigenthum. Der Stoff iſt kommuniſtiſch. Es wurden einſt Volksgelder geſammelt, womit der Lange und Längſte Revolution machen wollte. Ich nahm den Hut in die Hand und ging im Volk umher und ſammelte Revolutionsgelder. Als ich den Hut voll hatte, verwandelte ich den Inhalt in Stoff, bis kein Cent mehr übrig war. Dann machte ich bekannt, der Lange und Längſte habe das Geld verſoffen. Man glaubte es, weil er ſich nicht auf das Bummeln verſtand und daher kein Vertrauen beim Volk genoß; mich aber hielt alle Welt für unſchuldig, weil ich das Geld in Stoff verbummelte. Auch der Kinkel wäre ſchon lang an das

ſchwarze Brett gekommen, wenn man nicht glaubte, er habe mit ſeinen Kumpanen das kollektirte Geld verbummelt, ſondern ihn in Verdacht hätte, daß er es wirklich für die Revolution gebrauchen wolle. So, meine Herrn, iſt das Volk — immer generös, immer gerecht, immer genial, und das kommt bloß daher, daß das Volk ein Bummler iſt. Es lebe Gambrinus, es lebe die Bummelei, es lebe das Volk!

Ein halbſtündiges Salamanderreiben drückte den Beifall aus, womit die Verſammlung den Redner ehrte. Darauf erhob ſich der Editor Eſelen und hielt folgende Rede.

Mit vollem Herzen ſtimme ich in das Lob ein, das mein Vorgänger der Bummelei zollte. Dennoch halte ich den Namen, den er dem Volk beilegte, nicht für ganz paſſend. Nein, das Volk iſt kein Kind, iſt kein Bube, iſt kein Bummler: das Volk iſt ein Jüngling! Was zeichnet den Jüngling aus? Die friſche Kraft, der Durſt nach Wiſſenſchaft und der Sinn für Poeſie. Die beiden erſten ſind im Volke immanent und durch den letzten wird es transſcendent in der Welt des Idealismus. Deshalb iſt auch die Hegelſche Philoſophie die Lieblingsphiloſophie des Volks wie der Jugend. Nehmen Sie aber das Volk nicht im Sein, ſondern im Weſen. Das Sein iſt ſo viel wie das Nichts, weil es beſtimmungslos iſt. Sein und Nichts ſind ſich entgegengeſetzt und doch identiſch, ſo daß ſie in einander verſchwinden. Dieſer Uebergang aus dem Einen in das Andre iſt das Werden. Das Werden nennen wir Entſtehen, wenn ein Etwas aus dem Nichts wird; wir nennen es Vergehen, wenn ein Nichts aus dem Etwas wird. Das Mittel zwiſchen Bei-

den, die ruhige Existenz, ist das Dasein. Ist dieß Dasein ein bestimmtes, so hat es Qualität und heißt Realität. Als Realität schließt das Dasein, da es begränzt ist, anderes Dasein von ihm aus, verhält sich negativ zu ihm. Dieß ist das Fürsichsein. Das Fürsichsein ist das Eins. Da es aber viele Fürsichseins gibt, gibt es viele Eins. Aber ein Eins kann nicht von einem Eins verschieden sein. Alle Eins sind also doch nur Eins.

Sehen Sie, dieß ist das Volk in seinem Sein.

Das Wesen ist reflektirtes Sein. Eins reflektirt am Andern, bezieht sich dadurch auf sich und dieß Beziehen vom Andern auf sich ist das Wesen. Wir nennen dieß die Identität. Diese Identität aber ist nicht zu denken ohne den Unterschied, da sie entsteht durch Unterscheidung vom Andern. Doch der Gegensatz der Identität und des Unterschiedes versöhnt sich im Begriffe des Grundes. Indem sich nämlich das Wesen dem Andern gegenübersetzt, ist es einmal das mit sich identische Wesen, der Grund, dann aber das von sich abgestoßene Wesen, die Folge. Folge und Grund aber sind nicht ohne einander zu denken, sind nur zwei Seiten derselben Sache, mithin identisch.

Sehen Sie, dieß ist das Volk in seinem Wesen.

Also konstituirt in seinem Wesen, steht das Volk der Natur gegenüber, welche die Idee ist in der Form des Andersseins, der sich selbst entfremdete Geist. Doch die Wissenschaft dringt in sie hinein, um das Werden und die Selbstaufhebung der Natur zum Geist zu verfolgen. Da sie aber in der Ungebundenheit derselben keine bestimmte Richtschnur findet, muß sie horchen auf die zerstreuten

Stimmen ihrer Offenbarung. Die Natur offenbart sich durch die Poesie und die Poesie als Naturstimme geht aus vom Dämon. Der Dämon ist der poetische Vermittler zwischen der Wissenschaft und der Natur. Er logirt gegenwärtig im Niagarafall, trinkt Wasser, das aber nur in seinem Schaum dem „Stoffe" gleicht, und athmet blauen Dunst, der in der Sonne sieben Farben hat. Mit mächtiger Stimme predigt er die Geheimnisse der Natur und versucht den wissensdurstigen Jüngling, dem der Stoff ausgegangen, den Durst in seiner unerschöpflichen Quelle zu löschen. Dort hab' ich oft in heißem Wissensdurst gestanden und mich versuchen lassen von dem geheimnißvollen Dämon und ich wäre ihm gefolgt und hätte alles Volk eingeladen sich mir nachzustürzen, wenn die Quelle den Stoff geliefert hätte, den mit so viel Begeisterung mein Kollege Krüger gepriesen, und nicht dieß stofflose Wasser. Doch, wenn auch nicht diesen, habe ich andren Stoff aus jener Quelle geschöpft, und gerührt lauscht das Volk meinen Akkorden, wenn ich, die Strenge der Wissenschaft durch die Wilde der Poesie ablösend, unter dem Rascheln der fallenden Herbstblätter die Schmerzenssaiten meines zärtlichen Gemüths erklingen lasse, oder die Kindlichkeiten des Christbaums bewimmere, oder die heimwehmüthigen Klagen meines exilirten Katzenjammers verzittere und höchstens ein herzloser Spötter die Frage dazwischen wirft: „ist es ihm auch Ernst mit der Sache?"

Als der Editor Eselen geendet hatte, trocknete sich die ganze Versammlung die Augen ab und dachte eine Stunde lang nach über das Sein, das Wesen und den Stoff.

Nachdem die Editoren durch angeſtrengtes Nachdenken die Rede ihres Kollegen Eſelen einiger Maßen überwunden hatten, nahm der Editor Viech folgender Maßen das Wort:

Ich kann halt nit beiſtimme, wenn mer das Volk e Kind, oder e Bube, oder e Jüngling, oder e Bummler neunt. Jo, es hat von Enigem Eppes, aber im Ganzen muß mer doch ſage, daß des Volk e Mann iſt. Woran könne Sie e Mann rekogneiſe? Doran, daß er praktiſch iſt. Dorum ſind auch die Americans die erſchte Männer. E Mann iſt aber praktiſch, wenn er nimt was er kriege kann und ſich überall zu helfe weiß. Ich muß geſtehe, als i noch in Deutſchland war, da war i ſo unpraktiſch wie e Philoſoph. Ich ſtohl e Uhr und e Geldkatz und ließ mi verwitſche. Aber da brach i uſe und ging nach Amerika. Hier wurd i zuerſt Porter in enem Hotel und wurd fortgejagt, weil zwei Röck fehlen dähte. Dann wurd i unpolitiſcher und dann politiſcher Loafer. Do bekam i de erſchte Inſtrükſchen in de Prinzipels. Aber i war noch nicht praktiſch genug und ſe ſägten mir, i hätt des Money in Sack geſteckt, wo i dermit ſollt de Eiriſchmän und de Platidüthſchken trieten. Weil auch de Policee mer uffäſſig war, ging i uf's Land zu de Baure. Well,' dacht' i, hier muß mer praktiſch ſi und i wurd halt Schulmeiſter, als i de Dochter von enem reiche Farmer herumgekriegt hatt. I gab de Baure Inſtrükſchen in de Prinzipels und bewies ihne, daß de Nigger Schwänz havve und de Baure kei Schwänz. Do hatt i das Malhör, daß de Inſuranees, wo ich beſorgte, nit ächt woren und de Baure ohne Schwänz dähte mi wippe. Do ging i in en anneres County un ſägt, de Baure hätte mi fortgejagt wege mei

religiöse Frömmigkeit, weil i e Methodischt sei. Well, die Baure ware noch dummer als die annere und se machte mi zu ihrem Parrer. I wurd halt sehr fromm und krigt Wörscht und Schinken, mehr als i fresse kunnt, und Money dazu. Aber i nußt doch Jemand havve, wo de Würscht mit mir verzehren däht, und se attrapirte mi mit enem jungen Ding und wippte mi gottsjämmerlich und setzte mi in de Zietung derzu. Das bracht mi uf de Idee, e Zietung zu starte. I ging halt in e anneres County und sägt, de Whigs hätte mi verfolgt wege mei demokratische Prinzipels un i wollt se feiten in enem Päper. Als se hörten, daß i e gutes Dütsch verstond, dähte sie das Money zusammenschieße un so wurd i halt Editor un bin es noch und en Office werd ich auch bald verwitsche. Sehe Sie, das nennt mer praktisch si und e Mann. So ist des Volk. Deshalb hab' i auch e Resolüschen wollen einbringe, daß mer bei der Uswahl von Editore mit Cäre soll zu Werk gehe und soll nur Männer nemme die

1) praktisch sin,
2) e gutes Renomme und Charakter havve,
3) gute Qualifikäschen havve und Meister sin in de dütsche Sproch und Prinzipels.

Wenn me so ze Werk gehen duht, so kann mer de Preß erst organeise wie se muß georganeist si und de Weltverbesserer vom Johr Anno Flüchtig no Haus schicke.

Die Rede des Editors Viech erregte bei einem Theil des Auditoriums einiges inneres Kopfschütteln, bei einem andren aber fand sie um so entschiedeneren Beifall. Wenn es auch Einigen schien, daß sein Ausdruck nicht immer genug abgewogen sei, so fand man doch seine Illustration eines praktischen Mannes vortrefflich.

Die meiſte Uebereinſtimmung fand Editor Viech in „praktiſcher“ Beziehung bei ſeinem Kollegen Moraſter, nur befriedigte er dieſen nicht in formeller Beziehung. Auch ging er ihm nicht tief genug auf den Begriff vom „Volk“ ein, der dem editoriellen Wirken zu Grunde zu legen ſei.

Wie ſehr ich, ſprach Editor Moraſter, mit einzelnen Auffaſſungen und Winken der Vorredner, namentlich meines Kollegen Viech, einverſtanden bin, ſo wenig kann ich die allgemeine Definition von „Volk“ unterſchreiben, von der ſie ausgegangen ſind. Das Volk iſt nicht als eine lebendige Macht mit eignem Triebe aufzufaſſen, es iſt weder ein Kind, noch ein Jüngling, noch ein Mann, noch ein Bummler, nein, das Volk iſt eine Maſchine. Erſt wenn Sie dieſen Begriff zu Grunde legen, kommen Sie zu den geeigneten Schlußfolgerungen und zu der richtigen Auffaſſung unſerer Stellung. Wenn Sie in die Geſchichte zurückblicken, finden Sie, daß die Maſſe, die man Volk nennt, jemals eigene Motive, eigene Zwecke und eine eigene Thätigkeit gehabt hat? Das Volk war ſtets nur das Inſtrument in der Hand und für die Zwecke Anderer, die nicht zu ihm gehörten. Im religiöſen wie im politiſchen Leben hat es nie gedacht und gehandelt, ſondern iſt es nur geleitet und benutzt worden. Es war nichts Anders, als die Maſchine, durch deren Handhabung Fürſten wie Prieſter ihre Zwecke verfolgten. Und wie in der Monarchie, ſo in der Republick. Der Unterſchied beſteht bloß darin, daß ihm hier die Konzeſſion gemacht wird, ſich in Parteien zu ſpalten, damit es ſich einbilde, Selbſtzwecke zu verfolgen, daß die Leiter der Parteien an die Stelle der Fürſten treten und daß ſie ihre Maſchine durch Künſte

dirigiren ſtatt ſie einfach durch Kommando in Bewegung zu ſetzen. Die Maſchine als ſolche und ihr Zweck iſt dadurch nicht geändert. Bei der Dirigirung der Maſchine in der Republik iſt ein Haupthebel die Preſſe und daraus ergibt ſich die Wichtigkeit unſerer Stellung. Wir ſind die Ingenieure und Mechaniker bei der Anwendung der Volksmaſchine zu den Zwecken der Dirigenten. Um aber dieſe Stellung würdig auszufüllen, kommt es darauf an, daß wir an dieſen Zwecken d. i an den Früchten der Parteithätigkeit möglichſt viel Antheil haben, mit andren Worten, daß wir für unſre Mitwirkung angemeſſen belohnt werden durch Zuſchüſſe und durch Aemter. Hierin gipfelt die Ehre und die Miſſion des Deutſchthums. Die Stellung und Bedeutung des Deutſchthums in Amerika können Sie ganz genau an dem Antheil meſſen, den ſeine Preßvertreter an der Parteibeute haben. Deshalb Ehre den Preßvertretern! Je mehr Stimmen ich der Partei ſichere, ein deſto beſſerer Ingenieur bin ich und deſto höher kann ich meine Anſprüche ſchrauben. Das iſt der praktiſche Geſichtspunkt und ein andrer darf nicht gelten. Deshalb gehört es auch zu unſerer Haupt-Aufgabe, Alles fern zu halten und zu bekämpfen, was die Wirkſamkeit der Partei-Maſchinerie unterbrechen oder ſtören könnte. Nur was die Partei will und was ihr nützt, dürfen wir wollen und gelten laſſen. Alle ſ. g. Ideen, idealen Intereſſen, Prinzipien und Reformen, kurz, alle „Ismen", wodurch die Köpfe beunruhigt und aus dem Parteipferch getrieben werden könnten, haben wir auf Tod und Leben zu bekämpfen. Sie ſind Phantaſie und Schwindel, weiter nichts. Deshalb vor Allem Krieg durch jedes Mittel dem Langen und Längſten, der dem Volk einzubilden ſucht, es

könne und müsse für sich selbst denken, und es mit allerlei Schwindel-Ideen und Neuerungen zu berücken strebt. Der Mensch ist Narr und Schuft zugleich, denn mit seinen Tollheiten hat er es zugleich auf unsre Mission und unsern Beutel abgesehen. Als ich noch über diese Mission im Unklaren war, habe ich den Menschen „bewundert; dann aber habe ich ihn gehaßt; später habe ich ihn verachtet und jetzt ekelt er mich an". (Allgemeines Bravo.)

Editor Seiltänzer: ich beantrage, daß wir allgemeinen Ekel empfinden.

Angenommen. Es wird allgemeiner Ekel empfunden.

Der folgende Redner war der Editor Arion. Er hatte erst vor Kurzem die editorielle Laufbahn betreten, aber er hatte seit Jahren als Beobachter das Sanctum des Editors Leichenhoff besucht und war dadurch erfahren und praktisch geworden. Meine geehrten Vorgänger, sprach er, haben das Praktische so definirt wie ich es ebenfalls auffasse, aber für das Volk glaube ich eine bessere Bezeichnung gefunden zu haben. Das Volk ist mehr als ein Mann und sicher mehr als eine Maschine, das Volk ist ein Aristokrat. Ich heiße Arion, aber ich bin nicht „der Töne Meister", sondern ich mögte mich den Meister der Schwänze nennen. Mein Vorgänger Viech war auf der Spur meiner Doktrin, indem er von den Schwänzen der Neger sprach, aber er hat die Schwanz-Doktrin nicht ausgedehnt bis zur Lehre von der Aristokratie der Racen. Steigen Sie hinab bis zu den unvollkommensten Thiergattungen, so werden Sie die längsten Schwänze mit der größten Unvollkommenheit vereinigt finden. Manche Reptilien bestehen, so zu sagen, aus lauter Schwanz.

Was ist ein Wurm, eine Raupe, eine Schlange? Ein Schwanz, der am obern Ende ein Maul hat. Nun steigen Sie durch das Thierreich hinauf bis zum Menschengeschlecht, so werden Sie den Schwanz, mit wenig Ausnahmen, verhältnißmäßig immer kleiner finden, je größer die Zivilisationsfähigkeit wird. Ein Vorgefühl dieser Wahrheit hat auch die Menschen getrieben, den edelsten Hunden und Pferden die Schwänze zu kappen. Die roheste Art der Wilden, die man Chimpanses nennt, haben noch einen ansehnlichen Schwanz. Bei den Negern, die eben noch wild genug sind, um gefangen zu werden, aber zahm genug, um einer höheren Race dienstbar zu sein, finden Sie den Schwanz schon seltner. Bei den meisten entwickelt er sich bloß innerlich und gibt sich namentlich bei den Negerinnen durch ein Hervorragen des hintern Körpertheils kund. So lang die Menschen den Schwanz äußerlich tragen, sind sie der Zivilisation nicht fähig; erst wo er als bloßes os sacrum oder Steißbein sich unter der Haut verbirgt, beginnt die Zivilisationsfähigkeit. Man könnte da sagen, das Steißbein verstecke sich im Bewußtsein seiner Unvollkommenheit vor den Augen der Zivilisation. Nun aber weis't das os sacrum bedeutende Unterschiede auf. Je edler die Menschenrace wird, desto kleiner das os sacrum, so daß man sagen könnte, die edelste Raeenentwickelung sei da zu finden (sich nach seinem Rücken umschauend), wo gar kein Hinterer ist. Menschen ohne Hintern finden Sie nur unter der kaukasischen Race. Sie ist also berufen zur Herrschaft über die Racen mit dem stärker entwickelten os sacrum d. i. mit innern und äußern Schwänzen. Die Sklaverei ist daher eine natürliche, auf dem Steißbein ruhende Einrichtung. Es gehört zu den scheinbar wider-

sprechenden Einrichtungen der weisen Vorsehung, daß Derjenige bestimmt ist, sich auf den Thron der Welt zu setzen, der am Wenigsten von einem Hintern hat. Ist die Vorsehung selbst nicht vollständig ohne os sacrum und Hintertheil? Können Sie sich den Allmächtigen mit einem Schwanz oder Steißbein denken? Nur den Teufel finden Sie mit diesem Symbol der Verworfenheit behaftet.

Dieß ist meine Doktrin von den Schwänzen oder von der Aristokratie der Racen. Predigen Sie dem Volk von Recht und Unrecht, von Verstand und Unverstand, von Vollkommenheit und Unvollkommenheit vor — es wird Sie nicht begreifen; sagen Sie ihm aber, es sei eine edle Race, weil es keinen Schwanz habe, und deshalb zur Herrschaft berufen über die Schwanz- und Steißbein-Racen, und deshalb müsse es für die Sklavenhalter stimmen, so werden Sie auf der Stelle sein edelstes Selbstgefühl erregen. Das ist, was ich den Aristokraten im Volk nenne. Die Aristokratie wird nur a posteriori demonstrirt. Der Aristokrat steckt nicht im Kopf, sondern in seinem Gegen-Theil. Lassen Sie mich dieser Ueberzeugung einen energischen Ausdruck verleihen durch den Ruf: Nieder mit den Schwänzen!

Dieser Ruf fand in der Versammlung einen schwachen Nachhall. Aber der Editor Biedy, der vorzugsweise applaudirte, knüpfte daran den Antrag, die Versammlung solle ein Komite ernennen, welches das sacrum os jedes Mitgliedes zu vermessen habe. Die Würdigkeit und Fähigkeit solle dann nicht, wie die Phrenologen wollen, nach der Größe des Schädels, sondern nach der Kleinheit des Steißbeins festgesetzt werden.

Dieſer Antrag erregte unter den Verſammelten einiges Bedenken und der auf's Höchſte indignirte Präſident Politor ſuchte ihn brevi manu zu beſeitigen indem er energiſch dagegen proteſtirte.

Doch dieſe komiſche Angſt des Präſidenten vor dem Viechſchen Antrag verurſachte Aſa Reckenloff ein beſonderes Vergnügeu und er unterſtützte den Antrag mit folgenden Worten:

Ich ſchließe mich dem Antrag an und zwar aus ganz andren Gründen, als den dafür geltend gemachten. Daß der Schwanz ein Zeichen der Inferiorität ſei, kann ich durchaus nicht zugeben. Die edelſten Thiere, der Löwe, das Pferd, der Hund zeichnen ſich aus durch einen wohlgebildeten Schwanz und ich ſehe nichts, was der Möglichkeit im Wege ſtände, daß auch der Menſch es im Lauf der Entwicklung zu einer ſolchen Zierde bringen werde. Wäre ſie einmal da, ſo würden wir ſie eben ſo wohl als eine beſondre Schönheit betrachten wie das Haar und andre Körperzierden. Dann würde es heißen: „welch' einen herrlichen Schweif hat Miſter M.! Welch' reizenden Schwanz hat Mrs. N.!" Statt Arm in Arm, würden die Paare Schweif in Schwanz ſpazieren gehen und geſchloſſene Geſellſchaften könnten ſich a la Rattenkönig vereinigen. Und welche herrliche Handhabe würde der neue Appendix beim Angriff darbieten! Statt Einen „beim Schopf" zu faſſen, nähme man ihn beim Schweif und riſſe ihn ihm zur Noth aus, ſtatt ihm „ein Bein auszureißen". Der Reiter könnte den ſeinigen als Peitſche gebrauchen, namentlich wenn er ihn durch eine knallende „Extenſion" verlängerte, und der Schulmeiſter hiebe die Jungen kurzweg mit dem Schwanz um die Ohren.

Einen besondern Dienst aber würde diese Extremität beim Gestikuliren leisten. Man denke sich den Pastor Nöthig auf der Kanzel, der im höchsten Pathos den Schwanz gen Himmel streckte, oder einen Stumpredner, der damit nach seinen Zuhörern zielte! Eine nicht geringere Bereicherung würde die Physiognomik und die Zeichensprache erhalten. Man würde stundenlang in den Straßen umhergehen, um an der Art des Schwanztragens physiognomische Studien zu machen und die Charakterschwänze herauszufinden. Wer aber bloß bedenkt, wie beredt schon die Hunde die ihrigen zu verwenden wissen, der wird sich die Schwanzsprache der Menschen als unendlich ausdrucksvoll und vielsagend vorstellen können. Z. B.: Haltung des Schwanzes im Augenblick einer Liebeserklärung; beim Anblick eines gedeckten Tisches; bei der Ergreifung eines Töpfchens Bier oder beim Reiben eines Salamanders; beim Wiedersehen nach langer Trennung; beim Fallen der Staatspapiere; beim Ausreißen eines Königs vor der Revolution; beim Verfolgen des Feindes nach der Schlacht u. s. w. Ich bin daher der Meinung, daß die Aristokratie eben sowohl im Besitz wie im Mangel eines Schwanzes gefunden werden könnte, und würde gar nichts dawider haben, wenn sich plötzlich unser os profanum um einige Ellen verlängerte.

Die Rede Reckenloff's machte auf mehrere der Anwesenden einen beunruhigenden Eindruck, namentlich aber auf den Präsidenten Politor. Er rückte eine Zeit lang auf seinem krachenden Sitz hin und her, als suche er die rechte Stelle, wo sein os sacrum vor jedem Versuch, es zu messen, vollständig gesichert sei. Endlich fand er die nöthige Ruhe wieder, um ein Paar Töpfchen Bier zu

trinken. Dennoch hielt er es für nöthig, der ihm so anstößig oder bedenklich gewordenen Diskussion einen Damm zu ziehen, und er glaubte dieß am Besten dadurch bewerkstelligen zu können, daß er sie von dem bisherigen Thema, dem „Volk", auf ein anderes ablenkte.

Wir haben, sprach er, in unserer Diskussion gewichtige Aufschlüsse über das Volk geliefert und unser Protokoll wird uns ein Denkmal stiften, an dem sich noch die Nachwelt erbauen kann. Es scheint mir aber von Bedeutung zu sein, daß wir den Kreis unserer Betrachtungen noch weiter ziehen und nun auch unsre Ansichten über die Welt im Protokoll deponiren. Was mich betrifft, so mögte ich die meinige in aller Kürze also äußern: die Welt scheint mir gleichsam wie eine große Volkshalle zu sein, natürlich vorausgesetzt, daß dieß (ein Töpfchen Bier erhebend) nicht fehle.

Editor Eselen: Die Welt ist die Permanenz der durch die Transszendenz sich vermittelnden Immanenz.

Editor Reckenloff: Die Welt ist der ewige Salamander, den die Kraft auf dem Stoffe reibt.

Editor Mörtel: Die Welt ist der Weinberg des Herrn, aber die Weinkneipe für seine Kinder.

Editor Hasendreck. Die Welt ist eine Anstalt für den Gesammtfortschritt. Extree $2.

Editor Moraster: Die Welt ist ein Markt, auf dem Jeder verkauft, was er hat, zuerst sich selbst.

Editor Viech: Die Welt ist ein Stall für Viech ohne Schwänz un für Viech mit Schwänz. Dorum wollt ich de Resolüschen einbringen —

Präsident Politor (aufgeregt): Resolutionen sind hier

nicht am Platz, sie sind gegen die Ordnung der Diskussion. Wir können keine Resolutionen über die Welt fassen, weil die nicht unter unserer Kontrole steht. Da übrigens einmal von Resolutionen die Rede ist und die Verhandlungen ohnehin unterbrochen worden sind, halte ich es für geeignet, daß wir dieselben zum Schluß bringen Wir haben die Aufgabe der Presse, wir haben das Volk und sein Verhältniß zu uns, wir haben sogar die Welt unserer Diskussion unterworfen. Wir haben jetzt zur Fassung von Beschlüssen zu schreiten, um unsrem Zweck, Sicherung der Ehre und des Interesse der Journalistik so wie der deutschen Mission im Allgemeinen, einen genauen und bestimmten Ausdruck zu geben. Ich ersuche daher das betr. Komite, in der nächsten Sitzung seine Beschlüsse vorzulegen.

Vertagung.

Cincinnati.

Nachdem die Editoren zur dritten Sitzung versammelt waren, ersuchte Präsident Politor den Sekretair Seiltänzer, die von dem betreffenden Komite ausgearbeiteten Resolutionen zu verlesen. Sie lauteten:

In Erwägung, daß es im Interesse der deutschen Mission nothwendig erscheint, die deutsche Presse in Amerika nach übereinstimmenden allgemeinen Grundsätzen zu organisiren;

in Erwägung, daß dieselbe nur dann als eine Macht auftreten und die Achtung der Welt gewinnen kann, wenn ihre Vertreter ein Beispiel der Achtungswürdigkeit, Einigkeit und Brüderlichkeit aufstellen;

in Erwägung, daß ihr materielles Interesse nicht minder, als ihr geistiges und moralisches, eine feste Richtschnur und ein würdiges, allgemein durchgreifendes Geschäfts-System erfodert —

haben die zur Besprechung und Erreichung dieser wichtigen Zwecke in Cincinnati versammelten Editoren Folgendes beschlossen und festgestellt:

1) Wenn auch nicht gradezu der Grundsatz durchzuführen ist, daß Derjenige der fähigste und würdigste Editor sei, der das meiste Bier trinken kann, da diese Fähigkeit hauptsächlich von der körperlichen Beschaffenheit abhängt, so soll doch Niemand in die Reihen der Editoren aufgenommen, oder als Editor anerkannt werden, der nicht ein enthusiastischer Lobredner des nationalen Getränks ist und mindestens täglich 12 Töpfchen Bier trinkt. Dispensationen sind nur statthaft im Falle bedeutender sonstiger Verdienste.*)
2) Es soll Niemand als Editor zugelassen oder anerkannt werden, der vom Galgen abgeschnitten ist, Eltern oder Kinder umgebracht hat und eine Brandmark auf der Stirne trägt, oder das A B C nicht versteht.
3) Anstand und Würde soll aufrecht erhalten und Persönlichkeiten sollen aus der Presse streng ausgeschlossen werden. Zur Erleichterung dieser Aufgabe wird hiermit der Holzkomment eingeführt. Beschimpfung, Herabsetzung und Verleumdung unver-

*) Dieser Zusatz wurde mit besonderer Rücksicht auf den Editor Kleckson eingeschaltet.

beſſerlicher Gegner iſt nicht als Perſönlichkeit anzuſehen.

4) So wie mitunter bei Werbung einer Armee das praktiſche Mittel angewendet wird, den Rang der Officiere nach der Zahl der Rekruten zu beſtimmen, die ſie zuſammenbringen, ſo ſoll auch die Qualität der Editoren nach der Zahl ihrer Abnehmer beſtimmt werden, denn „Volkes Stimme iſt Gottes Stimme".

5) Niemand ſoll als Mitglied der Preſſe zugelaſſen werden, der 6 Fuß lang oder noch länger iſt. Deshalb Haß dem Langen und Längſten!

6) Eine Länge von 6 Fuß überſchreitet den Maßſtab der Wahrheit und Gerechtigkeit, hat alſo nur auf das Gegentheil Anſpruch.

7) Wer den folgenden Beſtimmungen ſich nicht anſchließt, ſoll auf alle Weiſe unſchädlich gemacht werden.

8) Jeder Editor hat ſich zum Schutz gegen widerſpännſtige oder untreue Abonnenten mit einem Fläſchchen Laudanum, einem Revolver und einem Brennſtoff zum Häuſeranzünden zu verſehen, nach dem Grundſatz: quod medicina non sanat, ferrum sanat; quod ferrum non sanat, ignis sanat. (Was Medizin nicht heilt, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer.)

9) Dieſe Mittel ſollen übrigens nicht eher angewandt werden, als bis „Trieten", Betteln und moraliſche Nothzüchtigung ſich als fruchtlos erwieſen haben.

10) Wenn in irgend einer Gegend das Publikum den Bemühungen Einzelner hartnäckig widersteht, sollen die Editoren der umliegenden Bezirke zu einem gemeinsamen Treibjagen auf Abonnenten zusammentreten und die Beute unter sich theilen.

11) Vergiftet, erschießt oder verbrennt ein Editor einen widerspännstigen Abonnenten, so sollen die übrigen Mitglieder des Bundes ihn bei Aufbringung der Prozeßkosten unterstützen.

12) Da es häufig vorkommt, daß die Editoren, Herausgeber und reisenden Agenten bei ihren zahlreichen Reisen sich einander auf der Straße über den Haufen rennen, wodurch das Ansehen der Presse leidet, so sollen dieselben, um sich zeitig erkennen und sich ausweichen zu können, als Abzeichen ein schwarzrothgoldenes Band im untersten Knopfloch tragen. Das Erkennungs- und Brnderwort ist: la bourse ou la vie. Das Ausweichen geschieht, wie beim Fahren, immer nach der rechten Seite.

13) Niemand soll einem Abonnenten länger als 50 Jahre borgen. Prämien zur Gewinnung von Abonnenten dürfen den zehnfachen Betrag des Abonnements nicht übersteigen.

14) Wenn ein Abonnent stirbt, soll ihm sein Blatt höchstens noch 10 Jahre nach seinem Tode zugesandt werden und weigeru sich dann seine Erben zu zahlen, so verfallen sie dem rothen Hahn.

15) Jeder Editor soll Mitglied von mindestens 12 Vereinen oder Logen zu werden suchen.

16) Man soll aller Welt die Wahrheit sagen, nur nicht

dem Volk. Populus vult decipi, ergo decipiatur!

17) Es gibt kein Intereſſe, keine Zwecke, keine Wahrheit und keine Miſſion außerhalb der Partei, vorausgeſetzt, daß dieſelbe die geleiſteten Dienſte belohnt.

Als die Beſchlüſſe bis hierher verleſen waren, wurde es mir in der ohnehin ſehr drückenden Luft des Saales zu ſchwül und ich zog in Selbſtvergeſſenheit meinen rettenden Frack aus.

Zuvor muß ich bemerken, daß ich während der ganzen Dauer des Kongreſſes meinen Sitz am „Reporter"-Tiſch, zwiſchen den Berichterſtattern des „Journal des debats", der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", der „N. Y. Tribüne" u. ſ w., gehabt hatte. Niemand hatte mich erkannt, ſogar die ſchwäbiſche Wittwe nicht, da ich beſtändig den Frack des Dichters Hildgard trug, der die Kraft beſaß, mich unkenntlich zu machen. Als ich nun aber beim Verleſen der letzten Beſchlüſſe meinen Frack auszog und plötzlich in meiner ganzen unbeſchützten Länge vor der Verſammlung ſtand, wurde ich ſofort erkannt und Alles ſtürzte unter dem Ruf „der Lange! der Längſte!" auf mich zu. In demſelben Augenblick aber ſtürzte aus dem Hintergrund die ſchwäbiſche Wittwe hervor, ergriff meine Hand und rief: „Theurer Freund Hecker, wie lang haben Sie auf ſich warten laſſen!"

D e r der Hecker? ſchrieen die Editoren. Dahinter ſteckt ein großartiger Betrug. Unterſuchung, Unterſuchung!

Das plötzliche Erſcheinen der trefflichen Wittwe brachte mich aus der Faſſung. Mich von ihr losreißend, eilte ich

zur Thüre hinaus und ließ die Bestürzte unter den wüthenden Editoren zurück, die sie mit Fragen über den vermutheten Betrug bestürmten.

Die Freundinn des Herrn Hecker war über das Benehmen der Editoren nicht wenig empört. Sie begriff nicht, wie man diesen allverehrten Mann so unwürdig behandeln könne, daß ihm der Anstand nicht mehr erlaube, in der Versammlung zu verweilen. Endlich aber, da sie selbst, als Freundinn des großen Mannes, sich mit Respekt behandelt sah, wurde sie für die Fragen der Editoren zugänglicher und erzählte ohne Umschweife, wann und wo sie den Volksmann Hecker kennen gelernt, daß er damals auf der Reise zum Editorenkongreß gewesen, daß er sie habe besuchen wollen u. s. w.

Aber irren Sie sich nicht? fragte der Editor Kleckſow. Wissen Sie gewiß, daß der Mann in Hemdsärmeln, den Sie so eben diese Versammlung verlassen sahen, der nämliche ist, der sich auf der Eisenbahn im Alleghanygebirge für Hecker ausgegeben?

Er ist der nämliche, sprach sie, er ist der leibhaftige Hecker.

Wovon hat er denn gesprochen? fragte Kleckſow weiter. Sprach er nicht von Revolution und ähnlichen Dingen?

Freilich. Er sagte, daß er eine Reise mache, um die Revolutionaire wieder auf die Beine zu bringen und dann den Editorenkongreß zu besuchen.

Gab er Ihnen keine Adresse an?

Allerdings. Seine Adresse ist: Fr. Hecker, care of K. Heinzen Esq , New-York.

Endlich haben wir ihn, jauchzte der Editor Moraſter.

Unbezahlbar, rief der Exeditor Haſendreck dazwiſchen. Der Betrug und der ganze Plan iſt offenbar. Um Vergebung, haben Sie ihm von Ihrem Vermögen geſprochen?

Auch davon war die Rede.

Meine Dame, ſprach Kleckſow mit Anſtand und Würde weiter, Sie ſind in die Hände eines der größten Betrüger gefallen. Der Mann, den Sie für den Volksmann Hecker halten, iſt ſein größter Feind. Sie erlauben, daß ich Sie begleite und zu Protokoll vernehme. Ich bin Detecthief-Editor.

Damit nahm er die erſtaunte Wittwe an die Seite und brachte ihre Ausſagen nebſt den erfoderlichen Zuſätzen zu Protokoll.

Unterdeſſen wählten die übrigen Editoren ein Unterſuchungskomite, deſſen Hauptmitglieder der Exeditor Haſendreck, der Dreckseditor Moraſter und der Klexeditor Kleckſow waren.

Das Komite erhielt eine ungeahnte Maſſe von kriminaliſtiſchem Material. Außer dem myſteriöſen Verhältniß zu der ſchwäbiſchen Wittwe, welches bald das Stadtgeſpräch bildete, und noch verſchiedenen anderen Thatſachen, kam auch das Renkontre mit dem Dichter Hildgard zur Sprache. Dieſer nämlich war mit meinen Hoops nach Cincinnati gekommen und da er ſeine Diana nicht finden konnte, geberdete er ſich ſo mythologiſch, daß man ihn als verrückt arretirte und einſperrte. In dem Frack nun, den ich im Saal des Editorenkongreſſes zurückließ und der ſofort unterſucht wurde, fand man mehrere Manuſkripte von Hildgard, welche zu ſeiner Vernehmung und dadurch zur

Entdeckung des Verbrechens führten, das ich an ihm begangen hatte.

Auf dem Tisch, woran ich gesessen, ließ ich in der Eile allerlei Notizen und Papierschnitzel mit Glossen zurück. Darunter fand man folgende Epigramme:

Journalistischer Rath.

Wenn du eine gute Feder führst,
So werde Ochsentreiber;
Wenn du einen Ochsen in dir spürst,
So werde Zeitungsschreiber.

Teutsche Tonangeber in Amerika.

Teutschlands Vertreter wollt ihr sein?
O laßt euch diesen Irrthum nehmen!
Teutschlands Vertreter sind allein
Die Wen'gen, die sich eurer schämen.

Rache.

Hast du beleidigt die Gemeinheit,
So hilft dir keine Engelreinheit,
Du mußt dafür verleumdet werden,
Denn — „alle Schuld rächt sich auf Erden".

Strafe.

Je mehr du hohen Zwecken nachgesonnen,
Je mehr hast du's bei diesem Plebs verfehlt;
Bist du zur Noth dem Narrenthum entronnen,
Wirst du den Schurken sicher zugezählt.

Lumpenprätension.

Die Lumpen kann nichts mehr empören,

Als wenn ſie von Verachtung hören.
Sie fodern — ſeltſames Begehren —,
Als Lumpen ſoll'ſt du ſie verehren.

Differenz.

Ihr mögt mich nicht und ich noch wen'ger euch.
In dem Punkt ſteh'n wir ziemlich gleich,
Wir differiren nur in dem Betrachte,
Daß ihr mich haßt und daß ich euch verachte.

Das ſind, rief der Exeditor Haſendreck, der die Epigramme vorlas, offenbare Anſpielungen. Dieſer freche Verräther!

Und Alle grinſ'ten wüthend die nämliche Ueberzeugung.

Doch dabei blieb es nicht. Zufällig war auch die Dame in Cincinnati, welche ich zwiſchen New-York und Philadelphia kennen gelernt und bei welcher ich mich für einen reichen Importer ausgegeben hatte. Sie ſah mich in meinem Gaſthof und als ſie von der, gegen mich eingeleiteten Unterſuchung und meinen wahren Namen erfuhr, konnte ſie ſich vor Entrüſtung über die ihrem hohen Stande widerfahrene Beleidigung nicht mehr halten, ſie ſchrie laut über den ihr geſpielten Betrug und man beeilte ſich, ſie ebenfalls zu Protokoll zu vernehmen.

Auch Das war noch nicht Alles. Man hatte von meinem Beſuch in Milwaukee gehört und es kurſirten ſeltſame Gerüchte über mein Verhältniß zu der ſchönen Mathilde Urania. Dieſe Gerüchte erhielten endlich ihren wahren Inhalt durch den Bericht eines in Cincinnati anweſenden „Demokraten" aus Milwaukee, der erzählte, ich ſei von der Kriminalpolizei verfolgt worden u. ſ. w.

Nachdem das Untersuchungskomite alle Zeugen vernommen und alle nöthige Information eingezogen hatte, wobei der Editor Moraster als Hauptzeuge auftrat, stattete es in einer besondern Sitzung des Kongresses seinen Bericht ab und knüpfte daran den Antrag, mich verhaften zu lassen und vor Gericht zu stellen. Dieser Antrag, von dem Editor Moraster verfaßt, war folgender Maßen motivirt:

Es ist durch die genaueste Untersuchung und die glaubwürdigsten Zeugnisse konstatirt worden, daß der Lange und Längste, der schon seit Jahren der ganzen Presse durch seine verbrecherische Handlungsweise wie durch seine geistige Unfähigkeit zum größten Aergerniß und zur größten Schande gereicht hat, der aber trotz Alledem fortfuhr sich zur Presse zu rechnen, kürzlich sich folgender schändlichen Verbrechen schuldig gemacht hat:

1) Auf der Eisenbahn zwischen New-York und Philadelphia hat er sich einer reichen Kaufmannsfrau genähert unter der Maske eines vermögenden Importers aus Philadelphia und den, zum Glück durch die Wachsamkeit der Dame vereitelten Versuch gemacht, ihre Geldbörse zu stehlen. Als das Eisenbahnpersonal ihn festnehmen wollte, sprang er vom Wagen und entkam mit Hülfe seiner langen Beine.

2) Während seines Aufenthalts in Wahrheitsdorf trieb ihn der „Neid" über die dortigen Erfolge des Editors Moraster, der eben in Geschäften anwesend war, die Bürger durch Verleumdung gegen denselben aufzuhetzen und ihn verhaften zu lassen; als aber die Wahrheit an's Licht kam, mußte er vor der

Entrüſtung der Bürger flüchten und entkam abermals mit Hülfe ſeiner langen Beine.

3) In Teutonia ſollte eine Volksverſammlung zu Ehren der Volksmänner Hecker und Struve abgehalten werden. Als der Neidhard davon hörte, beging er die Infamie, zwei wüthende Bären, die er von einem Jäger gekauft, in die Verſammlung zu hetzen und dadurch die Demonſtration zu hintertreiben.

4) Auf der Eiſenbahn zwiſchen Harrisburg und Pittsburg hat er die Frechheit ſo weit getrieben, ſich bei einer reichen Dame, deren Sympathien für Fr. Hecker er kannte, für dieſen großen Volksmann auszugeben. Er machte den Verſuch, ſich ihr Vermögen, ſcheinbar zum Beſten der Revolution, verſchreiben zu laſſen und hat ihr in Cincinnati ein Rendez-Vous gegeben mit dem Auftrag, ihm ihr baares Kapital hier für die Zwecke des Editorenkongreſſes auszuhändigen. Seine Abſicht, dieſe Dame, welche Wittwe iſt, um ihr Vermögen zu beſchwindeln, iſt vollſtändig erwieſen.

5) In Milwaukee hatte er ſich bei dem Haupt des teutſchen Hellenenthums, dem Billionair Domſchke, und den ihm befreundeten Damen ſo weit einzuſchmeicheln gewußt, daß er im Palaſt der ſchönſten, der Mathilde Urania, einquartirt wurde. Unter dem Vorgeben, den Park und die in demſelben aufgeſtellten Kunſtwerke beſichtigen zu wollen, lockte er jene allgemein geachtete Dame, welche nichts Böſes ahnte, in ein dunkles Gebüſch und hier verſuchte das Ungeheuer, ihr Gewalt anzuthun, bei welcher Gelegenheit es ihr ſogar die Hoops vom Leibe riß.

(Allgemeiner Ausdruck des „vollständigsten Ekels".) Zum Glück eilte auf das Geschrei der Angegriffenen die Polizei auf den Platz und rettete sie aus den Klauen des Unmenschen, der indeß abermals mittelst seiner langen Beine entkam.

6) Wie mehrere Jäger behaupten, hat er sich auch einer Mormonen-Kolonie anzuschließen gesucht, sich aber unter denselben so unsittlich betragen, daß sogar diese Unmenschen ihn aus ihrer Mitte ausstießen und zur Flucht nöthigten.

7) Auf der Reise hierher traf er im Urwalde unsern größten zisatlantischen Dichter, unsern amerikanischen Hölderlin oder Lenau, den Professor Hildgard. Er überfiel denselben meuchlings, setzte ihm das Pistol auf die Brust, nahm ihm alles Honorar ab, das er von der „Atlantis" für seine herrlichen Gedichte erhalten hatte, zog ihm seinen Frack aus, raubte ihm die darin enthaltenen Manuskripte mit der Absicht, sie unter seinem Namen zu publiziren, und ließ dem Entblößten nichts als die geraubten Hoops mit der Absicht, dadurch die Schritte der Verfolger gegen einen Unschuldigen zu lenken.

Nachdem wir diese schändlichen Verbrechen und Unmenschlichkeiten konstatirt haben, tragen wir darauf an, gegen den besagten Langen und Längsten eine Kriminaluntersuchung einleiten und ihn zu dem Zweck sofort arretiren zu lassen.

Der Antrag des Komite's wurde unverzüglich angenommen und ohne Zögern eine Deputation abgesandt, welche meine Verhaftung veranlaßte. Ehe ich Zeit hatte,

mir einen neuen Rock zu kaufen, wurde ich in Hemdsärmeln in die „Jail“ gebracht.

Unterdeſſen aber brach im Schooße des Editorenkongreſſes eine Revolution aus. Der Einzige, der gegen meine Verhaftung geſtimmt hatte, war Aſa Reckenloff; doch die Schnelligkeit der Verhandlungen und die raſche Ausführung der gefaßten Beſchlüſſe ließ ihm keine Zeit, ſein abweichendes Votum zu motiviren. Das verdroß ihn ſehr und nachdem die Verhaftungsdeputation ſich entfernt hatte, ließ er ſich in äußerſter Wuth alſo vernehmen:

Ich ſtimme nochmals gegen dieſen Schritt und ſage mich feierlich los von Denen, welche ihn beſchloſſen haben. Nicht, als hätte dieſer Lange und Längſte nicht Alles verdient, was gegen ihn geſchieht; vielmehr hätte man ihm ohne Weiteres die langen Beine ausreißen oder den nichtsnutzigen Schädel mit einem zwölfzölligen Balken ſpalten ſollen. Aber die Motivirung der Beſchlüſſe war ungerecht, war prinzipiell falſch, war nicht radikal, war eine Beleidigung des Kommunismus. Der Lange und Längſte wird beſchuldigt, er habe eine Geldbörſe ſtehlen wollen und einen Frack wirklich geſtohlen. Als Kommuniſt weiſe ich dieſe Anſchuldigung zurück, da ich nichts unterſchreibe, was gegen mein Prinzip iſt. Diebſtahl kann nur exiſtiren wo Eigenthum exiſtirt; da ich aber kein Eigenthum anerkenne, kann ich auch keinen Diebſtahl anerkennen. Nur Bourgeois und Feinde der Proletarier können entgegengeſetzte Beſchlüſſe faſſen und, bei Odin und Aſa Thor, ich bin ein Kommuniſt! Wer dagegen muckſt, dem bin ich bereit eine Lehre zu geben, daß ſeine Bour-

geoisgesinnung in der Form von Gehirnganglien die Wand dieses Saales tapezirt.

Trotz der Wuth Reckenloffs wagten einige Editoren Widerspruch zu erheben. Er aber war in jener heiligen Stimmung, welche das Leben für die Realisirung des Prinzips einsetzt, und, einen Sessel ergreifend, hieb er wie ein Simson ein in die Philister. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr erfolgte. Alles schrie und stürmte nach der Thüre, sechs Editoren sprangen zum Fenster hinaus und Präsident Politor stürzte auf das os sacrum rücklings zu Boden.

Als ich in der „Jail" mich psychologisch untersuchte, fand ich, daß ich vom Kopf bis zur Zehe, von Innen und von Außen, aus lauter Schmerz bestand. Mein „ideales Innere" war gleichsam eine einzige moralische Wunde. Ein solches Ende meiner Erholungsreise und meiner Theilnahme an dem Editorenkongreß -- wer hätte das vorausgesehen! Wofür hatte ich nun so große Opfer gebracht und eine so große Tugend entwickelt? Warum war ich Thor nicht mit der schwäbischen Wittwe nach Schönthal gegangen, warum nicht in Pittsburg beim hochwürdigsten Bischof geblieben, warum nicht den Einladungen der Turner von St Louis gefolgt, warum endlich hatte ich die Zärtlichkeit der schönen Mathilde Urania in Milwaukee geflohen? Gibt es etwas Bittereres, als, solche Tugend zu üben und so dafür belohnt zu werden? Gern hätte ich nach Oben gerufen: Herr, vergib ihnen, den Editoren, denn sie wissen nicht was sie thun; aber ich dachte, sie wüßten es nur zu gut und sie hätten es darauf abgesehen, mir durch solche Verkennung und solche Schmach gradezu das Herz zu brechen.

Daß es am Brechen war, fühlte ich ganz deutlich, namentlich hatte die Wand zwiſchen der rechten und der linken Herzkammer einen Riß bekommen, ſo daß die rechten und die linken Gefühle ſich dadurch belauſchen konnten.

In dieſem Zuſtand ſaß ich in der halbdunklen Zelle auf dem einzigen Stuhl, womit ſie geziert war, und dachte mit Wehmuth über die Vergangenheit, mit Schwermuth über die Gegenwart und mit Schrecken über die Zukunft nach. Mein Blick fiel auf ein abgegriffenes Buch, das auf dem kleinen Tiſche lag. Es war die Bibel, die in dieſem Lande nirgendwo fehlt. Ich fühlte einigen Troſt bei dieſem Anblick, aber ich hatte keine Kraft mehr, auch Vertrauen zu fühlen. Das Buch in die Hand nehmend, ſchlug ich einige Stellen auf, mit deren Hülfe ich in Pittsburg meine Frömmigkeit bewährt hatte, und las und redete und ſprach:

„Der Geiſt und die Braut ſprechen: Komm'!"

Freilich hatte der Geiſt und die Braut, die zu Schönthal wie die zu Milwaukee, geſprochen: „Komm'!" Aber ich hatte nicht gehorcht. Jetzt hat das Kommen ein Ende. Jetzt heißt es nicht mehr „komm'!", ſondern: ſitz'! Und wenn Jemand kommt, ſo ſind es meine Ankläger, meine Richter und vielleicht meine Henker.

„Mit meinem Gott kann ich über die Mauer ſpringen!"

Ja, es hat ſich was über die vier Mauern zu ſpringen, die oben einen Deckel haben. Mit meinem Gott kann ich es nicht und ohne ihn auch nicht. Gibt es keinen Turner, der mir den göttlichen Mauerſchwung lehrt?

„Herr, läutere meine Nieren und mein Herz!"

Damit wird der Herr leichte Arbeit haben, denn meine

Nieren und mein Herz ſind ſchon in vollſter Läuterung begriffen und ich fühle, daß ſie bald vollſtändig werden geläutert ſein.

„Ich lobe den Herrn, der mir gerathen hat; auch züchtigen mich meine Nieren bei Nacht.“ .

Den Herrn zu loben für den Rath, der mich hierhergebracht hat, fällt mir zwar ſchwer, aber da mein Religionslehrer „Far Weſt“ es vorſchreibt, will ich es thun. Daß meine Nieren mich noch züchtigen, iſt ſehr überflüſſig, denn ich bin ſchon gezüchtigt genug. Immer die Nieren!

„Herr, errette mich von den Einhörnern!“

Herr, erlaube mir bloß, eine Sylbe zu ändern, denn die mich hierher gebracht haben, ſind Zweihörner.

„Auf, Herr, hilf mir, mein Gott, denn du ſchlägſt alle meine Feinde auf den Backen und zerſchmetterſt der Gottloſen Zähne.“

Ja, Herr, thue das, dann kommt für ſämmtliche Zahnärzte der Welt das goldene Zeitalter. Ich werde dann durch mein Schickſal doch nach einer Seite zum Wohlthäter.

„Und ſein Riechen wird ſein in der Furcht des Herrn.“

In dieſem dumpfen Loch rieche ich freilich in der Furcht des Herrn, aber nicht die Prairiehühner zu Milwaukee und nicht den Blumengarten zu Schönthal. Ich fürchte, o Herr, daß es mit dem Riechen wie mit allem Andren zu Ende geht:

Mein Herz, was haſt du noch zu hoffen? Sprich!
Du denkſt an Brechen nur, wohlan, ſo brich!

Doch meinem Mangel an Vertrauen auf den Herrn und die Bibel war eine große Beſchämung zugedacht,

denn kaum war mir der Gedanke an den Blumengarten zu Schönthal durch den Kopf gefahren, so öffnete ſich die Thüre und herein trat — die ſchwäbiſche Wittwe.

Als ich ſie geſehen, wandte ich das Geſicht halb ab und bat ſie, mir acht Tage Zeit zu laſſen.

„Wozu?“ fragte ſie.

Damit mein Erröthen Zeit hat zu Ende zu gehen.

„Weshalb erröthen Sie denn vor mir ſo gewaltig?“

Weil Sie mich hier in Hemdsärmeln ſehen. Meine Tugend —

„Bei uns auf dem Lande gehen die Männer immer in Hemdsärmeln, aber ſie erröthen nicht darum.“

Im Grunde hätte ich mehr Urſache zu erblaſſen, als zu erröthen, denn ich kann mir denken, daß man Sie in großen Zorn gegen mich gebracht hat.

„Man hat das allerdings verſucht und ich geſtehe, daß ich Ihnen gezürnt habe, als ich über Ihre Täuſchung aufgeklärt wurde; als ich dann aber erfuhr, zu welcher ſchändlichen Anklage man dieſelbe benutzt hat, eilte ich hierher, damit Sie wenigſtens wiſſen, daß ich keinen Antheil daran habe, und um das Meinige zu Ihrer Rechtfertigung beizutragen. Weshalb gaben Sie ſich auf der Eiſenbahn für Herrn Hecker aus?“

Ich erkannte, daß Sie eine treffliche Frau waren, die aber, wie manche andre, durch ihr Gemüth oder ihre Phantaſie ſich zu einem Intereſſe verleiten ließ, das ihr Verſtand nicht rechtfertigen kann. Ich beſchloß daher, Sie für Ihre Schwäche zu ſtrafen, um Sie gelegentlich davon zu heilen. Sie haben ſich, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, in einen Namen verliebt und eine verſtändige Frau ſollte ſich nur in eine Perſon verlieben.

„Aber der Name bedeutet doch etwas.“

Allerdings, aber was? Die konfuse Romantik und die energielose Bummelei, die mit Hut und Stiefeln, Blouse und Bart renommirt, alle Marodeurs und Lakaien unter ihre Fahne sammelt und alle prinzipielle Kritik und alle Strenge der Verstandeszensur ausschließt. Damit macht man keine Revolution. Diese Heckerei mit ihrer rohen Renommisterei und ihrem ideenlosen Namen-Kultus hat der Revolution und der Freiheit viel geschadet und schadet ihr noch immer, indem sie bei Tausenden die Gedanken durch ein leeres Wort ersetzt. Ein amerikanisches Blatt in New-York berichtete vor einiger Zeit, Herr Hecker habe den Beinamen „der Hut“. Dieses Mißverständniß wird zu einer sehr treffenden Satyre. Können Sie sich die Heckerei denken ohne Heckerhut? Der Hut des Herrn Hecker hat ihm mehr Namen gemacht, als sein Kopf. Bedauernswerther Ruhm, durch einen Hut zum großen Mann geworden zu sein! Sollte ich aber denken, oder den Gedanken ertragen können, daß eine aufgeweckte, liebenswürdige Frau sich in einen grauen Filzdeckel verliebt?

„Aber Sie trugen doch keinen, als ich Sie kennen lernte. Ich habe nach Ihrem Hut nicht gesehen, doch gefielen mir Ihre Worte.“

Ich war aber nicht der Hecker.

„Es ist allerdings eine sonderbare Lage. Sie sind die Person, die ich gesehen und mit der ich korrespondirt habe und doch gab eine andre, ohne es zu wissen, den Namen dazu. Aber ich kann Ihnen nicht bös sein, weil Sie nicht einen andren Namen hatten und ein Andrer nicht

Ihre Perſon war. Sie waren nicht Der, den ich meinte, und doch kann ich keinen andren meinen.“

Ich kann keine Freundſchaft annehmen, die einem Andren beſtimmt war.

„Werden Sie ſie denn annehmen, wenn ſie für Sie beſtimmt iſt?“

Bedenken Sie, was Sie ſagen! Intereſſiren Sie ſich nicht für einen Menſchen, deſſen Tage gezählt ſind! Ich fühle, daß der Schlag, den ich hier erhalten, zu tief getroffen hat, als daß die Wunde geheilt werden könnte. Ich werde ſterben am gebrochenen Herzen.

„Und ich müßte mir vorwerfen, daß ich die Schuld trage?“

Das nicht. Mein Schickſal wäre auch ohne Sie in Erfüllung gegangen. Je eher es zu Ende geht, deſto beſſer.

Mein Geiſt iſt geknickt und mein Herz iſt gebrochen,
Es ruht nicht, bevor es hört auf zu pochen.

„Ich Unglückliche, thun Sie mir Das nicht an! Kommen Sie mit mir nach Schönthal, ich will Sie pflegen, ich will Sie aufheitern und die Bergluft und die Gegend werden das Uebrige thun. Ich habe Ihnen ja erzählt von meinem Wald und meinem Garten und meiner Laube und meinem Springbrünnele.“

O wie oft habe ich daran gedacht!

„Woran?“

An Ihren Wald und Ihren Garten und Ihre Laube und Ihr Springbrünnele. Wie ſchön muß es da ſein und welche erfriſchende Kraft muß das einem kranken Gemüth zuführen!

„Was meinen Sie?"

Ihren Garten und Ihre Laube und Ihr Springbrünnele! Und wie ſchön muß ſich da träumen laſſen, wenn der ſtille Mittag ſeinen Schatten wirft oder der ſtille Abend ſeine Düfte ſendet!

„Wo?"

In Ihrer Laube und an Ihrem Springbrünnele! Ja, wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ich mögte nirgends lieber ſein.

„Als wo?"

Als an Ihrem Springbrünnele. Die Gipfel ſäuſeln, die Vögel ſingen, das Waſſer rauſcht — welch ein poetiſches Leben!

„Wo?"

An Ihrem Springbrünnele und in Ihrer Laube und in Ihrem Garten und in Ihrem Wald und in Ihrem ganzen Thal!

„Nun, ſo kommen Sie doch mit mir! Was hält Sie denn noch?"

Selbſt wenn mein Herz nicht am Brechen wäre, würde ich doch nicht mit Ihnen gehen können, denn Julie vom Berg würde ſich weigern, den „Pionier" länger zu redigiren, und er müßte aufhören zu erſcheinen und alle Abonnenten ſchöſſen ſich todt. Aber noch ein andres Hinderniß. Wer befreit mich aus dieſem Kerker? Ich bin den Leuten hier in Cincinnati nicht „gut", deshalb will Niemand für mich bürgen. Trüge ich einen grauen Filzdeckel, ſo wäre ich ſicher „gut" genug.

„Schweigen Sie, böſer Mann! Wie viel Bürgſchaft verlangt man?"

Zehntauſend Dollar.

„Zum Glück habe ich so viel mitgebracht. Ich wollte es dem Hecker für die Revolution geben. Aber ich geb' es nicht für einen Filzdeckel."

Geben Sie es auch nicht für einen Sargdeckel! Sie würden mich bloß aus dem Gefängniß in das Grab bringen.

„Nein, nein! Ihr Herz muß wieder hergestellt werden. Sie waren früher so lustig und jetzt wollen Sie sterben. Wissen Sie denn nicht, daß Sie mir auf der Eisenbahn gesagt haben, ich solle Sie küssen?"

Allerdings, aber nur im Augenblick des Abschieds vom Leben, damit ich, wie ich Ihnen sagte, ohne Umweg in den Himmel komme. Ich bitte Sie nochmals: sobald ich sterbe, geben Sie mir einen Kuß

„Wann wollen Sie denn sterben?"

Ich denke, in 14 Tage längstens, Abends gegen 11 Uhr. Reisen Sie mit nach New-York!

„Sobald ich Sie befreit habe, reisen wir ab. Doch was ist Ihnen? Was krachte da?"

Es macht nichts. Eine Wand meiner linken Herzkammer ist eingestürzt.

In diesem Augenblick eilte der Gefängnißschließer herein und schrie: was machen Sie hier? Was krachte da? Wollen Sie ausbrechen?

Das nicht, erwiderte ich, aber mein Herz ist am Explodiren vor Weltschmerz. Nehmen Sie sich in Acht, machen Sie Platz, oder —

Ich habe viel gehört und gelesen von Leuten, die am gebrochenen Herzen gestorben sind, sowohl von solchen, denen „es just passiret", wie von solchen, welchen nie etwas passiret ist; aber ich hatte mir nie vorgestellt, daß dieß Brechen

eine so harte Arbeit sei. Ich dachte mir, das Herz wird springen wie ein Glas, etwa wie „das Glück von Edenhall", und dann ist's vorbei; aber nein, das geht Alles rißweise, sprungweise, stückweise, mauerweise, bis endlich die ganze Ruine zusammenbricht und die Seele halb zerquetscht sich aus den Trümmern in das Jenseits rettet. Es geht dann so, wie ein teutscher Dichter sagt:

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur wo es nicht mehr schlägt —

was so logisch und unbestreitbar ist wie etwas sein kann und mit andren Worten heißt: wer todt ist, lebt nicht mehr.

Das Brechen meines Herzens ging im Verhältniß zu dem Schmerz vor sich, der es brach, und es war daher kein Wunder, daß der Gefängnißschließer Reißaus nahm vor dem Getöse, das es verursachte, und mich mit der schwäbischen Wittwe aus der offen stehenden Thüre ohne „Bail" hinausgehen ließ.

Wer wissen will, was ein gebrochenes Herz heißt, der muß mein Schicksal erleben, nämlich aus dem Kreise der teutsch-amerikanischen Editoren ausgestoßen, gleichsam von der journalistischen Universität oder Fakultät cum infamia relegirt zu werden. Wer dieſen Fall gethan, was bleibt Dem noch übrig in dieser Welt? Auswandern in eine andre ist seine einzige Hoffnung.

Diese Wanderung antretend, schritt ich mit meiner trefflichen Begleiterinn aus dem Gefängnißthor auf die Straße. Kaum aber hatten wir die nächsten Häuser pas-

sirt, so sahen wir die Versammlung der Editoren, je zwei und zwei mit Stricken zusammengebunden und von Polizeidienern begleitet, an uns vorbei in das Gefängniß führen. Wir blieben erstaunt stehen und blickten ihnen nach. In diesem Augenblick entstand ein großer Lärm und Volksauflauf an der Ecke und Alles schaute lachend einem großen Hunde nach, der, ein rasselndes Ofenrohr an den Schwanz gebunden, in keuchender Angst vorbeirannte. Ich sah ihn wehmüthig an und sprach:

Dieser Hund ist ohne Zweifel sonst ein böses Thier, aber dieß alte Ofenrohr macht ihn zu einem Bilde der Angst. Wird er den Editoren nachrennen? Ich fürchte, diesem Thier wird noch der Schwanz brechen wie mir das Herz.

Als ich so gesprochen, näherte sich uns ein mir bekannter Freund des „Pionier". Ich fragte ihn nach der Ursache der Abführung der Editoren in's Gefängniß und er erzählte Folgendes:

„Nach der Schlacht, die der furchtbare Asa Neckenloff seinen Kollegen geliefert, waren diese in der entsetzlichsten Angst und Verwirrung aus einander gestoben. Auch der Präsident, nachdem er sich einiger Maßen von seinem Fall auf das sacrum os erholt, hatte sich davon gemacht und in einer Schweineschlächterei verkrochen, wo er beinah durch ein Versehen um das Leben gekommen und an den Hinterbeinen wäre aufgehängt worden. Nachdem er sich auch von dort gerettet, kam er endlich wieder zur Besinnung und gedachte der Pflichten seiner Stellung. Demzufolge berief er auf heute einen „Caucus", um zu versuchen, ob nach einer so gefährlichen Störung noch ein „Quorum" zusammenzubringen sei. Da er an die Losung erinnert

hatte „Haß dem Langen und Längſten", fand ſich das Quorum wirklich ein.

„Von Allem genau unterrichtet, ging ich zum Richter und gab ein „Affidavit" darauf ab, daß ſich im Saal des Kriminalgerichts eine Bande von Fälſchern, Nothzüchtigern und Mördern verſammelt habe, und darauf hin wurden ſie alle verhaftet."

Aber, fragte ich dieſen Freund, wie wollen Sie eine ſo ſchreckliche Anklage wahr halten?

„Ganz einfach, erwiederte er. Ich ſchwöre tauſend Eide darauf, daß dieſe Kerle ein Gewerbe daraus machen, die Wahrheit zu fälſchen — was ſchlimmer iſt als Geldfälſchen — und das Publikum zum Abonniren zu nothzüchtigen — was ſo gemein iſt wie das Nothzüchtigen eines Weibes — und den guten Namen ihrer Gegner zu morden — was mitunter ſchlechter iſt als das leibliche Morden."

Ich bezweifle nicht, ſagte ich, daß Sie Zeugen genug finden werden, nahm Abſchied von meinem Freunde und entfernte mich mit meiner Begleiterinn.

Indem ich ihr den Arm bot, bemerkte ich erſt, daß ich noch in Hemdsärmeln war. Ich erröthete ſanft, ging in einen Kleiderladen und kaufte mir einen neuen tugendhaften Rock.

Cleveland.

Wir haben hier einen Ruhetag halten müſſen, da die Erſchütterungen der Eiſenbahnfahrt mich zu ſehr angriffen und ich fürchten mußte, als Ruine in New-York anzukommen.

Es geht doch nichts über die Frauen. Das muß ich ſelbſt in meinem jetzigen, ſchon halb herzloſen Zuſtand anerkennen. Mit welcher zarten Aufmerkſamkeit, mit welcher treuen Sorgfalt hat meine ſchwäbiſche Freundinn mich während der Fahrt bewacht und aufrecht erhalten! Wie ſoll ich ihr Das vergelten, ihr, die mit Leib und Seele ein Weib dieſer Welt iſt, während ich ſchon halb zu jener gehöre!

Unterwegs hatten wir auch ein kleines Abenteuer. In einem ſchönen Walde zwiſchen Columbus und Cleveland waren die Schienen der Eiſenbahn ſchadhaft geworden und mußten durch neue erſetzt werden. Den dadurch veranlaßten Aufenthalt benutzten die Paſſagiere, um auszuſteigen und ſich in dem Walde unter den ſchattigen Bäumen zu ergehen. Auch ich und meine Freundinn ſtiegen aus und ſchlenderten in den Wald hinein. In Gedanken vertieft, gingen wir weiter, als die übrigen Paſſagiere, und fanden uns zuletzt an einer Stelle, wo eine Auswahl der ſchönſten Bäume mit kerzengraden Stämmen ein herrliches Laubdach über einem grünen Raſen emporhielt. Meine Freundinn gerieth in Entzücken und rief:

„Wollen Sie jetzt einen annähernden Begriff von meinem Walde zu Schönthal haben, ſo ſchauen Sie an dieſen Bäumen hinauf in die hohen Laubkronen und hinab auf dieſen friſchen Grasboden und dieſe ſchwellenden Moospolſter.“

Ich beneide Sie um ſolchen Aufenthalt.

„Sie würden mich doch nicht beneiden, wenn Sie an meiner Stelle wären und ſich eines ſolchen Aufenthalts allein erfreuen ſollten.“

Aber wächſt zu Schönthal auch dieſes hübſche Kraut?

Es gehört zu den wenigen Naturerſcheinungen, die uns hier durch heimiſche Erinnerungen erfreuen.

„Ich kenne es nicht.“

Es heißt Waldmeiſter. Wir Rheinländer wiſſen, was wir damit machen. Wir Botaniker aber nennen es asperula odorata. Es gehört zur Familie der Rubien oder Rubiaceae —

„Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich mit ſolchen lateiniſchen Familien. Ich denke an ganz andre Dinge.“

Ich auch. Vor Jahren beſuchte ich einmal mit einer Freundinn die Abtei Heiſterbach am Siebengebirge. Wir ſetzten uns an die kühle Quelle unter die ſchattigen Bäume, tranken zwei Flaſchen Laubenheimer uno aßen kalte Fiſche dazu. Dann fühlten wir uns beide begeiſtert, innerlich durch den trefflichen Laubenheimer und äußerlich durch die ſchöne Natur. Es war heiß, aber dieß war diejenige Hitze, in welcher das Gemüth mit der Natur zuſammenſchmilzt, und wir beſchloſſen, trotz der Hitze zu Fuß über das Siebengebirge zu klettern, um uns in dem Gaſthof auf dem Drachenfels wieder auszuruhen. Als wir den Petersberg hinankletterten, kamen wir in einen herrlichen Wald, ſo ſchön wie dieſer, mit friſchem Grasboden und ſchwellenden Moospolſtern. Es wurde uns ganz ſagenhaft zu Muth, zumal da die dortige Gegend ſehr mythiſch iſt und von Drachen, Geiſtern und Gnomen wimmelt. Ich führte meine Freundinn an der Hand, um ihr bei dem mühſamen Klettern behülflich zu ſein, die Vögel ſangen überall da capo und wir machten Witze dazu wie Kobolde und lachten dazu wie emanzipirte Teufel. Plötzlich verſtummte ich, ſtand ſtill, ſtierte auf einen Fleck mit dem ganzen Ernſt meiner ergriffenen Seele und fragte

meine Freundinn mit dem lispelnden Tone der gelähmten Angſt: ſiehſt Du ihn dort? Sie erblaßte und ſagte: „nein!“ So folge mir, ſprach ich lauter, hier heißt es vorwärts und zugegriffen! „Aber was iſt es denn?“ Es iſt, antwortete ich feierlich, der — Meiſter des Waldes, auch Waldmeiſter genannt, oder asperula odorata, gehörend zur Familie der Rubien oder Rubiaceae —

„Und was thaten Sie dann?“

Wir pflückten einen ganzen Schooß voll, ſtiegen auf den Drachenfels, machten dort Maiwein und lachten, daß uns alle Fremden für verrückt hielten.

„Es ſcheint, Sie ſind nur lebensfroh, wenn Sie an die vergangene oder an eine zukünftige Welt denken. Ich aber will in der gegenwärtigen leben. Dieſer dichte Wald, dieſe traulichen Bäume mit ihrem ſäuſelnden Laube, dieſes friſche Grün, dieſe verſtohlenen Töne unſichtbarer Vögel, dieſes ewig thätige, ſummende und ſchwirrende Weben und Leben der Natur rings umher — es macht auf mich immer einen mir unerklärlichen, aber mächtigen Eindruck. Es pocht mir in den Adern, mein Herz wird ſo voll, mein Kopf ſo aufgeregt — ich mögte mich dieſer ganzen Natur mittheilen, mit ihr Eins werden oder mich einem Weſen an die Bruſt werfen, das mit mir gleich empfindet und gleiche Bedürfniſſe hat. Was haben dieſe Bäume, was hat die ganze Natur mit der Liebe zu thun? Und doch kann ich es nur Liebesdrang nennen, was eine ſolche Umgebung mir einflößt. Wald und Liebe ſind für mich faſt gleichbedeutende Worte. Trete ich in einen Wald, ſo iſt es mir, als trete ich in einen lebendigen Tempel der Liebe und was fromme Leute Andacht nennen, das iſt bei mir Sehnſucht. Wem aber kann man das Alles ſagen,

ohne von der Beſchränktheit und Gemeinheit mißverſtanden und zurückgeſtoßen zu werden? Ich habe nur eine Freundinn gefunden, die aufrichtig genug war, mit mir ganz übereinzuſtimmen und muthig genug, ihre Gefühle nicht zu verleugnen. Einen Freund aber — wie ſelten findet ein freies und aufrichtiges Weib einen Freund, der Vernunft genug hat ſie zu begreifen und Gemüth genug ihr Vertrauen zu erwiedern! Die Weiber ſuchen ſie nur zu verketzern und die Männer ſie nur zu mißbrauchen. Ich bin ſchon glücklich, einen Freund gefunden zu haben, bei dem ich über die Liebe wenigſtens unverholen mich ausſprechen kann.“

Obſchon in meinem Herzen Ihre Sprache wiederklingt wie die Töne in einem zerſchlagenen Inſtrument, ſeien Sie doch verſichert, daß es Sie ganz verſteht und zu würdigen weiß. Ich verabſcheue die Weiber, welche unter verſtändigen Menſchen mit der Liebe Verſtecken ſpielen oder Heuchelei treiben. Sie ſind entweder Koquetten, die kein Gefühl haben, oder Philiſterinnen, die es für eine Schande halten. Natur und Offenheit — das iſt es, was ein freies Weib verräth und ziert, wenn ſie Verſtand genug hat zu wiſſen, wem ſie ſich offenbart. Wer ſich ſeiner Natur zu ſchämen hat, der hat keine ſchöne Natur zu offenbaren.

„Ich kann verwirrt im Verſtande werden, wenn ich mir zu erklären ſuche, warum die Menſchen ſich ihrer Natur ſchämen und warum ſie aus Gefühlen ein Geheimniß machen, ohne die ſie gar keine Menſchen ſein könnten. Wenn mir ein Baum, oder ein Thier, oder eine Gegend gefällt, ſo ſoll ich es ſagen dürfen, und wenn mir ein Mann gefällt, ſo ſoll es ein Verbrechen ſein es ihm zu ge-

ſtehen. Wenn ich Durſt empfinde, ſo ſoll ich trinken dürfen, und wenn mein Herz vor Sehnſucht nach einem Manne glüht, ſo ſoll ich ihn fliehen müſſen. Wer macht mir einen Reim zu dieſem Vers? Wer rechtfertigt mir dieſe Heuchelei? Wer erklärt mir dieſe Tyrannei? Ich will und werde mich ihr nicht unterwerfen. Ich will meine Natur nicht unterdrücken und mein Menſchenthum nicht verleugnen. Ich ſcheue mich nicht, es dieſer ganzen verheuchelten Welt offen zu erklären, daß ich nicht leben kann und mag ohne Liebe, und wenn ich einen Mann liebe, ſo gibt es für mich nur eine einzige Frage in der Welt, nämlich: ob er mich wieder liebt."

Wenn er Ihre Liebe aber nicht erwiedert?

„So kann er mir doch nicht feindlich ſein und ich ſuche mich dann als ſeine Freundinn zu entſchädigen, ſo weit ſein Vertrauen und ſeine Sympathie es mir geſtattet. Ich will lieber vergeblich lieben, als gar nicht."

Würden Sie in einem umgekehrten Fall Ihrerſeits das Nämliche gelten laſſen?

„Ganz gewiß, wenn ein Mann ſich darein fügte."

Das mag eine Zeit lang angehen in der Entfernung, aber beim perſönlichen Verkehr wird ein Ausweg aus ſolchem Verhältniß geſucht werden. Ein Mann würde es nur aushalten, wenn ſein Herz vollſtändig gebrochen wäre.

Als ich dieſe Worte ſprach, ertönte das Signal der Lokomotive, das die im Wald zerſtreuten Paſſagiere an das Einſteigen mahnte. Meine Freundinn ſchien noch Manches auf dem Herzen zu haben. Sie fügte ſich aber mit leichtem Sinn in die unumgängliche Unterbrechung

und ſprach, indem ſie eine Hand voll Waldmeiſter pflückte und mir lächelnd überreichte:

„Zum Andenken an unſre heutige Unterredung an dieſem ſchönen Platze ſchenke ich Ihnen den Meiſter des Waldes, auch Waldmeiſter genannt oder asperula odorata, gehörig zur Familie der Rubien oder Rubiaceae.“

Ich drückte ihr dankend die Hand mit den Worten: daß ein Freund ein ſeltner Schatz ſei, haben von jeher die Proſaiker wie die Poeten behauptet; aber eine Freundinn iſt mir ſtets noch lieber geweſen, denn eine Freundinn kann ein Freund, aber kein Freund kann eine Freundinn ſein.

Als wir die Eiſenbahn erreichten, war Alles ſchon eingeſtiegen und der Zug ſchon in Bewegung, ſo daß ich auf ein Haar in die Gefahr gerathen wäre, mit meiner trefflichen Begleiterinn bei der asperula odorata übernachten und das Geſpräch über die Liebe mit gebrochenem Herzen fortſetzen zu müſſen.

Buffalo.

Die Fahrt nach Buffalo war wieder ſehr angreifend. Um das Auseinanderfallen meines Herzens zu verhüten, war meine ſorgſame Freundinn genöthigt, mich während der halben Fahrt zu umarmen und zuſammenzudrücken. Bei der Ankunft in Buffalo ließ ich ſogleich einen Schmied kommen und mir ein Paar eiſerne Reifen um die Bruſt legen, die mich hoffentlich bis zur Stunde der Auflöſung zuſammenhalten werden. Sie koſteten $5. Wenn die Editoren gewußt hätten, welche Arbeit und Koſten ſie

mir durch das Herzbrechen verurſachten, ſie würden, glaube ich, doch gnädiger mit mir verfahren ſein und wenigſtens einen kürzern Weg zu meiner Zerſtörung gewählt haben.

Nachdem ich durch die Eiſenreifen einſtweilen wieder in Stand geſetzt war, eine kleine Herzensſtrapaze auszuhalten, begann meine Freundinn die geſtern abgebrochene Unterredung über die Liebe fortzuſetzen. Wir gingen in der Stube des Gaſthofs auf und ab und unterhielten uns wie folgt:

Sie. Wenn Ihr Zuſtand es erlaubte, hätte ich einen kleinen Ausflug nach dem Niagarafall vorgeſchlagen.

Ich. Die Gefahr wäre für uns beide zu groß. Mein Freund Chriſtian Eſſelen — nicht zu verwechſeln mit dem beinah gleichnamigen Eſelen, der zum Editorenkongreß gehört — hat mir verſichert, daß man am Niagarafall vom Dämon verſucht wird, und unter dem Dämon kann ich mir nichts Andres denken als die Liebe.

Sie. Iſt alſo der Eſſelen auch ſo eine naturpoetiſche Seele?

Ich. Er iſt ein vollendeter Mann, aber mit einem faſt weiblichen Herzen. Er hat grade das rechte Maß von weiblicher Beimiſchung, welches dem Mann die verſöhnende Milderung und äſthetiſche Vollendung gibt, die ihn zum Ideal macht. Wenn Sie ihn ſehen, werden Sie es nicht glauben, denn ſeine Männlichkeit ſtreift anſcheinend hinüber in's Wilde und er hat beinah ein ſogenanntes Banditengeſicht, aus dem eine blutrünſtige, blatternarbige Seele zu ſprechen ſcheint. Aber ſobald Sie ihn näher betrachten und ſich mit ihm unterhalten, ent-

decken Sie sofort Dasjenige, was ich die männliche Weiblichkeit oder weibliche Männlichkeit nennen mögte.

Sie. Sie machen mich in der That neugierig. Haben Sie denn, als Sie früher den Niagarafall besuchten, nichts vom Dämon gespürt?

Ich. Freilich, aber nicht an dem Wasser, sondern in einem benachbarten Walde. Diese fallende Wassermasse macht nun einmal auf mich keinen andren Eindruck, als den eines großen Rinnsteins. Es ist kein Geist und kein eigentliches Leben darin — sie fällt bloß und dann ist's am Ende. Ein durch den Wald über Gestein rauschender Bach hat Leben und auch ein brausendes Meer, das immer wieder Sturm läuft auf die Felsenküste, aber solch ein eintöniger Wassersturz mit seiner Schaumfabrik ist, zumal zwischen diesen flachen Ufern, ein bloßes „Accident", ein schlechter Witz der Natur, dem ich keinen Geist abgewinnen kann. Ragten an beiden Seiten die wilden Pfeiler eines 10,000 Fuß hohen Felsenthors empor, durch welche der Strom sich seine Bahn gebrochen, dann wäre ein Verhältniß, dann wäre Harmonie in dieser Szene. Ein Wasser, an sich ein geistloses Element, kann seinen Reiz nur durch seine Umgebung, seine Ufer erhalten und darf dieselben nicht an Bedeutung übertreffen wollen. Deshalb ist auch ein Land, von Wasser umgeben, nämlich eine Insel, immer unpoetischer, als ein Wasser, von Land umgeben, nämlich ein See. Und nun sollte ich gar den Dämon der Liebe in diesem großen Waschkübel oder Barbierbecken rumoren hören! Es kann mir gar nicht einfallen, ihm den pflichtschuldigen Enthusiasmus zuzuwenden, womit jeder Geck sich dort breit macht, als hätte ihn ein Geist erfüllt, von dem kein Genie eine Ahnung hat. Aus dem

Schaum des Niagarafalls ist keine Anadyomene emporgetaucht. Aber in einem benachbarten Wald ist sie mir begegnet. Die Bäume standen da wie lebendige Sonnenschirme und unten auf dem frischen Rasen saß, an den Stiel eines solchen Schirms gelehnt, ein Weib wie —

Sie. Ich weiß schon, was Sie sagen wollen Wahrscheinlich wuchs in der Nähe auch wieder der Meister des Waldes oder asperula odorata. Ich lasse die Botanik lieber in der Natur auf mich einwirken, als ich Vorlesungen darüber höre. Wollen Sie mir aber eine Vorlesung über die Liebe halten, so will ich gern Ihre Schülerinn sein.

Ich. Sie denken wahrscheinlich, daß ein Mensch wie ich, welcher von der praktischen Sphäre durch den Bruch seines Herzens getrennt ist, um so mehr in der Theorie zu Hause sein müsse. Ich glaube aber, daß ich auch darin so gut von Ihnen lernen kann wie Sie von mir. Nur in Bezug auf einen Punkt haben Sie mich im Dunkeln gelassen.

Sie. Und der wäre?

Ich. Sie sprachen von dem Fall, wo ein gefühlvolles Weib einem Mann seine Liebe gesteht und er das Unglück hat, sie nicht erwiedern zu können. In solchem Fall, sagen Sie, würden Sie sich begnügen, seine Freundinn zu sein, so weit er es gestatte. Ich nun habe das Bedenken, daß ein solches Verhältniß auf die Dauer nicht möglich sei, da ein liebendes Weib sich mit der bloßen Freundschaft nicht begnügen kann und es nicht in der Macht eines Mannes liegt, ihr auf die Dauer eine Schranke zu ziehen.

Sie. Was den letzten Punkt betrifft, so kann ich

darüber nicht urtheilen. Ueber die andre Frage aber glaube ich mir klar zu ſein. Die Liebe beſteht, nach meinem Gefühl, aus zwei Elementen: erſtens aus der Leidenſchaft oder dem Bedürfniß, das durch die geliebte Perſon befriedigt ſein will, und zweitens aus dem Wohlwollen, das von der liebenden Perſon ausgeht. Das erſte iſt, wie man es nennt, egoiſtiſch, das zweite aufopfernd. Das zweite iſt durch das erſte in ſo fern bedingt, als ich das Wohlwollen der Liebe nur dem Manne zuwenden kann, der auf mich den Eindruck macht, daß er mein Bedürfniß der Liebe zu befriedigen geeignet ſei, aber es folgt daraus nicht, daß eine wirkliche Befriedigung dieſes Bedürfniſſes Statt finden müſſe, um das Wohlwollen zu unterhalten. Ich verlange von dem Mann, den ich liebe, Austauſch der Gefühle, ich verlange ihn zu ſehen, in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, ihn zu küſſen, ihn zu umarmen, ihn zu beſitzen, kurz mein Leben mit dem ſeinigen zu verſchmelzen — das iſt mein egoiſtiſches, natürliches und nicht zum Schweigen zu bringendes Bedürfniß; aber kann ich daraus folgern, daß das Wohlwollen, welches ich ihm zuwende, bloß weil er mir zuſagt, dann ſchwinden müſſe, wenn ich den mir zuſagenden nicht beſitzen kann? Wird er dadurch verändert? Mein Wohlwollen wie das Wohlgefallen bleibt das nämliche, wenn ich auch mein Bedürfniß ganz oder theilweiſe unterdrücken muß. Sie werden ſagen, das ſei ein Zuſtand ewiger Qual. Allein er iſt es beim Weibe, wie ich glaube, weniger als beim Manne. Ich denke mir, das Wohlwollen kann durch Uebung bei uns ſo vorherrſchend werden, daß das Bedürfniß ſeine ſtörende Macht verliert. Dann aber ſtellen Sie ſich die Frage: muß jedes Bedürf-

niß im Leben befriedigt werden? Sind es nicht grade unſre liebſten Wünſche, auf deren Erfüllung wir ſo oft verzichten müſſen? Spielt nicht im Leben der meiſten Menſchen die Hoffnung eine größere Rolle, als ihre Erfüllung? Wie viel Menſchen gibt es denn, die Alles erreichen, wonach ſie ſtreben? Der Eine findet ſein größtes Glück im Geldbeſitz und kämpft ſein Leben lang mit der Noth. Der Andre beſtrebt ſich unabläſſig berühmt zu werden und bleibt eine unbekannte Größe. Der Dritte hat ſein Leben an den Sieg der Revolution geſetzt und nachdem er Jahrzehnte lang darauf gehofft, ſtirbt er als Verbannter auf fremdem Boden. Sie alle tröſteten ſich mit der Hoffnung und fanden darin annähernd ihr Glück. Sollte da nicht auch ein Weib ſich in das Schickſal ergeben können, das Bedürfniß der Liebe durch ihr Wohlwollen abzufinden? Und iſt die Ausübung dieſes Wohlwollens nicht ebenfalls die Befriedigung eines Bedürfniſſes? Iſt es nicht mein Glück, zum Glück eines geliebten Mannes beitragen zu können? Ich kann mir ganz gut denken, daß es unter Umſtänden ein eben ſo großes Glück iſt, ſich für einen Geliebten zu opfern wie ihn zu beſitzen.

Ich. Sie ſind ein kerngeſundes, naturfriſches Gemüth und deshalb wundre ich mich, Sie auf dem Weg ſolcher krankhaften Sophiſtik zu finden, die zu Ihrer geſtrigen Expektoration in dem ſchönen Walde durchaus nicht paßt. Ich verkenne nichts von dem edlen Triebe, der Sie leitet, indem Sie ſich eine ſolche Liebestheorie zurechtmachen; dennoch muß ich erklären, daß ſie unhaltbar, weil im Widerſpruch mit der Natur iſt. Da Sie Ihr Bedürfniß nie durch Ihr Wohlwollen verdrängen oder erſetzen können, werden Sie auch nie auf ſeine Befriedigung verzichten.

Die Hauptſache aber iſt dabei, daß Sie ein Recht auf dieſe Befriedigung haben. Wäre das Bedürfniß eine Verirrung, oder eine Willkürlichkeit, ſo könnte ich Ihre Theorie nicht verwerfen; aber es iſt Natur und Nothwendigkeit, deshalb kann die Verzichtleiſtung, wie edel auch ihre Motive ſein mögen, nicht zu einem vernunftgemäßen Ende führen. Welche Begriffe aber bilden Sie ſich bei Ihrer Theorie von uns Männern? Sie irren ſich, wenn Sie einen Mann, der Liebe verdient, für fähig halten, von einem liebenden Weibe, das er nicht verabſcheut, das Opfer des Wohlwollens bloß mit unbefriedigter Sehnſucht zu bezahlen. Wie ich Ihnen ſchon in jenem Walde ſagte, ein Mann würde ein ſolches Verhältniß nur aushalten, wenn ſein Herz vollſtändig gebrochen wäre. Deshalb hat das Schickſal — doch was höre ich? Die ſonore Stimme meines Freundes Eſſelen. Sollte Der vielleicht beſtimmt ſein, Ihre Sehnſucht —

Wir liefen an das Fenſter, um auf die Straße zu ſehen, von wo die Stimme ſich hören ließ. Daß es dunkel geworden war, hatten wir im Eifer unſeres Geſprächs nicht bemerkt. Jetzt ſahen wir es an der Beleuchtung, die von der Straße heraufſchien und uns unten die helleniſche Geſtalt meines verehrten Freundes zeigte. Sein Geſicht konnten wir leider noch nicht ſehen, da es durch einen großen Heckerhut verdeckt war. Er ſtand gelehnt an eine goldglänzende Harfe, mit deren Akkorden er folgenden Trauergeſang begleitete:

Dem auserkorenen,
Doch ach! verlorenen,
Weil herzgebrochenen

Und bosheitspfeildurchstochenen,
Dem mir an's Herz geschmiedeten,
Doch jetzt verabgeschiedeten,
Dem über All' um einen Kopf erhabenen,
Doch jetzo bald begrabenen,
Dem ach! so viel geschändeten,
Doch jetzo bald vollendeten,
Dem nicht mehr zu bewahrenden,
Doch jetzo himmelfahrenden,
Dem heißgeliebten Freunde
Sing' ich dieß Lied zum Hohne seiner Feinde.
Er hat für Liebe stets gestritten
Und doch durch Haß so viel gelitten,
Er hat für Wahrheit nie geschwiegen
Und muß der Lüge doch erliegen,
Er hat so viel für's Glück gedenket
Und ward durch's Unglück todt gekränket,
Er hat so viel für's Recht gesprochen
Und wird vom Unrecht so zerbrochen,
Er that die Deutschen immer ehren
Und dennoch thun sie ihn verheeren,
Er wollt' Verstand zu Ehren bringen
Und doch muß Dummheit ihn bezwingen,
Er dient' dem Volke bis zum Neger
Und dennoch schmäh'n ihn die Plebejer,
Er wollt' der Presse Interesse
Und doch erdrückt ihn jetzt die Presse,
Er liebte sehr die Editoren
Und dennoch sind sie jetzt verschworen
Ingrimmig und von allen Seiten,
Um ihm sein Ende zu bereiten.

Ich war ſein Freund zu allen Zeiten,
Drum greif' auch jetzt ich in die Saiten,
Um bis zum Tod mit ihm zu ſtreiten
Und ihn zum Grabe zu begleiten.
Hab' ich ihm das Geleit gegeben,
So will auch ich nicht länger leben,
Ich gehe dann zum Niagarafall
Und ſtürze mich transſzendental
Mit meinem Schmerz und meiner Qual
Hinunter in den Schaum und Schwall
Und kämpfe noch mit den Dämonen,
Die in dem naſſen Waſſer wohnen,
Bis mich der Tod auch hat erlöſet
Von Allem was mich hier verböſet,
Bis er mich endlich hat befreiet
Von Allem was mich hat kaſteiet,
Bis er vollſtändig mich gereinigt
Von Allem was mich hier gepeinigt,
Bis er hat gründlich mich kuriret
Von Allem was mich hier krepiret,
Vexiret
Und ennüyiret,
Ja kritiſiret
Und perſifliret.

Als mein Freund dieſen rührenden Trauergeſang vollendet hatte, ſah ich in der umſtehenden Menge überall ſich Schnupftücher erheben, womit die Mitfühlenden ihre Thränen abtrockneten. Ich will nicht ſagen, daß ſie mit m i r ſympathiſirten, aber ſie ſympathiſirten mit meinem Freunde und konnten ihm diejenige Achtung und Theil-

nahme nicht verſagen, welche wahrer, ächter Schmerz überall einflößt. Auch meiner Freundinn wurden die Augen naß, ſie ſchluchzte heimlich und blickte mich mit verſtohlenem Schmerz von der Seite an, als ſähe ſie ſchon den Augenblick nahen, wo ſie mir den verhängnißvollen Kuß zu geben habe. Zum Glück ließ uns mein Freund Eſſelen nicht lang allein. Er kam in das Zimmer geeilt, umarmte mich und ſprach: „obſchon' ich hier bin um mich für ewig von Ihnen zu verabſchieden, muß ich Sie doch vorher fragen, ob es Ihnen auch Ernſt mit der Sache iſt?“ Ich ſchwieg ſo ausdrucksvoll wie ein Menſch nur ſchweigen kann und deutete auf die Eiſenreifen um meine Bruſt.

Plötzlich erhob meine Freundinn, die den Sänger ſehr aufmerkſam betrachtet hätte, einen lauten Schrei, ſtürzte ſich auf das Sopha und rief: „Laſſen Sie uns allein, laſſen Sie uns allein!“

Mein Freund, von Staunen ergriffen, verließ das Zimmer und ich eilte der Leidenden zu Hülfe. „Wer hätte es gedacht, ſprach ſie, daß ein Mann mit gebrochenem Herzen ſo boshaft ſein könnte! Sagten Sie nicht, dieſer Mann werde meine Sehnſucht ſtillen? Wahrlich, er wäre im Stande, ſie für immer zum Schweigen zu bringen. Haben Sie die Gefälligkeit, eine Flaſche Rheinwein zu beſtellen, aber guten, und ein Stück Braten dazu. Ich bin bis in's Innerſte ergriffen und muß mich gründlich reſtauriren.“

Das Zartgefühl erlaubte mir nicht, den Sinn dieſes Ausbruchs der Leidenſchaft näher zu erforſchen. Ich beſtellte, was mir aufgetragen war. Vor der Abreiſe aber ſchrieb ich meinem Freunde folgende Zeilen:

Theuerſter der Theuren!

Aus Ihrer rührenden Nänie vom geſtrigen Abend entnahm ich, daß Sie ebenfalls Abſchied vom Leben nehmen wollen. Ich beſchwöre Sie, Ihren Entſchluß zurückzunehmen. Meine Aufgabe iſt beendigt, aber die Ihrige beginnt erſt. Sie ſind berufen, in dieſem unpoetiſchen und unwiſſenſchaftlichen Lande Poeſie und Wiſſenſchaft zu verbreiten und vor allen Dingen den Idealismus aus den Klauen des Materialismus zu retten. Den ſüßeſten Beweggrund, der Sie außerdem an Ihre Aufgabe feſſeln kann, füge ich hinzu durch Mittheilung eines Geheimniſſes, das Sie ſchwerlich geahnt haben. Sie haben nämlich auf meine liebenswürdige Freundinn einen ſo tiefen, unauslöſchlichen Eindruck gemacht, daß ſie Sie nie vergeſſen wird. Mehr kann ich, an der Schwelle der Ewigkeit ſtehend, Ihnen nicht ſagen und überlaſſe Sie ſcheidend Ihrem gütigen Geſchick.

Am Niagarafall.

Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen und wenn wir es nahen ſehn oder ſeine mögliche Annäherung ahnen, wird oft grade die Bemühung, ihm auszuweichen, ein Mittel, uns ihm in die Hände zu treiben. Nachdem ich den Brief an meinen Freund Eſſelen abgeſandt hatte, eilten wir zum Bahnhof, um nach New-York zu fahren. Unwillkürlich beſchäftigte ich mich in Gedanken fortwährend mit dem Niagarafall und dem Dämon, ohne in dieſer Zerſtreuung zuzuſehen, in welchem Wagen wir Platz genommen. Erſt nach einiger Zeit merkte ich, daß wir auf dem verkehrten Zuge waren und wenig Minuten ſpäter hielt derſelbe ſchon zu — „Niagara Falls“.

Meine Freundinn war durch dieſe Verirrung ſehr angenehm überraſcht. Sie war unterwegs etwas nachdenklich und trübſinnig geweſen; jetzt aber war ſie plötzlich munter und lachte mich auf eine neckiſche Weiſe aus. Mir blieb nichts übrig, als meine Freude darüber auszudrücken, daß ein Zufall die Erfüllung ihrer Wünſche herbeigeführt hatte. Eine geheime Angſt, die mich plagte, ſuchte ich ſo viel wie möglich zu verbergen und wir ſchlugen ſofort den direkten Weg zu der Inſel an dem großen Falle ein.

„Das nennen Sie einen Rinnſtein?“ rief die Wittwe voll Erſtaunen aus, als ſie in den wallenden Keſſel hinunterſah.

Mir erſcheint es ſo, antwortete ich. Es läßt mich gleichgültig und das Rauſchen Ihres Springbrünnele würde ich lieber hören, als das Brauſen dieſer brutalen Waſſermaſſe.

„Sie ſcheinen alſo überhaupt das Waſſer nicht in Maſſe zu lieben?“

Die Maſſe an ſich macht es nicht aus, aber ſie muß immer in einem untergeordneten Verhältniß zur Landmaſſe ſtehen. Eine ſchöne Gegend ohne Waſſer läßt ſich ſo wenig denken, wie eine ſchöne Gegend ohne Berg und Wald; aber das Waſſer muß immer nur dem Lande zur Zierde, zur Beigabe, zur ſogenannten Staffage dienen, nicht die Hauptrolle oder eine Rolle für ſich ſpielen wollen. Wie wichtig und wie mächtig auch das Waſſer überall in der Natur ſein mag, ich begreife den Lärm nicht, den die Menſchen und namentlich die Poeten immer vom Waſſer und zwar dem maſſenhaften Waſſer gemacht haben. Schwärmt nicht Alles für das Meer? Und was iſt das Meer? Eine endloſe, ungaſtliche, unbewohnbare und

unkultivirbare Wüſte von Brutalität und Langeweile, deren Romantik der Wind und deren Abwechſelung die Seekrankheit liefert. Wo ſteckt denn der Geiſt, dem die Phantaſie auf dieſer Waſſermaſſe nachjagt? Soll ich ihn in den verſenkten Schiffsräumen ſuchen, in denen ſich glotzäugige Fiſche mit zernagten Gerippen umherbalgen? Oder in den ſchwimmenden Behältern, in welchen die Habſucht ihre Waaren holt, oder gar halbtodte Sklaven in die Gewalt ziviliſirter Barbaren ſchleppt? Für Wiſſenſchaft und Handel mag die See ihr Intereſſe behalten; für Phantaſie und Poeſie hat ſie es verloren. Sie hatte nur ſo lang einen Reiz, als ihre Gebiete noch nicht erforſcht waren; dieſer Reiz ſchrieb ſich aber nicht von dem Waſſer her, ſondern von den unbekannten Ländern, zu denen es als Brücke diente. Wer jetzt noch für das Meer ſchwärmt, der muß es nicht kennen gelernt haben. Wenn ich an ſeine Küſte komme, erweckt es in mir nur die Erinnerung an alle die Langweile und Rohheit, die ich bei den Fahrten durch dieſe große Wüſte kennen gelernt habe. Ich rufe nicht „Thalatta", „Thalatta", ſondern: Land, Land! und freue mich des Dampfes, der uns ſchneller über dieſe ſalzige Hippokrene verirrter Dichterphantaſien hinweghilft. Alles, was Geiſt, Leben, Schönheit, Poeſie heißt, das finde ich auf dem Lande und höchſtens in demjenigen Waſſer, das überſichtlich und hübſch eingerahmt von entſprechenden Ufern umſchloſſen iſt. Ein ſchweizeriſcher See, ein rheiniſcher Bach und ein Springbrünnele zu Schönthal — das ſind Waſſer, wobei ſich menſchlich phantaſiren läßt, nicht aber die ſalzige Wohnung der Haifiſche und dieſe brüllende Wohnung des „Dämons".

„Sie kommen alſo doch wieder auf den Dämon zurück

und ſonderbarer Weiſe dachte ich eben auch wieder daran. Es ſcheint mir aber nicht paſſend, darunter die Liebe zu verſtehen, denn die Liebe hat doch nichts Dämoniſches."

Für Den allerdings nicht, der überhaupt noch keinen Dämon in ſich geſpürt hat; wer aber dieſen Drachen in ſeinem idealen Innern beherbergt, der kann von Glück reden, wenn er ſein Ende erreicht ohne ſich oder die Welt ruinirt zu haben. Ein Menſch, der einen Dämon im Leibe hat, oder, was das Nämliche bedeutet, zu viel Bier mit Kockelskörnern trinkt, der denkt nur an Ruin und Unheil, Hölle und Kriminalia. Wenn er Brod ſchneidet für ein Butterbrod, ſo fühlt er gleich eine Verſuchung zum Gurgelabſchneiden; wenn er ein Schwefelholz nimt, um ſich eine Pfeife anzuzünden, ſo ſieht er ſich gleich unwillkürlich nach Häuſern um, die er in Brand ſtecken könnte; wenn er eine Blume pflückt, die er ſeiner Liebſten ſchenken will, ſo denkt er: wäre es doch eine Giftblume, damit ſie, wenn ſie daran riecht, in meinen Armen verſcheiden könnte; wenn er ſeinem Weib einen Kuß gibt, ſo muß er ſich die äußerſte Gewalt anthun, um ihr nicht bei der Gelegenheit die Naſe abzubeißen; wenn er ſein Kind auf den Arm nimt, zuckt es ihm in den Fingern vor Luſt, es zum Fenſter hinauszuwerfen, und wenn er hier an dieſem Rinnſteine ſteht, packt ihn eine unwiderſtehliche Verſuchung an der hintern Hoſennath, ſich kopfüber hinabzuſtürzen, die Beine lichterloh gen Himmel geſtreckt, die Abſätze geſchloſſen wie ein preußiſcher Rekrut, die Fußſpitzen auswärts, die kleinen Finger an die Hoſennath gepreßt, und nur der einzige Gedanke beſchäftigt ſeinen krampfhaft arbeitenden Geiſt: hätteſt du doch einen Schwanz wie ein Maſtbaum, der als Wahrzeichen für die bewundernde

Nachwelt aus dem Waſſer hervorragen bliebe, während du da unten in der Tiefe mit der Naſe feſtgeankert wäreſt und dämoniſch in die Steine biſſeſt wie eine Bulldogge!

„Das ſcheint ja ein ſchreckliches Thier zu ſein, dieſer Dämon. Dabei wird Einem angſt und bange. Ich mögte doch keinen Mann haben, der einen Dämon bei ſich trägt. Aber wo ſitzt dieß Thier denn eigentlich?“

Sitzen? Es ſitzt nirgendwo, ſondern iſt immer in Bewegung. Es reitet fortwährend auf dem Nervenſyſtem herum, gehört zum Geſchlecht der Elektrizität und iſt verwandt mit dem delirium tremens. Wenn es aber müde wird, ſo ſetzt es ſich allerdings und zwar auf das Gehirn und dann iſt der Menſch verrückt. Wenn z. B. Menſchen, die ſich zu viel einbilden, den Eindruck machen, daß ſie am Verrücktwerden ſind, kann man annehmen, daß der Dämon müde iſt und Anſtalten macht ſich zu ſetzen. Man pflegt dann ſolchen Leuten einen derben Schlag auf das Gehirn zu geben. Dieß Mittel hilft ziemlich ſicher und bringt den Dämon wieder in Zirkulation.

„Wunderbar! Aber ſagten Sie nicht, auch Herr Eſſelen habe den Dämon geſpürt? Doch über Den darf ich nichts Nachtheiliges ſagen und ich werde traurig, wenn ich an ihn denke.“

Warum denn?

„Er hat eine Zeit lang mein Vertrauen auf Sie erſchüttert. Sie haben mir in dem Walde zwiſchen Columbus und Cleveland geſagt, eine Freundinn ſei Ihnen lieber, als ein Freund, und in Buffalo habe ich mich überzeugt, das Sie Ihren Freund Eſſelen mehr lieben, als Sie eine Freundinn lieben können. Wenn ich auch den

Glauben an Sie verlieren ſoll, habe ich gar keinen Halt mehr in der Welt.“

Ich bitte Sie, weinen Sie nicht. Sie haben mein Verhältniß zu meinem Freund Eſſelen verkehrt aufgefaßt. Unſre Freundſchaft iſt eine rein geiſtige und thut meinem Gefühl für Sie keinen Eintrag. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß wir Streiter des Geiſtes einen geheimen Orden geſtiftet haben, welcher ſich die Loge der Karbonari's der Idee nennt. Die Mitglieder dieſes Ordens haben ſich verſchworen, unſterblich zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß es ihnen „Ernſt mit der Sache iſt“. Freund Eſſelen iſt der Großmeiſter des Ordens und hat die Zeugniſſe für die Unſterblichkeit auszuſtellen. Er hat daher die Mitglieder bei ernſten Veranlaſſungen, namentlich beim herannahenden Tode, zu examiniren, ob es ihnen Ernſt mit der Sache ſei, und dann führt er ſie in die Unſterblichkeit ein. Diejenigen aber, die das Examen nicht beſtehen, verdammt er zur geiſtigen Vernichtung. Jetzt werden Sie ſeinen Abſchied von mir zu deuten wiſſen.

„Jetzt fühle ich mich beruhigt. Doch mich ermüdet das Stehen auf dieſen Felſen. Wollen wir uns nicht dort in den Schatten ſetzen?“

Wir ſetzten uns auf eine Bank an einer ſchattigen Stelle der Inſel, wo uns das Rauſchen des Waſſers nicht ſtörte. Nachdem wir eine Weile geſeſſen, hörte ich meine Freundinn ſeufzen und fragte ſie, was ihr fehle.

Sie blickte mich eine Zeit lang halb forſchend, halb leidend an und ſprach:

„Früher bin ich immer nur den augenblicklichen Eingebungen meines Gefühls und meiner Phantaſie gefolgt.

Seit einigen Tagen aber beſchäftigt mich fortwährend das Denken. Ich denke jetzt in einem Tage mehr nach, als früher in einem Monat, und das habe ich den Erfahrungen der letzten Zeit und unſern Geſprächen über die Liebe zu verdanken. Ich glaube, daß ich dadurch einen Fortſchritt gemacht habe; zugleich aber bin ich dadurch in den Zuſtand größerer Ungewißheit gerathen. Das Denken iſt für mich noch ein zu neues Feld und nach jedem Schritt frage ich mich immer, ob ich nicht einen verkehrten Weg einſchlage. Sie ſind mein Führer, aber eben dieſe Führerſchaft, die mich im Gehen unterrichtet, macht mich dadurch abhängiger, als ich früher war, wo ich nicht ging, ſondern gleichſam nur hüpfte. Was für abhängige Geſchöpfe ſind doch wir Weiber! Wenn ich jetzt, nachdem wir ſo viel über die Liebe geſprochen haben, mir Rechenſchaft zu geben ſuche, ob meine Anſichten richtige oder falſche ſeien, ſo weiß ich mich nicht zurecht zu finden. Auf der Eiſenbahn im Alleghanygebirge ſagten Sie mir ſogenannte Schmeicheleien und wünſchten von mir geküßt zu ſein. In Cincinnati erklärten Sie, dieſer Wunſch beziehe ſich nur auf einen Abſchiedskuß. In dem Walde zwiſchen Columbus und Cleveland gaben Sie mir Recht in dem Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden, und meinten, nur ein Mann mit gebrochenem Herzen werde dieſem Verlangen widerſtehen können. In Buffalo gaben Sie mir Unrecht in dem Verſuch, das Bedürfniß der Liebe auf die Uebung des Wohlwollens zu beſchränken in dem Falle, wo ein Mann ſie nicht erwiedern könne; gleichzeitig aber erklärten Sie, ich habe ein Recht auf dieſe Erwiederung. Durch dieſe Widerſprüche habe ich vollſtändig den Faden verloren, dem ich bei meinen Denkübungen zu

folgen ſuchte. Namentlich aber kann ich nicht über dieſe Frage hinwegkommen: ich ſoll nicht bloß wohlwollend, ſondern auch verlangend lieben und zwar einen Mann, der mich nicht wieder liebt; wozu aber mein Verlangen berechtigen, wenn es ſein Recht nicht geltend machen ſoll und kann? Ich will für den Augenblick abſehen von meiner Perſon und mögte nur einen allgemeinen Grundſatz ausfindig machen, unter den mein Fall gehört. In den früheren Nummern Ihres Blattes, die Sie mir zu leſen gegeben, finde ich Andeutungen über den Plan, eine „Kolonie der Verzweifelnden" zu gründen. Ich dachte dabei gleich an meine Beſitzung. Sie beſteht, Wald und Berge mitgerechnet, aus 4000 Ackern und ich kann, ſobald ich will, ein gleiches Gebiet dazu kaufen. 8000 Acker guten Landes würden ſicher genügen, einen Verſuch mit dem Projekt zu machen, und ich würde ſie gern dazu hergeben. Ich denke mir, nur durchaus freie Weiber wie Männer würden Theil nehmen können. Nun aber frage ich mich, wie würden ſie es zu halten haben in Bezug auf die Liebe und was würde z. B. ich thun müſſen, um Ihren Anfoderungen zu entſprechen?"

Ich maße mir nicht an, Ihr Geſetzgeber ſein zu wollen, und wiederhole, daß in Dingen der Liebe die Weiber ſicher ſo gute Beurtheiler ſind wie wir. Meine individuellen Gedanken über den Punkt, über den Sie mich befragen, ſind folgende. Die Liebe iſt ſouverain. Das wäre der erſte Artikel, den ich für eine Konſtitution der Liebe vorſchlagen würde. Ihrer Souverainetät gemäß hat die Liebe nur ihre eignen Motive und Zwecke zur Richtſchnur zu nehmen; aus demſelben Grunde aber kann und ſoll ſie auch keine andre Erwiederung verlangen, als eine aus den

nämlichen Motiven hervorgehende. Findet ſie eine ſolche Erwiederung nicht, ſo iſt ſie zwar ihrer Souverainetät gemäß immer noch berechtigt in ihren Wünſchen und in ihrem Ausdruck derſelben, aber es muß dann von der geliebten Perſon abhangen, wie weit und in welcher Weiſe jene Berechtigung geltend gemacht werden ſoll. Dann mag die liebende Perſon die geſtellten Bedingungen eingehen oder ſie mag ſich nach einem andren Gegenſtand ihrer Neigung umſehen — das muß ihr überlaſſen bleiben. Die Art der Bedingungen würde dieß entſcheiden. Wenn mich z. B. ein Weib liebte, deſſen Neigung ich nicht erwiedern könnte, und dieß ſie nicht zurückſchreckte, ſo würde ich ihr die Zumuthung machen, ihre Liebe in einer Weiſe zu zeigen, die meinem ſ. g. Egoismus am Wenigſten zu gut käme, ſie alſo z. B. durch Betheiligung an meinen geiſtigen Beſtrebungen zu bethätigen. Erklärte ſie ſich dadurch für befriedigt, ſo würde ich nichts dawider haben; wenn ſie aber, was wahrſcheinlich iſt, nicht befriedigt wäre, ſo —

„So müßte das gebrochene Herz aus der Verlegenheit helfen. Aber nun beſchwöre ich Sie beim Geiſt der Sappho, ſeien Sie einmal ganz aufrichtig und ſagen Sie mir, was Sie thun würden, wenn Ihr Herz nicht gebrochen wäre und ein liebendes Weib, das Sie nicht verabſcheuten, ihr Glück von Ihnen abhängig machte, von Ihnen erhoffte, von Ihnen erwartete, von Ihnen erflehte“ —

Bei dieſen Worten ſtand ſie haſtig auf, ſah mich mit einem ganz ſeltſamen, forſchenden Blick an und fragte: „Nun?“ Ich ſtand ebenfalls auf, blickte ihr feſt in die Augen und ſprach: ich bin ein Menſch ſo gut wie Sie und

ſchäme mich meiner Natur ſo wenig wie Sie. Deshalb will ich ganz offen ſein und ohne Umſchweif erklären, was in dem Fall zu erwarten wäre, den Sie vorausſetzen.

„Nun, was denn?“

Nun, es wäre dann eben der Teufel los.

„Der Teufel?“

Oder der Dämon, wie Sie wollen. Fürchten Sie ſich vor dem Dämon? Oder glauben Sie, ich fürchte mich? Was? Ich mich vor dem Dämon fürchten? Nimmermehr! Ich nehme es mit ihm auf, wo und wer er auch ſei.

Damit ſtreifte ich kampfesmuthig die Aermel in die Höhe und ſtellte mich in Boxerpoſitur. Meine Freundinn, die ſofort die Rolle des Dämons übernahm, that das Nämliche, ſie entblößte ihre blendend weißen, runden Aermchen und ballte ihre niedlichen Händchen zu allerliebſten Fäuſtchen. Gleichzeitig ſtellte ſie ihr linkes Füßchen ſo weit vor, daß man den Anfang eines untadelhaften Beinchens ſehen konnte. Mit ihren verliebten Augen ſah ſie mich an wie ein kleines Teufelchen und ihr Mund lächelte ſo ſchelmiſch, daß es mir angſt und bange wurde. Niemals ſah man eine ſo ſiegesgewiſſe Boxerinn. Allein ich nahm allen Muth zuſammen und indem ich mit dem linken Ellenbogen parirte, that ich mit der rechten Fauſt einen verzweifelten Stoß, der berechnet war, den Dämon in den Strudel des Niagara hinabzuſchleudern, aber leider an der Seite vorbei in die Luft ging. In dem nämlichen Augenblick that meine Gegnerinn mit großer Gewandtheit einen Nachſtoß und traf mich — grade auf das Herz.

Trotz den eiſernen Reifen ſtürzte mit einem gewaltigen Krach beinah meine ganze linke Herzkammer zuſammen und ich fiel kraftlos der Länge nach in das Gras.

Als die Dämoninn mich fallen ſah, ſtieß ſie einen lauten Angſtſchrei aus und ſtürzte halb ohnmächtig an meiner Seite nieder.

Das war das Werk des Dämons. Erſt nach einer halben Stunde hatte ich mich ſo weit erholt, daß wir mich nach dem Bahnhof ſchleppen konnten.

Albany.

In ununterbrochener Fahrt eilten wir von Buffalo hierher, wo ich nothgedrungen einige Zeit verweilen mußte, da meine hieſigen dreitauſend Abonnenten die Eiſenbahn verrammelten und mich nicht wollten paſſiren laſſen, ohne mich zu ſehen und von mir Abſchied zu nehmen.

Ich bin jetzt ſo erſchöpft, daß ich vorausſichtlich New-York kaum lebend erreichen werde. Jedenfalls iſt dieß mein letzter Beitrag zu der editoriellen Korreſpondenz und ich muß die Fortſetzung meiner Nachfolgerinn Julie vom Berg überlaſſen.

„Editorielle" Korreſpondenz,

fortgeſetzt von Julie vom Berg.

New-York.

Herr Längſt iſt ſehr angegriffen hier angekommen. Er war kaum wiederzuerkennen. Das Nächſte, worauf Be-

dacht genommen werden mußte, war ärztliche Hülfe. Dr. Schwert, Dr. Säbel, Dr. Pike, Dr. Hobel, Dr. Zange, Dr. Lanze, Dr. Beil, Dr. Meſſer, Dr. Säge, Dr. Feile, Dr. Ambos, Dr. Hammer, Dr. Beißel, Dr. Schraube, Dr. Bohrer und Dr. Nagel, ſämmtlich „demokratiſche“ Aerzte, wurden gerufen, um ihr Gutachten abzugeben. Sie gingen durchaus unparteiiſch zu Werke und zur Sicherung einer richtigen Diagnoſe ſchnitten ſie dem Patienten die linke Seite auf, ſägten ihm einige Rippen heraus und hatten dann in der That das Herz offen vor ſich liegen. Es fand ſich, daß die linke Kammer beinah vollſtändig eingeſtürzt und die rechte ſehr baufällig war. Unter den Trümmern fand man mehrere ziemlich gut erhaltene Portraits und einen zerbrochenen Rocking-Chair, auf welchem ſich die Erinnerung früher zu ſchaukeln pflegte. Hinſichtlich des Heilverfahrens waren die Meinungen getheilt. Mehrere der Aerzte meinten, die beſte Kur werde ein neuer Aufbau des Herzens ſein, allein in allen Apotheken, in denen nachgefragt wurde, ſogar in der des Herrn Ferkle, fehlte das nöthige Material. Die Majorität hielt es für das Sicherſte, einige Neger zu ſchlachten und aus ihren Herzen ein neues zuſammenzuſetzen; allein der Patient wollte kein fremdes Herz im Leibe haben. Man beſchloß daher, die noch erhaltenen Theile des gebrochenen Herzens mit ihrem unſchätzbaren Inhalt durch äußere Mittel wenigſtens ſo lang wie möglich zu konſerviren. Zu dem Ende wurden mehrere eiſerne Stützen untergeſtellt, welche mit widerhakigen Spitzen im Rückgrat befeſtigt waren. (Bei dieſer Operation begann der Patient ein wenig zu phantaſiren und ſprach fortwährend: „auch züchtigen mich meine Nieren bei

Nacht.“) Sodann wurden durch das sternum *) seu Bruſtbein mehrere eiſerne Kloben hinabgetrieben, an deren unterem Ende das Herz theilweiſe aufgehängt wurde. Endlich wurden mehrere lange Schrauben vom obern Theile des Rückens durch vorher gebohrte Löcher hinabgelaſſen, wodurch der hintere Theil des Herzens befeſtigt und das Einſtürzen nach vorn verhindert wurde.

Mit dieſen Operationen beſchloß man ſich einſtweilen zu begnügen, da ſie den Patienten einigermaßen angegriffen und zu erwarten ſtand, daß, wenn ſie wirkungslos blieben, auch keine andre ausreichen würden.

Das ärztliche Verfahren bot Gelegenheit zu intereſſanten phyſiologiſchen und pſychologiſchen Entdeckungen. Es fand ſich, daß der Patient alle diejenigen Neigungen eingebüßt hatte, welche man auf das Gefühl zurückführt, z. B. Geſchlechts-Liebe, Neigung zur Muſik, Menſchenhaß und Reue u. ſ. w. Dagegen waren alle diejenigen Neigungen ungeſchwächt erhalten, welche mehr unter dem Einfluß der intellektuellen Fähigkeiten ſtehen, z. B. Liebe zur Freiheit, Tyrannenhaß u. ſ. w. Es wurde daraus geſchloſſen, daß die linke Herzkammer vorzugsweiſe von den natürlichen Gefühlen bewohnt wird, in der rechten aber die Kulturgefühle logiren.

Eine andre intereſſante Erſcheinung iſt folgende. Mit der linken Herzkammer hat der Patient gänzlich das Gleichgewicht verloren, ſo daß er immer mit dem rechten Fuß voraugeht und ſich immer rechts herumdreht. Dieß iſt auch beim Liegen der Fall, ſo daß er, wenn er

*) Bei dieſer Gelegenheit wurde der musculus sterno-cleido-mastoideus einiger Maßen verletzt, was aber auf das Heilverfahren weiter keinen Einfluß übte.

ſich mit großer Anſtrengung auf die linke Seite gelegt hat, immer wieder auf die rechte hinüberſchnappt. Die Aerzte ſchließen daraus, daß er, wenn nicht auch die rechte Herzkammer einſtürzt, ſich ſtets im Kreiſe herumdrehen wird und, obgleich todt, im Sarge feſtgebunden werden muß, damit er auf dem Kirchhof nicht zu viel Lärm mache. Ich hörte ſchon die Vermuthung ausſprechen, daß, wenn ein Yankee dieß erführe, er ihn ſicher ausgraben würde, um ihn zu irgend einem mechaniſchen Zweck zu benutzen. Um dieſe Gefahren zu vermeiden, ſchlugen die Aerzte vor, nach dem Tode des Patienten die rechte Herzkammer mit Pulver zu ſprengen. Dagegen proteſtirte aber ſeine ſchwäbiſche Freundinn, die ihn lieber im Grabe feſtbinden und an demſelben Wache halten will.

Dieſe Frau kommt nicht von ſeiner Seite. Sie iſt ein ſeltſames Weib. Urſprünglich nur für den Lebensgenuß disponirt, iſt ſie der höchſten Aufopferung fähig und ihre ganze Erſcheinung hat etwas, ich mögte ſagen, Verklärtes angenommen. Sie ſchreibt die Hauptſchuld des Unglücks ihres Freundes ſich zu. „Ich war es, ſagte ſie, welche den Haß ſeiner Feinde entfeſſelte, und ich war es, welche ihm den Todesſtoß gab. Nicht mein Wille, ſondern nur das Unglück hat mich zur Schuldigen gemacht, aber ich will meine Schuld ſo abbüßen, als hätte ich ſie wiſſentlich auf mich geladen.“ Wenn ich in Herrn Längſt einen Chriſtus erblicken könnte, würde ich dieß Weib eine Magdalene nennen. Sie macht ganz dieſen Eindruck und ich weiß in der That nicht, welches bibliſche Ende dieſe Geſchichte noch nehmen wird. Grabfahrt, Auferſtehung, Himmelfahrt — kurz allerlei chriſtliche

Reminiszenzen kommen mir in den Kopf, wenn ich dieſe Szene betrachte, den blaſſen Patienten mit der Wunde in der Seite und an ſeinem Bette die Wittwe mit aufgelöſ'tem Haar.

Ob er religiös geworden, weiß ich nicht. Der Herr Erzbiſchof Jux hat anfragen laſſen, ob und wann er ihm die letzte Oelung ertheilen ſolle, und er hat ihn nicht zurückgewieſen. Auch ſpricht er davon, ſein Teſtament machen und die Teutſchen im Allgemeinen und einzelne ausgezeichnete Perſonen insbeſondre als ſeine Erben einſetzen zu wollen. Ob er zu Beidem noch Kraft genug haben wird, ſcheint mir faſt zweifelhaft zu ſein. So eben hat er ſtark gehuſtet und es kam ein Klumpen Herz heraus wie ein Trümmerſtück von einer Burgruine.

In der Stadt herrſcht große Aufregung. Sobald die Nachricht ſich verbreitete, daß Herr Längſt todtkrank hier angekommen ſei und am Sterben liege, wurden in allen teutſchen Quartieren Freudenſchüſſe abgefeuert und die Fenſter illuminirt. Ob ſie das thun aus Freude darüber, daß Herr Längſt endlich aus dieſer New-Yorker Welt erlöſ't wird, weiß ich nicht.

Auch kurſiren allerlei ſeltſame Gerüchte. So ſollen ſämmtliche Editoren, aus dem Gefängniß in Cincinnati entlaſſen, hier angekommen ſein, und zwar, wie die Einen ſagen, um Herrn Längſt zu verfolgen oder, wie Andre behaupten, mit der Abſicht, der reichen und ſchönen Wittwe aus Schwaben Anträge zu machen. Heute war auch ein Herr aus Buffalo hier, ein ſehr intereſſanter junger Mann, der ſich angelegentlich nach ihr erkundigte, aber nicht zugelaſſen wurde. Ich weiß nicht, was ich daraus machen ſoll.

New-York.

Es ist wirklich so, wie man gesagt hat. Die Editoren von Cincinnati sind sämmtlich hier, sogar der schreckliche Asa Reckenloff, der sich durch die Zusicherung wieder hat versöhnen lassen, daß keiner seiner Kollegen jemals ein Wort gegen den Kommunismus sagen werde. In Cincinnati war das Gerücht verbreitet, daß Herr Längst aus dem Gefängniß ausgebrochen sei und die schwäbische Wittwe, deren Vermögen auf $200,000, von Andren sogar auf $500,000 veranschlagt wurde, gewaltsam entführt habe, um sie zu berauben. Sämmtliche Editoren — für welche die Patrioten über dem „Kanal" $200,000,000 Bürgschaft in zwei Tagen aufgebracht — waren sofort nach ihrer Freilassung den Flüchtlingen nachgesetzt. In Buffalo vernahmen sie, daß dieselben nach Niagara Falls gereis't seien, und dort erfuhren sie durch Indianer die schreckliche Nachricht, ein fremder, langer Mann habe eine kleine, hübsche Frau in den Wasserfall hinabgestürzt. Es war unzweifelhaft, daß hier wieder ein schauderhaftes Verbrechen vorlag, ein um so größeres, da es an einer reichen und hübschen Wittwe war begangen worden, auf welche 200 teutsche Editoren ihr Auge gerichtet hatten. Die Verfolger kamen in aller Hast in New-York an und besetzten sofort alle Zugänge zu den europäischen Dampfschiffen, um dem Verbrecher die Flucht abzuschneiden. Sie waren daher nicht wenig erstaunt zu vernehmen, derselbe sei als Patient hier angekommen und werde von der schwäbischen Wittwe gepflegt. Das ging jeden Falls auch nicht mit rechten Dingen zu; sie beschlossen aber, von weiterer Verfolgung abzustehen, da sie

von den „demokratiſchen“ Aerzten die beſtimmte Verſicherung erhalten hatten, daß der Patient nur noch einige Tage zu leben habe.

In Erwartung dieſes erfreulichen Ereigniſſes gaben ſie ſich unterdeſſen ſchon alle mögliche Mühe, ſich dem Gegenſtand ihrer Hoffnung bemerkbar zu machen. Vorgeſtern erhielt Magdalene, wie ich die ſchwäbiſche Wittwe von jetzt ab nennen will, 150 Briefe des ſchmeichelhafteſten Inhalts, von denen ſie ſpäter vielleicht einige veröffentlichen wird. Ich bemerkte ſcherzweiſe, ſie könne ihren Freund Längſt in den Blättern ſeiner ſämmtlichen Feinde verherrlichen laſſen, wenn ſie dieß zur Vorbedingung einer Werbung um ihre Gunſt mache. Sie hielt meine Worte für Ernſt und war ſehr entrüſtet darüber.

Herr Längſt iſt in einem kritiſchen Zuſtand. Er beginnt ſehr nervös zu werden, ſo daß die Aerzte einſchläfernde Mittel für nötbig hielten. Sie verordneten ihm daher zehn Maß Lagerbier; allein ſeitdem die Editoren hier ſind, iſt keins mehr zu haben.

New-York.

Auf wiederholte Anfrage des hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofs Jux, dem der Gedanke keine Ruhe ließ, daß die Seele des Herrn Längſt könnte verloren gehen, erklärte der Patient ſich bereit, die letzte Oelung zu empfangen, doch war ihm ſehr ängſtlich zu Muth, als der hohe Prälat in's Zimmer trat.

„Was iſt dir, Sohn in Chriſto,“ fragte der Erzbiſchof, „daß du alſo erzitterſt?“

Ich fürchte, daß Sie mich eſſen werden.

„Dich eſſen? Allerdings könnte ich bildlich ſagen, daß deiner Seele eine Umwandlung, gleichſam eine Verdauung bevorſtehe, welche ſie von den irdiſchen Schlacken reinigt. Deinen Körper aber wird bloß das Grab verſchlingen, nicht die Kirche.“

Ich eſſe gern Salat und Heringe und Sardinen. Ach, Herr Erzbiſchof, wofür ſehen Sie mich an?

„Wofür ich dich anſehe? Für einen ſündigen und verirrten Erdenſohn, der im letzten Augenblick auf den Pfad des Heils und der Wahrheit zurückkehrt. Doch der Herr nimt den reuigen Sünder mit gleicher Vaterliebe in ſeine Arme auf, wie ſeinen makelloſeſten Diener.“

Dennoch kann ich die geheime Angſt nicht los werden, daß Sie mich für einen Hering oder eine Sardine anſehen und daß Sie mich eſſen wollen.

„Beruhige dich, mein Sohn in Chriſto. Wie kommſt du auf ſo ſeltſame Gedanken?“

Wenn man aus Heringen Salat machen will, gibt man ihnen ebenfalls die letzte Oelung und dann ißt man ſie. Um Gottes Willen, Herr Erzbiſchof, machen Sie keinen Salat von mir! Nein, beim ewigen Erbarmen, keinen Heringſalat und eſſen Sie mich nicht!

„Der arme Kranke iſt im Zuſtande des Delirirens. Die ungewöhnte Anſtrengung, ſeine Gedanken zu Gott zu erheben, hat ihn zeitweiſe der Beſinnung beraubt. Vielleicht kehrt ſie zurück, wenn ich ihn mahne, die Rechnung ſeiner Seele abzuſchließen. Mein Sohn in Chriſto, biſt du bereit, das letzte Bekenntniß deiner Sünden abzulegen?“

Freilich bin ich bereit und nur die Schwierigkeit, ſie alle aufzuzählen, könnte mich bedenklich machen. Doch habe

ich nur Unterlaſſungsſünden zu beichten, denn die Begehungsſünden habe ich bereits in den Buſen des hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofs zu Pittsburg deponirt.

„So laß hören, mein Sohn, welche Handlungen du ſündhafter Weiſe unterlaſſen haſt.“

Ach, ich habe ſo viel unterlaſſen, daß ich faſt ſagen mögte, mein halbes Leben ſei eine einzige Unterlaſſungsſünde. Ich kann aber in Wahrheit hinzufügen, daß die Hauptſchuld an den Verhältniſſen lag, denn am guten Willen hat es nie gefehlt, ſondern nur an Dem, was die größten Schurken und Dummköpfe in Ueberfluß zu haben pflegen: Macht und Geld. Ja, Herr Erzbiſchof, hätte ich Geld und Macht gehabt, es würde mich keine Unterlaſſungsſünde drücken und Ihnen würde die Möglichkeit erſpart ſein, ſie anzuhören.

„Aber, mein Sohn in Chriſto, wir dürfen die Tugend nicht ſo abhängig von den irdiſchen Verhältniſſen machen, daß wir ſie ohne deren Hülfe nicht üben zu können erklären. Beſchränke dein Bekenntniß daher auf diejenigen Sünden, welche durch eine tugendhafte Handlung zu vermeiden in deiner Macht und deinem Willen gelegen hätte. Beginne mit der größten, deren du dich entſinneſt.“

Ach, Herr Erzbiſchof, ich weiß eine, die ſo groß iſt, wie alle Sünden New-Yorks zuſammengenommen und ſchwerer als der Chimboraſſo. Sie drückt mich, daß mir der Athem auszugehen droht. Wenn ich aufrichtig mich ſelbſt prüfe, muß ich geſtehen, daß ich ſie hätte vermeiden können, denn ich habe Anſtalten getroffen, ſie noch auf meinem Todbette nicht bloß zu beichten, ſondern auch wieder gut zu machen. O, es iſt eine unverzeihliche Unterlaſſungsſünde!

„So bekenne ſie, mein Sohn, auf daß ich entſcheiden kann, ob ſie dir zu vergeben ſei.“

Meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß dieſe Sünde ſo allgemein iſt, da faſt alle Menſchen ſie begehen. Es iſt daher auch kein Wunder, daß das Menſchengeſchlecht ſo unſinnig und unglücklich iſt.

„Ja, mein Sohn, das iſt es und das hat es allerdings der Sünde zuzuſchreiben.“

Ja, Herr Erzbiſchof, hauptſächlich der Unterlaſſungs-Sünde, die ich zu beichten habe. Und doch iſt dieſe Sünde ſo leicht zu vermeiden.

„Verurſacht es alſo vielleicht große Koſten?“

Auch das nicht: es gehört nichts dazu, als ein ſtarker Nagel und ein wenig Hanf. Mit 10 Cents iſt die ganze Sache abzumachen.

„Wie verſteh' ich Das, mein Sohn in Chriſto?“

Sie werden es ſogleich beſſer verſtehen, hochwürdigſter Herr Erzbiſchof. Ich werde Alles aufbieten, es Ihnen verſtändlich zu machen, denn zu Ihnen fühle ich mich jetzt am Meiſten hingezogen, und vielleicht wird auch bald das Umgekehrte der Fall ſein. Ach, Herr Erzbiſchof, ich mögte Sie mit einem Band umſchlingen, das Alles, ſogar das Leben überdauert. Es gibt allerlei Bänder im Leben, das Band der Freundſchaft, das Band der Liebe, das Band der Treue, das Band der Furcht, das Band der Ordnung, das Band der Intereſſen, aber das Band der Bänder iſt dieſes —

(Dabei zog der Patient einen Strick von Hanf unter der Decke hervor und zeigte ihn dem Herrn Erzbiſchof, welcher ausrief:)

„Aber, mein Sohn, wir kommen von unſerer heiligen Aufgabe auf profane Dinge. Laß ſie bei Seite, beſinne dich auf deine Lage, bedenke, daß du bald vor deinem höchſten Richter erſcheinen ſollſt, und bekenne mir die größte Unterlaſſungsſünde deines Lebens!“

Die Sünde heißt: ich habe noch nie einen Pfaffen aufgeknüpft! Doch jetzt will ich meine Sünde abbüßen. He! Johann, Heinrich, Wilhelm, packt dieſen ſchurkiſchen, heuchleriſchen, verdammten, verfluchten, vermaledeiten Pfaffen beim Schopf und hängt ihn mit dieſem Strick an den großen Nagel über meinem Bette, damit ich im Bewußtſein einer guten That von dieſer Welt Abſchied nehme!

Im Nebenzimmer hörte man eilige Fußtritte. Der Herr Erzbiſchof war erblaſſend von ſeinem Sitz aufgeſprungen und ſuchte einen Ausweg. Als er die Männer ſich nähern hörte und den bereitgehaltenen Strick ſah, riß er plötzlich die Thüre auf, ſtürzte hinaus in eine dort ſtehende gefüllte Badewanne und eilte dann Hals über Kopf die Treppe hinunter.

Magdalene, ſprach Herr Längſt feierlich, nachdem der Lärm ſich gelegt hatte, du wirſt erkannt haben, daß ich in die Fußſtapfen des Herrn trete. Doch bin ich der Salber und nicht der Geſalbte und es duftet hier etwas zu ſtark nach Chryſam oder Chrisma. Das Nervenſyſtem meiner Naſe ſehnt ſich nach den Wirkungen eines Gegenmittels, denn der ſchurkiſche, heuchleriſche, verdammte, verfluchte, vermaledeite Pfaffe hat das ganze Haus mit derjenigen Eigenſchaft erfüllet, welche man verpeſtet nennt. Setze deinen linken Fuß vor den rechten und bewege deine angenehme Geſtalt bis zu jenem Kamin, allwo du einige

Opferwerkzeuge finden wirſt, ſo man Räucherkerzen nennet. Salbe nicht deinem Herrn die Füße, welche keine Naſe haben, ſondern zünde unter ſeiner Naſe zehn Räucherkerzen an, damit er ſich erhole von dem Duft des ſchurkiſchen, heuchleriſchen, verdammten, verfluchten, vermaledeiten Pfaffen.

Und Magdalene ging und that wie ihr geheißen und ſprach: Herr, wenn du nicht der Geſalbte biſt und doch ſein Nachfolger, mit welchem Namen ſoll ich dich denn benennen?

Nenne mich nicht Chriſtus, auch nicht Jeſus, ſondern nenne mich Juſes!

Und Magdalene blickte zur Erden und ſprach: Gelobt ſei'ſt du, Herr Juſes! Amen!

New-York.

Endlich erlöſ't, nämlich ich ſelbſt! Erlöſ't endlich von der langweiligen Aufgabe, Berichte am Krankenbette und zwar eines Patienten zu ſchreiben, der an einer ſo langweiligen Krankheit ſtirbt. Ich will lieber Einen am gebrochenen Genick ſterben ſehen, als am gebrochenen Herzen. Auch ſoll dabei das Krachen nicht dieſen infernaliſchen, gequetſchten Ton haben. Er hört ſich an, als ob die Seele beim Herausſchlüpfen zwiſchen die Thüre geklemmt würde und der verhaltenen Pein eines ganzen Lebens in einem einzigen Ton Luft machte.

Genug, Herr Längſt iſt todt. Er ſtarb unter folgenden Umſtänden. Am Tage nach der letzten Oelung erließ der hochwürdigſte Herr Erzbiſchof gegen ihn eine zweite Auflage des berühmten Fluchs des Biſchofs Ernulfus, worin er

ihn nicht bloß, wie dieser, „beim Essen, beim Trinken, beim Niesen, beim Aderlassen“ u. s. w., sondern sogar beim Speien, beim Seufzen, beim Husten, beim Röcheln verfluchte. Die Nachricht von diesem Ereigniß wirkte auf den Patienten sehr erschütternd, zumal da sie ihn traf, als er eben sein Testament machte (welches er, beiläufig bemerkt, erst nach seinem Tode wollte publizirt wissen. Der Kirche soll er alle seine liegenden Grundsätze oder Immobilar-Prinzipien vermacht haben.) Das Testamentmachen hatte ihn schon sehr angegriffen, da es in ihm die Erinnerung an alle die Freuden, Erfolge, Herrlichkeiten und Gunstbezeugungen wieder wach rief, welche ihn in Amerika wie in Europa beglückt hatten, und ihm daher das Scheiden bedeutend erschwerte. Der Zusammenstoß dieser beiden Eindrücke, nämlich des Schmerzes über den Zorn seines Seelsorges und über sein Scheiden von den amerikanischen Freuden, brach seine letzte Kraft. Die Scheidewand zwischen der linken und der rechten Herzkammer begann erst mit einem leisen Pochen, wie von Klopfgeistern, zu präludiren, dann hörte man ein Gerassel und endlich stürzte sie mit einem infernalischen, ich mögte sagen, immoralischen Krach zusammen, daß die ganze Umgebung erbebte. Als der Patient das Herannahen dieser Katastrophe fühlte, gab er Magdalenen ein Zeichen für den verabredeten Kuß. Sie stellte sich mit gespitzten Lippen in Bereitschaft, den entscheidenden Krach erwartend. Sobald er aber erfolgte, drehte sich der Sterbende, wie die „demokratischen“ Aerzte vorhergesagt hatten, gleich einer Walze um seine eigene Axe herum, so daß der Kuß der Schmachtenden nicht auf seinen Mund, sondern, wie Börne sich ausdrückt, auf sein „elfenbeinernes Genick“

traf. Man band ihn ſchnell feſt und legte ihn in den Sarg. Der Coroner hielt eine post mortem Examination, deren Reſultat das Verdikt war: „Geſtorben an einem Herzen, welches durch mehrere auf einander folgende Stöße des Schickſals und ſeiner Gehülfen gebrochen wurde.“

Da lag er nun, zum erſten Mal ruhig ſeit den unzähligen Jahren, die er auf dieſer Erde zugebracht hatte. Magdalene ſchluchzte heftig und rief: Herr Juſes, warum haſt du mich verlaſſen!

Das Geſicht des Todten hatte den Ausdruck eines Weltſchmerzes, der weit über die Grenzen des Univerſums hinausging. Wenn Herr Heine behauptet, „der Riß der Welt ſei durch ſein Herz gegangen“, ſo konnte man von Herrn Längſt ſagen, auf dem Globus ſeines Geſichts ſei die Aſtronomie des Weltſchmerzes ausgeprägt geweſen. Ich habe ein Daguerreotyp davon machen laſſen, das Niemand anſehen kann ohne Thränen der Unendlichkeit zu vergießen.

Alles Dieß rührte aber ſeine Feinde, die ihn durch ihre Ungnade getödtet hatten, nicht im Mindeſten. Als ſie die Nachricht von ſeinem Tod erhielten, begann ein allgemeines Jubiliren und Zechen. Da die Editoren alles Bier von New-York ausgetrunken, hatten ſie ſich ſchon mit Branntwein begnügen müſſen und jetzt ſanken ſie bis zum Wein herab. Einige zwangen ſich ſogar zum Champagnertrinken, um nur das erfreuliche Ereigniß mit feiern zu können.

Nachdem man hinreichend getrunken hatte, wurde eine Maſſenverſammlung berufen. Es wurde beſchloſſen, das Begräbniß durch einen großartigen Triumph-Zug zu

feiern und dabei durch einen geeigneten Volksmann eine Beglückwünschungsrede halten zu lassen. Zu dem Zweck ernannte man ein Komite von 600 Volksmännern, welches aus seiner Mitte den Festredner auswählen sollte.

Die Wahl schwankte lang zwischen den Würdigsten, unter welchen folgende eine gleiche Zahl von Stimmen erhielten:

Moraster,
Reckenloff,
Leichenhoff,
Dickler,
Mörtel,
Hasendreck,
Kleckson.

Diese Auserwählten hatten wieder unter sich zu wählen und da sie der Meinung waren, der radikalste und zugleich eleganteste Geist unter ihnen sei bei dieser Gelegenheit der passendste, wählten sie Reckenloff, genannt Asa, von jetzt ab Rasa.

Am Tag des Begräbnisses wälzte sich ein Zug von 3,500,000 Teutschen nach Greenwood Cemetery. Alle waren in der freudigsten Stimmung. Nur eine kleine Gruppe stand neben der Straße und weinte verstohlene Thränen. Es waren die sechs New-Yorker Abonnenten des „Pionier" und die Mitglieder des Frauenkongresses zu Frauenstadt.

Mittelst einer besonderen Vorrichtung wurde der Sarg in das Grab geschoben, „6 bei 40". Wie gewöhnlich nach dem Tode, war auch Herr Längst noch bedeutend

länger geworden und ſein Sarg war ein 40 Fuß langer Kaſten von Ahornholz, den Magdalene aus einem Baum hatte machen laſſen, welchen ſie eigens von Schönthal verſchrieben. Als der Sarg unten war, trat Raſa Reckenloff auf die errichtete Tribüne und rieb einen Salamander mit Tokaier — ſie waren ſchon bis zum Tokaier herabgekommen —, worauf Reckenloff Raſa alſo ſprach zu der lautlos harrenden Menge:

Theuerſte Mitbewohner dieſes Bischens Erde! Als Auserwählter der weſthemiſphäriſchen Nation der Denker und Repräſentant der Geſammtfortſchrittsintelligenz im Durchſchnitt habe ich für dieſe Gelegenheit meinem Geiſt ein beſonderes Kliſtier gegeben mit der Spritze der Begeiſterung für Wahrheit und Wiſſenſchaft und ſchütte jetzt die Wirkung über eure Häupter aus.

Dank dem Fortſchritt der Naturwiſſenſchaft, welche der Radikalismus in ſeinen Dienſt genommen, ſind wir im Stande, den Gegenſtand, nein das Phantom, das wir eben hier verſenkt haben, in ſeinem wahren Licht, das iſt, in ſeinem Nichts zu betrachten. Dieſes in einem 40füßigen Kaſten verſcharrte Phantom war, im rechten Licht betrachtet, ein Nichts, ein reines Nichts. Sie wundern ſich? Sie wollen es bewieſen haben, daß all der Lärm, den Sie um dieß Phantom gemacht haben, ein bloßer „Lärm um Nichts“ war? Hören Sie den Ausſpruch der Wiſſenſchaft.

Hatte dieß Phantom einen Kopf? Unſre Freunde, die „Demokraten“ von Amerika, haben ihm ſchon vor Jahren bewieſen, daß er keinen Verſtand, alſo keinen Vorderkopf hatte; darauf haben wir Kommuniſten ihm phrenologiſch bewieſen, daß er „keinen Hinterkopf“ hatte. Können

Sie ſich aber einen Kopf ohne Vorder- und Hinterkopf denken? Ferner erinnern Sie ſich ſeiner Länge. Sein Corpus war ſo lang, daß ſeine Beine gar nicht darunter zu ſehen waren, ſie waren folglich nicht vorhanden; dann aber waren ſeine Beine ſo lang, daß man ſein Corpus nicht darüber ſehen konnte, es war folglich ebenfalls nicht vorhanden. Können Sie ſich einen Menſchen ohne Oberkörper und ohne Beine denken?

Wir haben alſo einen Menſchen vor uns ohne Kopf, ohne Leib und ohne Beine. Was iſt der? Ein Nichts.

Jetzt verfolgen Sie ſeine Laufbahn. Er will einſt geboren worden ſein. Es iſt aber konſtatirt, daß dieß ſein Bruder war, den er aus den Weg geſchafft, um an ſeine Stelle zu kommen. Auch wird ein Neugeborener mit Muttermilch genährt. Es iſt aber erwieſen, daß er niemals Muttermilch *geſehen* hat. Und was verlautet von ſeiner darauf folgenden Jugend? Haben Sie darüber jemals etwas in der Weltgeſchichte geleſen? Sie hat alſo nie exiſtirt. Später will er das Gymnaſium beſucht haben. Es iſt aber konſtatirt, daß um jene Zeit in Deutſchland ein Bauernjunge die Kühe gehütet und Kartoffeln dazu gebraten hat. Noch ſpäter will er ſogar auf der Univerſität geweſen ſein. Es iſt aber ein ausgemachtes Faktum, daß ich mehrere Univerſitäten frequentirt habe und *ich* war doch nicht *er* — bei meinem Großvater Raſa! Darauf hat er von einer Reiſe nach Oſtindien gefabelt. Er iſt aber niemals dort geweſen. Wer von uns hat ihn dort geſehen? Auch wäre er ja gehängt worden, wenn die Holländer ihn in der Gewalt gehabt hätten, da er ſpäter gegen dieſelben als Zöllner ſoll gedient haben, was aber auch gelogen ſein muß, da er von den Preußen, denen

er gedient, als Revolutionair verfolgt worden sein will, was aber wieder gelogen ist, da er niemals als Revolutionair todtgeschossen worden. Hat man ihm nicht alle Gelder und Streiter der Revolution zur Verfügung gestellt? Und was hat er gethan? Davongelaufen ist er und alle Revolutionaire ergrimmt hinter ihm her, um ihn zu verfolgen. Ja, ist er nicht sogar auf der Schusterinsel gewesen? Haben Sie aber je gehört, daß er diese wichtige Position angemessen benutzt, daß er dort Berlin und Wien erobert oder die Republik gerettet hat? Ich hätte auf der Schusterinsel sein sollen! Ich hätte so viel Pech dort gemacht, daß alle Preußen und Kroaten darin stecken geblieben wären. Und wie hat er sich in Straßburg benommen! Gustav Struve sandte ihm vertrauensvoll 200 Franken, die er in dem Herzen Frankreichs erobert hatte, mit der angelegentlichsten Bitte, damit einen „entscheidenden Schlag" gegen die 60,000 Mann zu führen, die damals in Baden standen. Hat er es aber gethan? Hat er den Schlag geführt? Gelacht hat er und dem Struve noch Grobheiten dazu gemacht. Ich hätte die 200 Franken haben sollen, ich hätte einen Salamander gerieben, daß die ganze Okkupations-Armee Reißaus genommen hätte.

So sehen wir also, daß er auch als Revolutionair nichts war, folglich nicht existirte.

Und was hat er als Schriftsteller geleistet? Man hat einst viel Lärm von einem Buch über die Büreaukratie gemacht. Es ist aber erwiesene Thatsache, daß er dieß Buch gar nicht geschrieben, sondern daß ein Referendar es verfaßt hat, der leider zu früh gestorben ist um seinen Namen auf den Titel zu setzen. Darauf will er sein

Vaterland mit revolutionairen Brochüren uneinig mit ſich ſelbſt gemacht haben. Es iſt aber ſpäter herausgekommen, daß die Polizei dieſe Brochüren geſchrieben hat um auf ihn fahnden und ihn um ſo beſſer zum „Spion“ machen zu können, worüber meine Freunde Marx und Engels mir genaue Auskunft gegeben. Und was hat er in Amerika geleiſtet? Wenn wir ihm nicht gefolgt wären, würde er gar nicht vorangegangen ſein. Das iſt konſtatirt. Kann es einen ſchlagenderen Beweis gegen ihn geben? Es wird gefabelt, daß er ſogar aus Freiheitsliebe gegen die Sklaverei aufgetreten ſei. Er that es aber bloß, weil er einen Handel mit Ketten und ſonſtigem alten Eiſen treiben wollte. Ich habe übrigens längſt bewieſen, daß Alles, was hier unter ſeinem Namen erſchienen, bloß abgeſchrieben war. Auch hätte er ſelbſt Dieß nicht gekonnt, wenn er nicht unſre 24 Buchſtaben gehabt hätte, folglich kommt Alles auf Rechnung des A B C.

Wir haben alſo einen Menſchen vor uns, der in keiner Hinſicht wirklich exiſtirt hat, ſondern ein bloßes Phantom war und doch allerlei Unheil geſtiftet hat. Aber bei der Erklärung dieſer Erſcheinung kommt uns wieder die radikale Wiſſenſchaft zu Hülfe. Was iſt ein Irrlicht? Ein Phantom, das aus bloßem Dunſt und Schein beſteht. Und doch führt es den Menſchen in Sümpfe und Abgründe. Was iſt ein Komet? Ein Phantom, deſſen Kopf aus Nebel und deſſen Schwanz aus Geſtank beſteht. Bringt aber ein Komet nicht Krieg und Peſtilenz? So ſehen wir alſo auch in der Natur, daß die Nichtſe, die Phantome das meiſte Unheil ſtiften. Das vor uns verſcharrte Nichts war Irrlicht und Komet zugleich, was Sie ſofort erkennen,

wenn Sie sich an seine Vergangenheit erinnern. Hat er nicht als Irrlicht das Volk drüben wie hier in den Sumpf der „bürgerlich-bäuerlichen Republik" zu führen gesucht, aus dem wir Kommunisten es wieder hinausführen müssen? Und hat er nicht als Komet überall Krieg gebracht, wo er sich hat sehen lassen, und die Pestilenz seiner immoralischen Grundsätze verbreitet? Ha, das Blut kocht mir im Herzkessel auf dem Feuer der sittlichen Entrüstung und die Tugend brennt erröthend in meinen Nieren, wenn ich bedenke, zu welchen schändlichen Doktrinen und — ich muß das Wort aussprechen — Zoten dieser Mensch die schöne deutsche Sprache gemißbraucht hat. Um Ihnen einen Begriff von seiner Meisterschaft im Zotenreißen zu geben, brauche ich Ihnen bloß einen Ausdruck zu zitiren, den Sie schwarz auf Weiß in seinem Blatte finden können. Ich sehe weibliche Wesen, Frauen, Damen, vielleicht Jungfrauen um mich her und weiß nicht, ob ich das schändliche Wort nicht lieber unterdrücken soll. Doch nein, es muß heraus, damit der allgemeine Abscheu sein Andenken an dieser Grube zurücklasse. Das Wort heißt: „die ungarische Gräfinn!"

Hiermit stürzt der Redner vor sittlicher Entrüstung ohnmächtig zusammen und ein allgemeines „Pfui" erfüllt die Lüfte. Nachdem er wieder zu sich gekommen, fodert er Einzelne, die ihren Abscheu noch besonders zu erkennen geben wollen, auf, hervorzutreten und ihrem Herzen Luft zu machen.

Zuerst trit die Importersfrau hervor, die der Verstorbene auf der Eisenbahn zwischen New-York und Philadelphia so schwer beleidigt hatte, stellt sich an das Grab,

richtet ihr Antlitz aufwärts, aber die Augen verachtend abwärts und spricht mit erschütterndem Ausdruck: Pfi!

Darauf trit ein „demokratischer" Führer hervor und spricht: Pfu!

Darauf trit ein Achtundvierziger hervor und spricht: Phiu! — ein Ausruf, der Alles, was Sarkasmus, Entrüstung und Abscheu heißt, in aller Kürze zusammenfaßte und einen solchen Eindruck machte, daß Niemand mehr hervorzutreten wagte und selbst Reckenloff seine Rede nicht fortsetzen konnte.

Den stummen Grimm der beleidigten Sittlichkeit im Herzen, verzog sich die Menge wie eine unentladene Gewitterwolke und ließ auf dem Kirchhof Niemanden zurück, als Magdalene. Sie saß da wie eine lebendige Trauerweide und ließ ihr aufgelöst'es Haar wie Zweige in das offene Grab herabhangen.

New-York.

Das Begräbniß des Herrn Längst hatte Aufsehen auch bei den Amerikanern erregt. Was diese aber am Meisten interessirte, war die auffallende Fähigkeit des Verstorbenen, sich um die eigne Axe zu drehen. Besonders die Spiritualisten und die Industriellen hatten sich dieß gemerkt. Jene glaubten darin ein Zeichen des „Hereinragens der Geisterwelt in die sinnliche" finden zu müssen und überlegten, welchen Vortheil sie daraus für ihre neue Religion ziehen könnten; die industriellen Spekulanten aber hatten solidere Dinge im Auge, sie wollten den Begrabenen stehlen, um ihn entweder in einer Fabrik zu ver-

wenden, oder als perpetuum mobile für Geld ſehen zu laſſen.

Magdalene war von dieſen Abſichten unterrichtet. Um dem Plan zuvorzukommen, hielt ſie nicht bloß Wache an dem Grabe, ſondern ſie ließ auch einen Baumeiſter kommen, um daſſelbe mit einem ſteinernen und eiſernen Gewölbe bedecken zu laſſen.

Doch ehe es zur Ausführung dieſes Vorhabens kam, ereigneten ſich Dinge, welche die ganze „Situation" auf einmal veränderten.

Daß Herr Längſt begraben war, gönnte ich ihm, weil ich ihm Ruhe und Befreiung aus dieſer Umgebung gönnte. Aber das Schickſal ſeiner verlaſſenen Freundinn dauerte mich. Was ſollte aus ihr werden? Ich konnte ſie mir eben ſo wenig ohne ihren Freund denken wie Magdalene ohne ihren Chriſtus. Doch wie ſie tröſten, wie ihr helfen? Beim Nachdenken über die Mittel und Wege ging mir immer die bekannte Redensart durch den Kopf: Der und Der „würde ſich im Grabe herumdrehen", wenn er Dieß oder Jenes hörte oder wüßte. Sollte dieſe Redensart nicht bei dem Begrabenen zu einer Wahrheit und dieſe Wahrheit zu einem Mittel der Wiederauferſtehung zu machen ſein, zumal da er ohnehin ſchon vor dem Herumdrehen geſichert werden mußte? Aber wodurch ihm den moraliſchen Anſtoß geben? Nach einigem Beſinnen kam ich auf folgendes Mittel. Ich ließ bekannt machen, eine Freundinn des Verſtorbenen — in der man natürlich die reiche Wittwe vermuthen mußte — ſetze demjenigen teutſchen Editor eine angemeſſene Belohnung aus, der am Grabe des Betrauerten eine würdige Lobrede auf ihn halte. Kaum war dieß ruchbar geworden — und es

war dabei ſogar von zehn Dollar New-Yorker City Money die Rede —, ſo hielten ſämmtliche Editoren, Aſa Reckenloff ausgenommen, der durch die moraliſche Entrüſtung über die „ungariſche Gräfinn“ den Verſtand verloren hatte und in einem „Aſyl“ untergebracht werden mußte, eine Konkurrenz-Verſammlung ab, um ſich über den würdigſten Kandidaten zu einigen. Nach langer Berathung fiel die Wahl auf den eifrigſten Bewerber, den Editor Moraſter. An dem beſtimmten Tage fanden ſich alſo ſämmtliche Editoren auf dem Kirchhof ein und der Editor Moraſter begann ſeine Rede mit folgenden Worten:

„Wie manchen Menſchenfreund, Vorkämpfer, Entdecker und Reformator traf ſchon das traurige Schickſal, im Leben verkannt und verfolgt und erſt nach dem Tode gewürdigt und geſchätzt zu werden! Auch der edle Freund, den wir vor wenig Tagen in dieſe Gruft geſenkt“ —

Als der Redner ſo weit gekommen war, wurde er durch ein beängſtigendes, in ſeiner Nähe aus dem Boden dringendes Geräuſch unterbrochen, das dem ſchnurrenden und raſſelnden Getöſe einer Fabrik oder eines Eiſenbahnzuges glich und von Sekunde zu Sekunde lauter wurde. Alles wich entſetzt von dem Grabe zurück, als ſich plötzlich die Erde öffnete und eine lange, weiße, ſich beſtändig um ſich ſelbſt drehende Geſtalt gleich einer Rakete hoch in die Luft emporſchoß. Es war wirklich der begrabene Herr Längſt, der, als das Lob des Editors Moraſter begann, in der Erde keine Ruhe mehr fand und ſich verzweiflungsvoll aus ihr herausgebohrt hatte. Alles ſtand vor Schrecken gelähmt, doch bald geriethen die Editoren in eine um ſo ſchnellere Bewegung. Der Wiederauferſtandene nämlich fuhr aus der Luft herab auf einen dicken, ſchwarzen,

ſchlauchartigen Gegenſtand von der Größe eines Elephantenkalbes, der ſo elaſtiſch war, daß der Herabgefallene zum zweiten Mal dreißig Fuß hoch in die Luft ſprang und dann nochmals herabfiel. Gleichzeitig ſprang auch der Schlauch in die Höhe und zwar mit einem Geſchrei, daß alle Gerippe des Kirchhofs in ihren Gräbern erbebten. Wer war der Schlauch? Niemand anders als der Präſident Politor. Er war während der Vorbereitung zu der Grabfeier eingeſchlafen und lag da, das „Bärrel" im Arm, wie eine Mutter mit ihrem Säugling, nur daß hier die Mutter die Funktion des Säuglings, und zwar im vollſten Maße, verſehen hatte, denn das „Bärrel" — man hatte kurz vorher eine friſche Zufuhr von „Stoff" aus Philadelphia erhalten — war vollſtändig leer. Als Herr Längſt auf die Mutter herabfuhr, kam er mit den Füßen grade auf ihren Nabel zu ſtehen und als der ſo gewaltſam Aufgeweckte die wieder emporgeſchnellte lange, weiße Geſtalt über ſich ſchweben ſah, ward er von ſämmtlichen Schrecken des jüngſten Gerichts ergriffen. Die Töne, die er von ſich gab, können von den Poſaunen dieſes Gerichts unmöglich übertroffen werden. Sie waren ein Gemiſch von den Tönen der Schalmei, von den Tönen eines aufgeregten Elephanten, von den Tönen der Sau unter dem Meſſer, von den Tönen eines ſich bei unruhigem Wetter am Wherft reibenden Schiffes, von den Tönen eines den Dampf ausſtoßenden Dämpfers, von den Tönen eines Buffalo in den Rocky Mountains, von den Tönen eines ausbrechenden Vulkans und von den Tönen des Niagarafalls.

Politor ließ es aber beim Muſiziren nicht bewenden. Von der ganzen Angſt des Univerſums erfüllt, begann er zu laufen, zu laufen, zu laufen.

Er lief gleich dem Mastodon, welches durch die Urwälder bricht, Grabsteine und Bäume vor und neben sich umherstreuend wie Straßenkiesel und Grashalme.

Er lief mit einem Impuls von 300 Pferdekräften.

Er lief mit der Zuversicht eines Himmelskörpers, welcher weiß, daß ihm auf der vorgeschriebenen Bahn kein Hinderniß Widerstand leisten kann.

Er lief, daß ihn der Dampf einhüllte wie eine Wolke und der Schweiß bachweise aus den Pfeifen seiner Hose rann.

Er lief, daß die Luftströmung, die er hinter sich herzog, alles Bewegliche in seine Bahn hereinriß und wirbelnd hinter ihm drein führte.

Da Politor dieser Maßen lief und dabei fortwährend seine Universaltöne erschallen ließ, wird sich Niemand darüber wundern, daß die übrigen Editoren, von der Posaune des jüngsten Gerichts aufgeschreckt, ihrem Präsidenten zu folgen begannen. Sie liefen alle, sie liefen hinter einander, sie liefen über einander. Doch war es nicht Politor allein, der sie in's Laufen brachte. Gleichzeitig mit diesem Hauptakteur erschien auf dem Platz eine polizeiliche Deputation, um die Editoren festzunehmen. In Cincinnati nämlich waren die Bürger über deren große Verbrechen zur Besinnung gekommen und da die Verbrecher sich sämmtlich entfernt hatten, geriethen die Bürgen in Besorgniß, erklärten, ihre Bürgschaft zurückziehen zu wollen, und requirirten die Polizei um sich der Flüchtlinge zu versichern. So erhielt denn die Editorenhetze einen dreifachen Impuls: durch den Vorläufer Politor, durch die verfolgende Polizei und durch den wiedererstandenen

Längſt. Wohin ſie in ihrer Gewiſſensangſt gelaufen und was aus ihnen geworden war, erfuhr man erſt am andren Tage. Bei Fort Hamilton war nämlich der ganze Strand mit krepirten Haifiſchen bedeckt und als man die Ungeheuer öffnete, fand man in jedem einen verſchlungenen Editor. In Politor aber hatten ſich drei der Beſtien theilen müſſen. Selbſt die See hatte dann die ganze Geſellſchaft wieder ausgeworfen, ſo daß die Garniſon des Forts kommandirt werden mußte, ſie in der Mitte des Sundes mit Steinen zu verſenken.

So war denn plötzlich die teutſche Bevölkerung ohne Editoren. Nur einer war nicht mitgelaufen. Es war der junge Mann aus Buffalo. Aber er verließ geſenkten Hauptes den Kirchhof allein und nahm den erſten Eiſenbahnzug direkt nach dem Niagarafall.

Auf dem Kirchhof war außer ein Paar Bekannten Niemand zurückgeblieben, als der Wiedererſtandene und ſeine Freundinn.

Sobald er zu Boden gefallen war, hatte ſich Magdalene auf ihn geſtürzt, theils um ihn vor Freude über ſeine Wiederauferſtehung zu umarmen, theils um ſeiner Umdrehung ein Ende zu machen. Sie fürchtete, ſo wie er ſich aus der Erde herausgebohrt, könne er ſich auch wieder hineinbohren und ſie ſprach dieſe Beſorgniß vor ihm aus.

Fürchte nichts, ſprach er. Wenn wir unſre Höllenfahrt antreten, werde ich uns einen Weg hinunter bohren, aber jetzt noch nicht. Magdalene, ich bin begraben worden als Menſch, aber ich bin wieder auferſtanden als „Geiſt“. Fühle an mein Herz — ſpürſt du ein Klopfen? Fühle an meinen Puls — bemerkſt du ein Pochen? Blicke in mein Auge — ſiehſt du einen Glanz? Blicke in meine Mienen

— ſiehſt du eine Bewegung? Würde ich nicht beim Wettrennen jener Heerde vom Lachkrampf befallen worden ſein, wenn ich noch irdiſche Regungen ſpürte? Alles an mir iſt jetzt überirdiſch, geiſtig, und dieſe Hülle trage ich bloß noch als Reiſekleid meiner unſterblichen Seele auf unſerer Wanderung. Denn wiſſe, Weib der Erde, du wirſt jetzt mit mir eine Welt-, eine Höllen- und eine Himmelfahrt antreten. Wir ſind jetzt beide geläutert, ich durch das gebrochene Herz, du durch den erlittenen Schmerz und ſo biſt auch du würdig zu höheren Dingen. Jener Jeſus, den dieſe thörichte Welt noch verehrt, hat einſt zu deiner Vorgängerinn geſagt: „dir ſoll viel vergeben werden, denn du haſt viel geliebt.“ Dir die Liebe vergeben? Iſt ſie ein Verbrechen? Nein, ich ſage dir, du haſt viel geliebt, deshalb ſollſt du viel belohnt und geehrt werden. Von allen Leidenſchaften befreit, über alle Bedürfniſſe erhaben, von allen Vorurtheilen erlöſ't, können wir jetzt unbefangen und mit klarem Blick dieſe Welt durchforſchen und die Wahrheit zum reinſten Ausdruck bringen. Das Volk iſt ihr nicht verſchloſſen, wenn es nicht irregeführt wird durch die Lehren der Lüge. Die Lügner der Kanzel, die Lügner der Tribüne und namentlich die Lügner der Preſſe ſind es, welche es der Wahrheit unzugänglich machen. Die Hauptlügner, mit denen wir zu kämpfen gehabt, begrub die See, die Alles verdauende. Sie auf dem Lande zu begraben, wäre aus Geſundheitsrückſichten bedenklich geweſen. So ſind wir denn von ihrem ſtörenden Einfluß befreit und können unſre Miſſion mit Zuverſicht erfüllen. Nimm jetzt den Gürtel von deinem Leibe und binde damit meine linke Seite rückwärts an meine rechte feſt, damit ich mich nicht vorzeitig um mich ſelbſt drehe.

Und nun gib mir deine Hand, damit wir die Forſcher- und Aufklärer-Wanderung antreten. Unſre erſte Station ſei New-York, das neue Babylon.

Magdalene war vor Gemüthsbewegung außer ſich. Sie umarmte ihren Erlöſer und ſprach: „groß biſt du, Herr Juſes!“

Sie hat mir verſprochen, ein Tagebuch über ihre Fahrten zu führen und es mir für den „Pionier“ einzuſenden.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, das von Herrn Längſt hinterlaſſene Teſtament mitzutheilen. Es iſt kürzer ausgefallen, als man erwartet hatte, und lautet:

Teſtament des Märtyrers Längſt,

geſtorben am gebrochenen Herzen.

1) Ich vermache den teutſchen Editoren „Gullivers Reiſen“, in Hundsleder gebunden.
2) Ich vermache dem teutſchen Volk dieſſeit und jenſeit des Meeres zwanzig Jahrgänge des „Pionier“, in Editorenleder gebunden.
3) Ich vermache der kommenden Menſchheit zwölf Bände meiner „Geſammelten Schriften“, in Pfaffen- und Fürſtenleder gebunden.

(L. S.) Längſt.

An den Herausgeber des „Editoren-Kongreß".

Wie ich erfahre, wollen Sie dem Bericht über den Editoren-Kongreß in Cincinnati denjenigen über den Frauen-Kongreß in Frauenstadt vorangehen lassen. Mir scheint dieß sehr angemessen zu sein; aber Sie sollten einem solchen Anfang auch einen entsprechenden Schluß folgen lassen. Ich schlage Ihnen daher vor, das Buch zu schließen mit den Artikeln über Weiber und Männer, welche einst die mysteriöse Luise Meyen bei Gelegenheit einer Kontroverse mit dem Philosophen A. Ruge im „Pionier" veröffentlicht hat. Ich habe sie sämmtlich aufbewahrt und stelle sie Ihnen hiermit zur Verfügung. Der ehemalige Redakteur der Halleschen Jahrbücher ist zwar kein Editor von der Sorte der hiesigen; aber seine Ansichten über die Frauen und ihre Rechte hätten, ausgenommen im „Pionier", in keinem teutschen Blatte Widerspruch gefunden. Sie unterscheiden sich von denen der Editoren nur durch weniger Rohheit und während diese die Weiber im Grunde nur deshalb als untergeordnete Wesen behandeln, weil sie schwächere Knochen haben, blickt Herr Ruge mit Geringschätzung auf sie herab, weil sie zu viel gesunden

Menſchenverſtand beſitzen um hegelſche Philoſophie zu ſtudiren.

Laſſen Sie die Artikel von Luiſe Meyen den Leiſtungen der Editoren folgen, ſo erhalten dieſe ſeltenen Juwele von beiden Seiten eine Einfaſſung, welche ihren Glanz doppelt hervorhebt.

Julie vom Berg.

Luiſe Meyen über die Männer und die Weiber.

Ueber die „Rechte und Stellung der Weiber."

(Aus dem Pionier vom 15. Juli 1855.)

An Herrn Dr. A. Ruge in London.

In No. 25 des „Pionier" leſe ich eine Korreſpondenz, worin Sie ſich über die rechtliche Sphäre meines Geſchlechts auf eine ſo eigenthümliche Weiſe äußern, daß ich mir die Freiheit nehmen muß, Sie um nähere Mittheilung Ihrer Anſichten über dieſen Punkt zu erſuchen. Ich bitte aber meine Dreiſtigkeit nur ſo auszulegen, daß ich, wie jedes freigeſinnte Mitglied des weiblichen Geſchlechts, ein beſonderes Intereſſe daran habe, denkende Männer möglichſt vielſeitig und offen über eine Frage ſich ausſprechen zu ſehen, die noch ſo verſchieden behandelt wird. Während der eine Mann jeden rechtlichen Unterſchied zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht aufgehoben, alſo uns alle nur als gleichberechtigte Menſchen behandelt wiſſen will, laſſen Andre, welche nicht weniger auf ein gerechtes Urtheil Anſpruch machen, den Menſchen in dieſer Frage gänzlich bei Seite, halten ſich nur an das Geſchlecht und erkennen dieſem, je

nach seiner Schwäche oder je nach der ihm zugeschriebenen Aufgabe, verschiedene Rechte zu. Sie dürfen sich nach Ihren Bemerkungen im „Pionier“ nicht wundern, daß ich Sie zu den letzten, d. h. zu denjenigen Männern zähle, welche dem Weibe gewisse Arbeiten oder Aufgaben zuschreiben und seine Rechte nach den Ansichten abmessen wollen, welche die Männer über jene Aufgaben hegen oder aufstellen. Ja, erlauben Sie es mir zu sagen, Sie behandeln uns Weiber als so untergeordnete Wesen, daß Sie unsre Rechte, man mögte sagen, mit dem Kochlöffel abmessen. Denn der Haupteinwand, den Sie unserer Gleichberechtigung entgegenstellen zu wollen scheinen, ist enthalten in der Bemerkung, daß das Hauswesen, speziell die Küche darunter leiden könnte, wenn die Frau am öffentlichen Leben Theil nähme. Sollte es Ihnen damit wirklich Ernst sein? Gesetzt, das Hauswesen könnte nicht so pünktlich versorgt werden wie jetzt; gesetzt, die Männer gewännen, nachdem sie an Gerechtigkeit gegen uns gewonnen, nicht auch an Galanterie und kochten uns zu lieb nicht selbst bisweilen ihren Kaffee, während wir vielleicht einer Versammlung beiwohnten, so frage ich nur dieß: stellen Sie die Küche höher, oder das Menschenrecht? Ich gönne den Männern Alles, was sie wünschen, Das aber muß ich offen erklären: wollen sie ihre Küche auf Kosten unserer Menschenrechte versorgt wissen, so gönne ich ihnen allen von Zeit zu Zeit eine tüchtige Hungerkur, damit sie sich selbst versorgen lernen. Ehe man den Männern lehrte, daß das schwächere Geschlecht weniger Rechte habe, als sie, weil es für sie kochen müsse, sollte man ihnen lieber statt des Griechischen oder Lateinischen das Kochen lehren.

Daß die Küche leidet, wenn die Männer die Hälfte des Tages im Wirthshaus zubringen und die Hälfte ihres Einkommens an Getränke, Taback u. ſ. w. verſchwenden und daß dieß eine wahre Kalamität für Hausweſen und Familie iſt, fällt Niemanden ein bei der Theorie der Menſchenrechte in Anſchlag zu bringen; wenn aber den Weibern die Freiheit zuerkannt würde, ein Paar Stunden wöchentlich oder monatlich der Theilnahme an den Verhandlungen über ihre Menſchenrechte zu widmen, ſo wäre dieß nach Ihrer Anſicht ein ſo großes Unglück für Hausweſen und Familie, wie „wenn der Mann erſchoſſen wird, während er im Felde dient“. Wie wenig die Rechtsbegriffe der Männer noch ausgebildet oder gereinigt ſind, beweiſ't ſich durch nichts ſo ſehr, wie dadurch, daß ſie eher die Rechte der Weiber beſtreiten, als den Mißbrauch ihrer eigenen tadeln.

Ich muß geſtehen, daß mich Bemerkungen, welche an die Menſchenrechte der Weiber den Maßſtab des Küchenintereſſe legen, frappirt haben im Munde eines Mannes, den ich zu unſern ſchärfſten Denkern und humanſten Politikern zähle. Nach Ihrer Theorie würden wir Weiber Ausſicht auf Erlangung unſerer Rechte haben, wenn man nicht zu kochen brauchte. Sie verleiten uns dadurch zu dem Wunſch, daß die Menſchen zum Naturzuſtande zurückkehren mögten, in welchem die Männer nicht einmal Hausherrn ſind, da ſie keine Häuſer haben, und die Speiſen hübſch roh verzehren.

Als Mann der Prinzipien werden Sie zugeſtehen, daß es ſich bei der Ermittlung von Rechten nicht um die Schwierigkeiten handeln darf, ſie im Gegenſatz zu rechtloſen Zuſtänden durchzuführen. In der Praxis findet dieſer

Punkt von ſelbſt ſeine Berückſichtigung; in der Theorie aber handelt es ſich rein um Feſtſtellung des Prinzips und wir ſind leider noch immer in der Theorie. Es kommt alſo einzig und allein auf die Frage an: ſind wir Weiber eben ſo gut Menſchen wie die Männer und haben wir demnach mit ihnen gleiche Menſchenrechte, oder nicht? Exiſtiren wir für uns, oder exiſtiren wir als Dienerinnen der Männer? Sind wir alſo berechtigt, an der Erlaſſung der Geſetze, denen wir in der menſchlichen Geſellſchaft gehorchen ſollen, uns zu betheiligen, oder müſſen wir uns von den Männern die Geſetze diktiren laſſen? Haben wir ein Recht, unſre Wünſche und Intereſſen bei den geſellſchaftlichen Einrichtungen geltend zu machen, oder müſſen wir willenlos mit den Einrichtungen fürlieb nehmen, welche die Männer allein geſchaffen haben? Soll unſre Intelligenz, unſre Oppoſition, unſre Stimme einen Einfluß auf unſer Geſchick haben, oder müſſen wir in blinder Unterwürfigkeit in den Männern unſre Vorſehung, unſre Herrgötter erkennen und anerkennen?

Erſt nachdem dieſe Fragen beantwortet ſind, deren Konſequenzen ſich dann von ſelbſt ergeben, kann es ſich um die praktiſchen Schwierigkeiten handeln, welche noch nie ein richtiges Prinzip getödtet haben.

Sie ſind für die Emanzipation der Negerſklaven und werden ihnen kein Haar breit weniger Rechte zuerkennen, als ſich ſelbſt. Gibt es aber in irgend einer Frage größere praktiſche Schwierigkeiten, als in dieſer? Sie können über Nacht eine Monarchie in eine Republik umwandeln, aber Sie bedürfen eines ganzen Menſchenalters, um Negerſklaven in Weſen umzuwandeln, welche im Stande ſind von ihren Menſchenrechten Gebrauch zu machen, und

überdieß würde das „Hausweſen“ ihrer jetzigen „Eigenthümer“ durch ihre Emanzipation einen ganz andern Stoß erleiden, als das eines Republikaners oder Sozialiſten, deſſen Frau z. B. an einer Berathung über Abänderung der Ehegeſetze Theil nähme. Dennoch gelten Ihnen jene Schwierigkeiten nichts, wo es ſich um die Frage handelt, ob die Neger Menſchen ſeien und Menſchenrechte haben, oder nicht.

Während Sie aber liberal und gerecht gegen die Neger ſind, wollen Sie die Weiber hinter dieſelben zurückſtellen? Das Intereſſe der Sklavenhalter wird Sie nicht kümmern bei der Emanzipation der Neger; aber das Privilegium des Kochtopfs kümmert Sie bei der Emanzipation der Weiber?

Glauben Sie nicht, daß ich mit grauſamer Gleichgültigkeit der ſchrecklichen Leiden gedenke, welche den Männern erwachſen könnten, wenn gelegentlich ihre emanzipirten Frauen den Braten anbrennen ließen, oder wenn der Kaffee fünf Minuten ſpäter aufgetragen würde als gewöhnlich, oder wenn ein abgeſprungener Knopf nicht ſofort wieder angenäht werden könnte. Nein, dieſe Leiden weiß ich vollkommen zu würdigen und ich ſympathiſire ſchon im Voraus mit allen Männern, welche von ſolchen Schickſalen betroffen werden könnten. Aber ich tröſte mich mit dem Gedanken, daß die eine Seite der Entwickelung mit der andern immer Schritt hält, daß gemeinnützige Erfindungen mit der Ausbreitung der Menſchenrechte Hand in Hand gehen und daß, wenn wir einmal bis zur „Emanzipation der Weiber“ werden fortgeſchritten ſein, wir auch die Kunſt werden gelernt haben, den Braten vor dem Anbrennen zu ſichern, den Kaffee ſtets bereit

zu halten und Knöpfe ohne Nähnadeln zu befeſtigen. Es kommt bloß darauf an, daß wir Weiber wiſſen, wo die Hinderniſſe unſerer Emanzipation eigentlich ſtecken, und haben uns die Männer erſt darüber aufgeklärt, daß wir ſie in der mangelhaften Einrichtung der Kochherde u. ſ. w. zu ſuchen haben, ſo werden wir gewiß mit allem Eifer an deren Vervollkommnung denken.

An Arnold Ruge in London.

(Aus dem „Pionier" vom 7. Oktober 1855.)

Ihre Antwort auf meine Provokation, wenn Sie es ſo nennen wollen, hat mich trotz allen Ihren Gegenverſicherungen nur in dem Verdachte beſtärkt, daß Sie im Grunde die Weiber geringſchätzen und ihnen keine gleiche Berechtigung mit den Männern zugeſtehen. Oder aber, wenn ich Sie mit dieſem Verdacht verſchonen ſoll, kann ich es nur, indem ich meine Zuflucht zu der eben ſo wenig ſchmeichelhaften Unterſtellung nehmen, daß Sie nicht erkannt haben oder nicht zu erkennen vermögen, was ein Weib eigentlich bezweckt, wenn es ein freier M e n ſ ch ſein will.

Zunächſt will ich Sie beruhigen in Bezug auf meine perſönliche Stellung, da es bei Behandlung unſerer Streitfrage für Sie von Gewicht zu ſein ſcheint, ob ich „Frau oder Fräulein" bin. Ich bin keins von beiden, will auch keins von beiden ſein, lege aber einen Werth darauf, Das zu ſein, was Sie in der Flugſchrift des Herrn Heinzen nicht wollen genannt wiſſen, nämlich ein — „Weib". Ich habe in Ihnen nicht den Ehemann oder

den Junggesellen gesucht und angeredet, sondern den Mann oder den männlichen Menschen; weshalb genügt Ihnen nicht in mir das Weib oder der weibliche Mensch? Das, worüber wir verhandeln, sind Menschenrechte, aber weder Frauen- noch Fräuleins-Rechte.

Noch weniger aber haben wir es mit den Rechten der „Schönen" zu thun. Sie reden mich an mit „Verehrte Schöne" und „Schöne Luise". Woher wissen Sie, daß ich schön bin und was hat die Schönheit mit unserer Frage zu schaffen? Theilen Sie den Glauben der Gardelieutenants, welche eine so hohe Meinung von den Weibern haben, daß sie sich von ihren stehenden Komplimenten auf alle Fälle, mögen sie zutreffen oder nicht, eine Wirkung versprechen? Ich bin über die Thorheit längst hinaus, die Schönheit als Hauptvorzug anzusehen oder mir auf ein Lob derselben etwas einzubilden; wäre ich dieß aber nicht, so würde die Schönheit in meinen Augen dadurch verlieren, daß ein Philosoph, der mich nie gesehen hat, sie zu einem stehenden Komplimente mißbraucht. So wenig es die Freundschaft akkreditirt, daß Jeder den Andern mit „lieber Freund" anredet, so wenig kann es die Schönheit heben, daß man auf's Ungewisse hin unbekannte Personen schön nennt, die möglicher Weise sehr häßlich sind. Was würden Sie sagen, wenn ich Sie mit „Verehrter Schöner" oder mit „Schöner Arnold" anredete? Ob Sie eine solche Bezeichnung verdienen, weiß ich nicht. Wüßte ich aber, daß Sie ein Apoll wären, so würde ich Sie in einem offenen Briefe nicht so nennen, um mich an Ihrer Schönheit nicht durch den Anschein einer bloßen Schmeichelei zu versündigen; und wäre ich darüber im Zweifel, so würde ich um so mehr schweigen, um Sie nicht durch den mög-

lichen Anſchein einer Ironie zu beleidigen. Warum aber, frage ich, nehmen Sie nicht gegen mich die nämliche Haltung an? Weil Sie — Sie ſelbſt verlangen, daß ich Sie nicht ſchone — die Weiber mit dem geringſchätzigen Blick eines Gardelieutenants als untergeordnete Weſen oder Spielzeuge anſehen, die Sie glauben mit den trivialſten Schmeicheleien einer in Ihrem Munde doppelt geiſtloſen Galanterie amüſiren, oder auch auf die Gefahr einer Ironie hin abſpeiſen zu können. Es iſt eine anſcheinende Kleinigkeit, womit ich mich hier aufhalte, aber Sie werden zugeſtehen, daß ſich mehr darin ausſpricht, als die meiſten Männer bedenken und — füge ich hinzu — die meiſten Weiber. Daß die meiſten meines Geſchlechts in leeren Komplimenten, die im Grunde nur eine Beleidigung für ſie ſind, eine Ehrenbezeigung erblicken, hat mich oft genug empört und ich entſchuldigte ſie nur, weil eben die Männer ſie ſo geiſtlos erzogen haben, daß ſie gar nicht zum Bewußſein ihrer Stellung und Würde gelangen können.

Ich komme jetzt zu den Hauptpunkten. Die Emanzipation des Weibes ſcheint mir ein falſch gewählter Ausdruck zu ſein, der leicht zu Mißverſtändniſſen führt. Es handelt ſich nicht darum, das *Weib*, es handelt ſich vielmehr darum, im Weibe den *Menſchen* zu emanzipiren. Spricht man von Emanzipation des Weibes, ſo ſind die Männer ſofort mit der Deutung bei der Hand, man wolle das Weib in eine nicht weibliche Sphäre einführen; die Emanzipation des Menſchen im Weibe aber bezeichnet eben de Einſetzung deſſelben in die allgemeinen Menſchenrechte, deren es jetzt noch großentheils beraubt iſt und die ihm doch Niemand mit haltbaren Gründen

beſtreiten kann. Selbſtbeſtimmung, freie Wahrung unſerer Menſchenrechte nach jeder Seite hin, Möglichkeit der Ausbildung zu Allem, wozu wir Neigung und Beruf fühlen, Erſtrebung unſeres Glückes nach *eigener* Einſicht und *eigenem* Willen — das iſt es, was der weibliche Menſch in Anſpruch zu nehmen hat ſo gut wie der männliche, was ihm aber direkt oder indirekt noch überall beſtritten oder vorenthalten wird.

Ich hätte nicht gedacht, daß auch Sie zu den haltloſen Einwänden Ihre Zuflucht nehmen würden, die ich geſprächsweiſe ſchon hundert Mal habe widerlegen müſſen, die aber faſt regelmäßig wiederkehren, ſo oft man mit einem männlichen Weſen über die Rechte der weiblichen Weſen diskutirt. Auch Sie reden ſich ein oder wollen Ihren Leſern einreden, wir Weiber verlangten, als ſeien wir gradezu wahnſinnig, mit unſerer Emanzipation die Freiheit, eine Flinte auf die Schulter zu nehmen, uns in ein Regiment Soldaten ſtecken zu laſſen, als Matroſen zur See zu gehen, kurz grade Das zu thun, was unſeren Wünſchen eben ſo ſehr zuwider iſt wie unſerer Natur. Was würden Sie ſagen, wenn ich meinen Kanarienvogel aus dem Grunde nicht aus dem Käfig laſſen wollte, damit er mir nicht die Tauben und Hühner zerreiße? Die Männer behandeln uns eben ſo wahnſinnig wie ich in ſolchem Fall meinen Kanarienvogel behandeln würde. Einem Kanarienvogel trauen ſie zu, daß er in der Freiheit nur ſeiner Natur folgen und ſeine Fähigkeiten anwenden werde; dem Weibe aber trauen ſie zu, daß es in der Freiheit eine andre Natur annehmen und ſich mit Gewalt auf Dinge verlegen werde, wozu es ſo wenig Fähigkeit wie Neigung hat. Wie Sie zu ſolchen Vorausſetzungen

kommen, ist mir platterdings unbegreiflich. Fürchten wir etwa, daß emanzipirte Männer den Strickstrumpf ergreifen oder sich an den Stickrahmen setzen werden? Oder wollen auch Sie uns etwa mit dem Popanz der öffentlichen Pflichten zurückschrecken und uns die Ausübung unserer Rechte verwehren, weil wir nicht fähig sind, alles Das zu übernehmen, was der jetzige Zustand der Gesellschaft ihren Mitgliedern als Pflichten auferlegt? Sollten wir deshalb Sklavinnen sein, weil wir z. B. nicht im Stande sind, Werkzeuge zur Erhaltung der Sklaverei, nämlich Soldaten, zu sein gleich den Männern? Aber selbst die Männer unter sich messen ihre Rechte nicht nach der Fähigkeit ab, die öffentlichen Pflichten zu erfüllen. Den Schwachen, den Krüppel entbinden sie vom Soldatendienst, ohne ihm darum das geringste Menschen- und Bürger-Recht zu nehmen; die Weiber aber will man entrechten, weil sie nicht die Natur oder Gliedmaßen eines Grenadiers besitzen. Woher dieser Widerspruch?

Ich denke, Ihre Besorgniß, wir würden uns auf die Schlachtfelder oder Schiffe drängen, wenn Sie uns das Recht zugeständen, zu thun, wozu uns Fähigkeit und Neigung treiben, werden Sie eben sowohl ablegen können wie Sie uns die Lehre hätten ersparen können, daß wir — Weiber und nicht Männer sind. Sie mögen mir zürnen oder nicht, ich muß Ihnen aber gradezu sagen, daß ich anfänglich, freilich nur anfänglich, laut aufgelacht habe, als ich aus Ihrer Antwort erfuhr, daß wir Weiber die Bestimmung haben — Mütter zu werden. Um Das zu lernen, Herr Ruge, braucht Niemand Philosophie zu studiren; und eben so wenig braucht ein Philosoph zu fürchten, daß wir diese Bestimmung verlernen, oder in Versuchung kommen

können, Väter zu werden. Sie müſſen doch zugeſtehen, daß wir dem männlichen Verſtande noch nie ſolche Komplimente gemacht haben wie Sie dem weiblichen machen. Noch nie iſt es einem Weibe eingefallen, die Männer belehren zu wollen, daß ihre Beſtimmung ſei, Väter zu werden. Faſt bin ich verſucht, in Ihren Worten die bitterſte Ironie zu ſuchen. Darüber, Herr Ruge, daß uns die Männer das Recht abgeſprochen hätten, Mütter zu werden, haben wir uns wahrlich noch nie zu beklagen gehabt*)! Wären ſie für Alles ſo beſorgt geweſen, wie für

*) Eben als ich Ihre Ermahnungen über unſre Beſtimmung, Mütter zu werden, geleſen hatte, kam mir durch Zufall eine ſtatiſtiſche Notiz in die Hand, aus der ich Folgendes heraushebe. Die Zahl der bekannt gewordenen verbrecheriſchen Gewaltthaten gegen Weiber betrug im Jahr 1854 in dieſem „freien Lande“ nicht weniger als 3500. In 48 dieſer Fälle wurde die Gemißhandelte zugleich ermordet oder ſie ſtarb in Folge der erhaltenen Verletzungen. 189 Weiber nahmen ſich ſelbſt das Leben und unter dieſen 127 in Folge von Verführung oder erlittener Gewaltthat.

Wer die hieſigen Zuſtände kennt, wird es für keine Uebertreibung erklären, wenn ich die erwähnten Fälle durch Hinzurechnung der nicht bekannt gewordenen verdoppele.

Wir würden alſo für ein einziges Jahr mindeſtens 10,000 Männer vor uns haben, welche als Verbrecher der Doktrin huldigten, daß die Beſtimmung des Weibes ſei, Mutter zu werden.

Glauben Sie nicht, daß ich dieſe ſtatiſtiſche Belehrung mit der Ihrigen zuſammenſtellen wolle. Aber Sie werden mir ſicher nicht Unrecht geben, wenn ich Freunde der Humanität, welche den Weibern Vorleſungen über die Mutterſchaft halten, auffodere, ſie zuvor zu freien, voll-

die Mutterſchaften, wir Weiber hätten niemals Anlaß zu Beſchwerden erhalten. Nein, Mutter zu werden, verwehren ſie uns ſo wenig, wie Köchinn zu werden, und immer iſt es entweder der Kochherd oder die Wiege, worauf ſie uns verweiſen, wenn wir von unſern Menſchenrechten reden. Hat ein Weib jemals die Vaterſchaft als Einwurf benutzt, wo der Mann ſein Menſchenrecht in Anſpruch nahm? So wenig wie es je einem Weibe eingefallen iſt, einem Manne das Stimmrecht abzuſprechen, weil er von Profeſſion ein Kleidermacher, Bäcker u. ſ. w. war. Wie aber ſieht es vollens mit den Rechten derjenigen Weiber aus, die niemals Mütter waren oder die das Schickſal der Niobe getroffen? Nach Ihrer Logik haben ſie als Menſchen keine Beſtimmung und wer keine Beſtimmung hat, wozu ſoll der Rechte haben?

Doch ich will mich auf Ihre Belehrung über die Mutterſchaft von einer andren Seite einlaſſen. Grade als Mutter hat das Weib doppelten Anſpruch auf Ausübung von Rechten, die der Mann allein ſich anmaßt. Grade aus Rückſicht auf die Mutterſchaft hat es zu verlangen, daß es nicht in Geſellſchaftszuſtänden, an denen es ohne Vollberechtigung als Menſch und Bürger nichts ändern kann, durch die Noth vielleicht in die Arme eines Mannes getrieben werde, durch den es niemals Mutter geworden wäre, wenn es ſelbſtſtändig hätte handeln können; grade

---

berechtigten Menſchen in menſchlichen Zuſtänden machen zu helfen.

Beſäßen die Weiber das Recht, dieſe Zuſtände zu humaniſiren, wahrlich, die Zeit, wo die Männer ungeſtraft zu Beſtien an ihnen werden können, würde bald vorüber ſein.

als Mutter hat es zu verlangen, daß ihm diejenige Ausbildung zu Theil werde, welche es befähigt, die Erzieherinn ſeines Kindes zu ſein; grade als Mutter hat es ein hohes Intereſſe, auf diejenigen Staatsanſtalten einwirken zu können, in denen das ſpätere Schickſal ſeines Kindes entſchieden wird; grade als Mutter muß es einen Einfluß auf die Erlaſſung von Geſetzen ausüben können, durch die es zum eigenen Verderben und zum Verderben ſeiner Kinder in verhaßten Banden zurückgehalten werden kann; grade als Mutter muß es die Möglichkeit einer ſelbſtſtändigen Stellung verlangen, um noch Mutter ſein zu können, nachdem der Vater vielleicht aufgehört hat, Vater zu ſein; grade als Mutter muß es trachten, Zuſtände ändern zu helfen, welche wir täglich von — Kindesmörderinnen verfluchen hören; grade als Mutter muß es ein Recht auf ſein Kind haben, das ihm jetzt der Mann mit Gewalt entreißen kann, wenn ihm deſſen Geſellſchaft unerträglich geworden; grade als Mutter muß es das Recht der Einwirkung auf Zuſtände wünſchen, in welchen es machtlos ſeine Kinder zur Schlachtbank muß führen ſehen, um ſie der Laune eines Despoten, oder der Rohheit eines Pöbelgeſchmacks opfern zu laſſen.

Sie ſehen alſo, daß, ſtatt der Mutterſchaft wegen uns vom öffentlichen Leben fern zu halten, wir grade der Mutterſchaft wegen das größte Intereſſe haben, einen Einfluß auf das öffentliche Leben zu gewinnen.

Doch ich merke zu meiner eigenen Ueberraſchung, daß ich in Eifer gerathe, während ich mir vorgenommen hatte, Ihnen in ruhigſter Weiſe zu antworten. Vielleicht habe ich mich darüber geärgert, daß ich von Ihnen Dinge hören mußte, die ich von Ihnen am Wenigſten erwartet

hatte, und Dieß ſei die einzige Schmeichelei, womit ich die Ihrige erwiedere.

Die Männer.

(Aus dem „Pionier“ vom 14. und 15. Oktober 1855.)

Herr Redakteur!

Bei einer früheren Gelegenheit foderten Sie mich auf, bei Beſprechungen im „Pionier“ ohne allen Rückhalt zu reden. Dieſer Aufforderung komme ich um ſo lieber nach, da ſie bei mir gar nicht nöthig war. Ich bin gewöhnt, ſtets meine ganze Meinung zu ſagen, was, wie man mir oft verſichert hat, nicht „klug“ ſein ſoll; ich konnte aber niemals einſehen, daß es weniger klug ſei, meine Ueberzeugung nicht zu unterdrücken, mein Recht nicht aufzugeben und meine Freiheit nicht zu opfern, als, die Rückſicht auf fremde Schwächen, Thorheiten und Fehler zum Geſetz meines Handelns zu machen. Am Wenigſten kann mir dieß heute in den Sinn kommen, wo ich mir vorgenommen habe, ein Thema zu beſprechen, das meiner Meinung nach nicht rückſichtlos genug behandelt werden kann.

Shakespeare ſagt: „Gebrechlichkeit, dein Name iſt Weib“. Niemand würde mir weniger widerſprechen, als Shakespeare, wenn ich ſagte: „Lug, dein Name iſt Mann!“ Ich werde mir nicht die Mühe nehmen, nachzuweiſen, welche Lügenberge die Männer als Andenken überall hinterlaſſen haben, wo ſie das Gebiet der Geſchichte betraten; meinem Zweck genügt es, zunächſt feſtzuſtellen, daß ihr ganzes Verhältniß zu uns Weibern von jeher ein

Verhältniß der Lüge war. Wie jeder Tyrann lügt, lügen muß, so haben auch die Männer stets gelogen, weil sie unsre Tyrannen waren. Ob sie uns Komplimente machten oder uns zu hassen vorgaben, ob sie uns Vorzüge einräumten oder uns entrechteten, ob sie uns auf den Händen trugen oder uns unter die Füße traten — nie waren sie wahr, nie konnten sie wahr sein, weil sie stets von der großen Grundlüge ausgingen, daß wir nicht mit ihnen gleiche Menschenrechte besitzen, daß wir untergeordnete Wesen, daß wir ihre Werkzeuge sein sollen. Volle Anerkennung unserer Gleichberechtigung — das ist die erste, die unumgängliche Bedingung für die Möglichkeit, daß die Männer aufhören, den Weibern gegenüber — Lügner zu sein.

Es ist nicht möglich, naivere Selbstgeständnisse abzulegen, als die Männer über ihre Lügenstellung ablegen, wenn man die Argumente angreift, welche sie unserer sogenannten Emanzipation entgegensetzen. Ich habe noch stets gefunden, daß die Haupteinwürfe, auf welche die intelligenteren und gebildeteren — von den andren rede ich nicht — sich zurückzogen, einfach darauf hinauskamen, *die Männer im Allgemeinen seien noch nicht humanisirt genug, um freien Weibern die Existenz unter ihnen möglich zu machen.*

Nun, das ist doch ein Anfang von Wahrheit. Es ist ein interessantes Geständniß, wenn auch ein schlechter Beweis. Was würdet ihr freien Männer einem Sklavenbesitzer antworten, der das Bekenntniß ablegte, seine Rohheit und sein Egoismus erlaube ihm nicht, seinen Sklaven das Recht auf Freiheit zuzugestehen? Würdet ihr

das als einen Beweis gegen das Recht der Sklaven anerkennen?

Ihr aber ſtellt euch ganz in das Verhältniß des Sklavenbeſitzers. Ihr geht nur noch etwas weiter, indem ihr uns bei Beſtreitung unſerer Rechte Komplimente auf eure eigenen Koſten macht. Die Komplimente ſind euch ſo wohlfeil, daß ihr ſogar noch einen Theil eures Verſtandes und eurer Ehre zugebt, wenn man ſie nur acceptirt. Wir ſind zu edle Pflanzen, um in dem wilden Klima der männlichen Rohheit ohne Gehege und Schutzdach exiſtiren zu können — das iſt der Sinn der Komplimente, welche die letzte Einkleidung eurer Beweiſe gegen unſre Gleichberechtigung bilden.

Die Männer würden ſehr bald auch ohne Komplimente zur Anerkennung unſerer Menſchenrechte gelangen, wenn wir die Gewalt hätten, ſie zu erzwingen. Ein Heer Strelitzen hinter uns — und jedes Weib wird von den Männern nicht bloß als gleichberechtigter Menſch anerkannt, ſondern auch als Czarinn verehrt, ja als Göttinn angebetet werden. Ein Glück für uns alle, daß wir Weiber keine Strelitzen zu kommandiren haben! Wenn überhaupt abgezwungene Rechte nicht eher Ruhe, Sicherheit und Glück bringen, als bis ihre Gegner unſchädlich gemacht ſind, ſo würden wir Weiber ja für die unſrigen einen Krieg ohne Ende, einen wahren Krieg „bis zum letzten Mann“ zu führen haben. Sollten wir die Männer ausrotten, um frei zu werden? Fürchtet euch nicht, ihr Edlen! Nur ihr bedürft der Gewalt, um frei zu werden; wir bedürfen nur der Verzichtung auf die Gewalt. Unſer Stolz wie unſer Troſt iſt es, daß nur die Humanität, nicht das Eiſen, uns von eurer Tyrannei und

euch ſelbſt von eurer Lüge befreien wird. Der Sieg der Schwäche über die Kraft durch die Ideen der Humanität — das iſt ſicher der edelſte und ſchönſte Triumph, den wir uns denken und wünſchen können, und dieſer Triumph iſt ein ausſchließlich weiblicher.

Eine Lüge alſo iſt es, wenn die Männer unſre Gleichberechtigung beſtreiten, und eine Tochter dieſer Lüge iſt es, daß ſie, ſtatt ſich ſelbſt durch Humaniſirung zur Gleichſtellung mit uns zu befähigen, ſich das Anſehen geben, als ſeien wir nicht fähig zur Gleichſtellung mit ihnen. Sobald die Männer beginnen, wahrhaft Menſchen zu werden, hören ſie auf, die Gleichſtellung der Weiber zu bekämpfen; nur ſo lang ſie rohe Egoiſten ſind, proteſtiren ſie dagegen, daß die Humanität ohne Grenadierknochen, das Weib nämlich, Theil nehme an ihrem Regiment.

Aber bliebe es bloß bei Dem, wir könnten ruhiger die Zukunft abwarten, denn allerdings wäre es für uns eine harte Aufgabe, als humaniſirendes Element die Herrſchaft der Männer im Gebiete der Politik zu mildern in einer Zeit, wo ſie es noch für die größte Ehre halten, ſich zu Hunderttauſenden zu erwürgen, ohne nur zu wiſſen, warum, wo ſie wie die Gladiatoren noch millionenweiſe bereit ſtehen, um auf das Kommando irgend eines Imperators über einander herzufallen, ſich zu zerfleiſchen und mit Strömen Blutes die Erde zu düngen. Weshalb? Sie haben nicht einmal den Grund, der einen Gladiator entſchuldigt. Sie morden aus Gewohnheit oder aus Serviliſmus; ſie laſſen ſich morden für ein Trinkgeld oder eine gnädige Miene. Welcher Stolz, ein Mann zu ſein!

Wie geſagt, neben ſolchen Herrſchern im Regiment zu ſitzen, wird ſelbſt für Amazonen nichts Verführeriſches

haben. Behaltet denn die Politik so lang für euch, bis die Hälfte von euch durch die andre Hälfte geschlachtet und begraben ist! Vielleicht verwandelt sich dann der männliche Gladiatorensinn in Menschlichkeit — aus Erschöpfung, und wir Weiber werden dann die Aufgabe haben, ihn vor Rückfällen zu bewahren.

Aber es gibt noch eine andre Bühne der Thätigkeit, auf der wir auch jetzt täglich mitspielen, und das ist das soziale Leben. Auch da finden wir, wie auf dem Throne der Gesetzgebung, die Männer als Lügner wieder und da sogar als die größten.

Was ist Ehre? Was ist Charakter? Was ist Gewissen? Was ist Moral?

Wer mir solche Fragen stellte, den würde ich zunächst um Auskunft bitten, ob er das männliche Geschlecht allein, oder ob er auch dessen Verhältniß zum weiblichen im Auge habe. Denn so wie die Männer von Hause aus dem Weibe kein Recht zuerkennen, so haben sie auch dem Weibe gegenüber keine Ehre, keinen Charakter, kein Gewissen, keine Moral, und wo sie davon reden, da l ü g e n sie. Sie haben in allen diesen Dingen für die Weiber ein ganz andres Maß und Gewicht, als für sich selbst, und was sie unter sich verachten und verabscheuen, das halten sie für ehrenvoll und erlaubt, wenn es sich gegen das schwächere Geschlecht richtet. (Man übersehe nicht, daß ich in diesem ganzen Artikel die große, große Majorität im Auge habe, ohne die kleine, kleine Minorität mit zu verdammen.)

Alle Tage finden wir in Büchern und in Zeitungen die schönsten Ergüsse der männlichsten Entrüstung, wenn irgend ein Unwürdiger sich erniedrigt, einem Geldbesitzer, einem

Machthaber, einer Partei, oder gar dem Pöbel zu ſchmeicheln und ſeine Grundſätze zu opfern, um dieſen oder jenen egoiſtiſchen Zweck zu erreichen. Dieſelben Strafprediger aber, welche ſolche Erniedrigung verdammen, ſind jeden Augenblick fähig, jedes Weib, das durch rothe Wangen, oder funkelnde Augen, oder eine üppige Geſtalt ihre Aufmerkſamkeit erregt, mit Schmeicheleien und Verſicherungen zu überſchütten, die in jedem Buchſtaben eine Heuchelei, in jeder Wendung eine Erniedrigung enthalten. Und wozu? Oft entſpringt dieſe Lügenhaftigkeit einer bloßen Gewohnheit, meiſtens aber iſt ſie auf Bethörung und Erreichung eines gemeinen Zweckes gerichtet. Männer, die im Zirkel von Männern von Ehre und Charakter überſprudeln, ſinken vor jedem hübſchen Weibe zur verächtlichen Rolle eines heuchleriſchen Schmeichlers herab. Für einen bloßen Blick werden ſie Schauſpieler; für einen Kuß werden ſie Redner; für eine Gunſt werden ſie Kammerdiener. Und haben ſie ihren Zweck erreicht, avanciren ſie ſofort wieder vom Kammerdiener zum Tyrannen. Trotz alledem bleiben ſie „Männer“. Ich aber ſage, daß ſie Lügner ſind. Entweder iſt Das eine Lüge, was ſie vor Männern Ehre und Charakter nennen, oder das Gegentheil davon, das ſie vor Weibern an den Tag legen. Ich wenigſtens kann es mir nicht denken, daß ein Mann, der wirklich Ehre und Charakter beſitzt, ſie beliebig aufſtecken oder ablegen könne, wie ein Abzeichen, je nachdem er mit Männern oder Weibern verkehrt.

Nichts iſt gewöhnlicher und zugleich nichts widerwärtiger, als die Rolle des Liebeskomödianten, die einzige, welche die gewöhnlichen Männer, namentlich unſre Herrn Officiere, mit einigem Talent zu ſpielen wiſſen. Daß

dieſes Komödienſpielen nicht unter den Männern ſelbſt mehr in Verruf gekommen, beweiſ't nur, wie allgemein unter ihnen eine Lügenhaftigkeit geworden iſt, durch die nicht bloß der Mann, nicht bloß das Weib, ſondern auch das ſchönſte Verhältniß herabgewürdigt wird, das beide Geſchlechter verbinden kann. Abſcheulicher Zuſtand, in welchem der erſte Gedanke eines Weibes, das einen Mann das Wort Liebe in den Mund nehmen hört, der ſein muß: iſt er wahr, oder iſt er ein Lügner?!

Die nämliche Frage drängt ſich mir auf, ſo oft ich diejenige „Ritterlichkeit" nennen höre oder üben ſehe, wofür wir in unſerer Sprache gar kein Wort haben, nämlich die Galanterie. Iſt ſie eine Tugend? Mir erſcheint ſie nur entweder als eine Heuchelei oder als eine Lächerlichkeit. Ein galanter Mann erinnert mich entweder an einen Lieutenant oder an einen Don Quixote. Ich kann es verſtehen, wenn der Mann dem Weibe als einem ſchwächeren und zarteren Weſen behülflich und gefällig zu ſein ſucht, wo es der Hülfe bedarf; aber ich ſehe nicht ein, daß dieſe Hülfeleiſtung und Gefälligkeit etwas Andres zu ſein braucht, als eine Bethätigung der allgemeinen Ziviliſation und Humanität, es ſei denn, daß zwiſchen den betreffenden Individuen ein perſönliches Verhältniß beſteht. So wenig Der galant iſt, der einem Kinde, einem Kranken u. ſ. w. hilft oder eine Gefälligkeit erzeigt, ſo wenig ſollte es Der ſein, der einem ſchwachen Weibe die Rückſichten der Menſchlichkeit erweiſ't.

Noch weniger, als Ehre und Charakter, wird vor einem weiblichen Tribunal Gewiſſen und Moral der Männer — wenn ich dieſe Eigenſchaften von jenen trennen ſoll — die Prüfung der Wahrheit beſtehen. Jeder Mann wird

unbedingt einräumen, daß es eine Schändlichkeit ſei, den andern um Geld, Ehre, Freiheit, Glück zu betrügen. Aber dieſe Moral verliert im Nu den Boden unter den Füßen, ſobald ſich der Betrug gegen ein Weib richtet und ſich auf ein geſchlechtliches Verhältniß bezieht. Zwar habt ihr hier und da Geſetze, welche z. B. die Verführung und Preisgebung eines Mädchens zum Vergehen machen; aber wenige von euch haben Grundſätze, welche das Vergehen verdammen. Und welche Strafe habt ihr dafür? Die — Heirath! Daß das Opfer einer Schlechtigkeit den Namen des Thäters erhält, daß eine Unglückliche an den Urheber ihres Unglücks polizeilich gefeſſelt wird — das iſt die höchſte Kompenſation, welche eure Gerechtigkeit zu finden wußte.

Die Männer ſind gewöhnt, mit dem Glück der Weiber zu ſpielen wie der Knabe mit dem Leben eines Inſekts. Lehrt uns nicht die tägliche Erfahrung, daß ihr Gewiſſen aufgehört hat zu exiſtiren, wo ihre thieriſche Begierde erwacht; daß ſie kein Bedenken tragen, das ganze Lebensglück eines Weibes einer Minute der ſinnlichen Luſt zu opfern; daß ihnen kein Mittel der Liſt und ſelbſt der Gewalt zu ſchlecht iſt zur Erreichung von Zwecken, die nie und unter keinen Umſtänden den hundertſten Theil der Selbſtentwürdigung aufwiegen können, an welche ihre Erreichung geknüpft iſt? Einen Mann zu betrügen, haltet ihr für eine Schande; iſt es aber nicht ein Triumph für euch, ein Weib zu betrügen? Durch Mißbrauch eines Vertrauens eine Börſe zu erleichtern, iſt euch ein Verbrechen; aber durch Mißbrauch eines Vertrauens ein Herz zu vergiften, iſt euch ein Scherz. Wie viele gibt es unter euch, deren Gewiſſen davor zurückſchreckte eine Don

Juan'ſche Triumphliſte mit den blutigen Thränen unglücklicher Weiber zu ſchreiben? Seid ihr nicht von Jugend auf daran gewöhnt, ich mögte ſagen darauf erzogen, die Weiber, unbekümmert um die Folgen, durch jedes beliebige Mittel euren niedern Zwecken dienſtbar zu machen und mit ihrem Unglück ſogar zu prahlen? Betrachtet ihr nicht ein Mädchen, das ihr auf den Weg der Schande gebracht oder durch Verzweiflung zum Selbſtmord getrieben, etwa mit denſelben Augen, womit der Jäger ein getroffenes oder gefallenes Wild betrachtet? Hinterher aber ſeid ihr alle bereit zu ſingen:

„Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Blumen in's irdiſche Leben."

Es iſt, als ſänge der Jäger ein Lied über das Thema: ehret das Wild, denn es ſchmeckt gut, wenn wir es todtgeſchoſſen haben.

Welche Revolution wird in den Begriffen der Männer noch vorgehen, welche Umwandlung wird die Erziehung in ihrem Leben erſt hervorbringen müſſen, ehe ſie zur Erkenntniß und Anerkennung der einfachſten Grundſätze der Ehre und Moral gelangen, ſofern es ſich um ihr Verhältniß zu dem ſchwachen, mit tauſend Feſſeln der Abhängigkeit an ihre Zuſtände geſchmiedeten Weibe handelt! Wollt oder könnt ihr noch nicht im öffentlichen Leben dem Weibe gleiche Berechtigung zugeſtehen, ſo gewöhnt euch wenigſtens daran, es im ſozialen Leben nicht durch eine Moral zu erniedrigen, die ihr unter euch gradezu für eine Kriegserklärung anſehen würdet. So lang ihr eine Ehr- und Gewiſſenloſigkeit gegen uns nicht eben ſo hoch anſchlagt wie gegen euch ſelbſt, beweiſ't ihr eben, daß ihr

uns nicht für menschlich zurechnungsfähig ansieht, daß ihr im Leben unsre Tyrannen seid wie in der Politik und daß alle eure Gegenversicherungen einfache Lügen sind.

Ich habe ein Thema zu besprechen unternommen, das sich besser für ein Buch, als für einen Journalartikel eignet. Um nicht zu weitläufig zu werden, biege ich von meinem Wege ab und füge zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Stellung hinzu, welche die Männer als solche, abgesehen von ihrem Verhältniß zu uns, jetzt im Leben und in der Politik einnehmen.

Männer! Was ist ein Mann? Welche Fülle von Schönheit und Größe vereinigt sich in der Bedeutung dieses Wortes! Es liegt in der Natur der Dinge, daß die beiden Geschlechter, wie jedes über sich selbst eine strenge Kritik übt, so gegenseitig stets geneigt sind, einander mit günstigen Augen anzusehen und beiderseitig alle gute Eigenschaften herauszufinden. Sicher gibt es kein Weib von einiger Denkfähigkeit, das nicht bereit wäre, in jedem Manne ein Ideal zu finden und, wie ich mir denke, wird es sich umgekehrt eben so verhalten. Aber wie bitter wird die Enttäuschung, wenn diese Bereitwilligkeit sich unter der jetzigen Männerwelt nach Gegenständen der Anerkennung umsieht! Sollte es denn wirklich zu allen Zeiten so gewesen sein? Es wäre schrecklich, eine solche Belehrung anerkennen und danach auch einen Schluß auf die Zukunft machen zu müssen. Dreimal glücklich das Weib, das in dieser Zeit der allgemeinen Erschlaffung und Gemeinheit einen Mann gefunden, den es wahrhaft achten und lieben kann! Man beschuldige mich nicht, daß ich die Ausnahmen nicht in Anschlag bringe; ich kenne sie

und weiß sie doppelt zu schätzen. Aber was, frage ich, ist von jener herrschenden Masse und ihren Größen zu halten, unter denen wirkliche Männer wie Proskribirte und Aussätzige angesehen werden? Kennt sie noch andre Zwecke, als Geldgewinn, thierische Genüsse und politische Erniedrigung? Was ist aus jener großen Emigration geworden, die einst unser Vaterland mit dem Kampfgeschrei gegen die Tyrannen erfüllte? Sind das Männer, welche die Freiheit vergaßen, sobald sie besiegt war? Sind das Männer, welche jenseit des Meeres der Tyrannei ewigen Haß schwuren und in diesem Lande die Scham schon so weit abgelegt haben, daß sie sich mit den Menscheneigenthümern zur Untergrabung der Republik vereinigen? Ich kenne die Schwächen meines Geschlechts und gestehe sie zu, obschon es für die wenigsten verantwortlich ist; das aber darf ich behaupten: kein Weib, dessen Herz einmal von der Begeisterung der Freiheit entflammt worden, ist fähig, sie über Nacht zu vergessen oder sich aus gemeinen Rücksichten mit ihrem Gegentheil zu versöhnen. Wir sind Ideen treu wie wir es Personen sind. Ihr Männer aber könnt Alles vergessen und verrathen, wofür ihr einst zu schwärmen schient, nicht einzeln, nicht dutzendweise, nicht hundertweise: Tausende und aber Tausende kehren der Freiheit den Rücken, werfen ihren Namen in die Urne der Sklaverei und — schämen sich nicht! Fürwahr, ihr Männer seid nicht bloß Lügner, ihr seid auch Sklaven! Seid ihr nicht von Natur gemein?

In London lebt ein Mann, der einst die allgemeine Theilnahme erregte und dessen romantisches Schicksal, ich gestehe es, auch meine Phantasie eine Zeit lang bestach und eine Art Enthusiasmus in mir erweckte. Dieser

Mann ist G. Kinkel. Er schwur den Feinden unseres Vaterlandes rastlosen Krieg und durchzog dieses Land, um die Mittel dazu herbeizuschaffen. Was ist aus ihm geworden? Er ist verschwunden und verschollen. Sein Tyrannenhaß hat sich schnell beschwichtigt und seine Kriegsluft ist verstummt hinter dem Laden einer Bank, auf welcher er, zur Beruhigung der Despoten, die gesammelten Revolutionsgelder „verzinslich deponirte"! Hat je ein Mann zudringlicher das Vertrauen seiner Landsleute in Anspruch genommen, und hat je einer es schnöder betrogen, als dieser Kinkel? So konnte kein Mann handeln, der nur einen Begriff von Ehre hatte und dem an der Achtung achtungswürdiger Menschen das Mindeste gelegen war. Und doch, ist Herr Kinkel nicht der Muster-Mann für diese ganze Emigration geworden? Hat sie nicht Alles gerühmt, was er gethan, und Alles gebilligt, was er unterlassen hat? Billigt sie es nicht fortwährend? Betheiligt sie sich nicht unausgesetzt an seiner Verächtlichkeit? Wo, frage ich, bleiben da die *Männer*?

Und ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, daß diese Emigration die Blüthe des teutschen Volkes darstellt? Wenn so die Blüthe ist, was soll da aus dem Baume werden?

Es hat Zeiten gegeben, wo sich, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, die Männer vor den Weibern schämen mußten. Selbst solche Zeiten scheinen für uns überwunden zu sein. Männer, die sich nicht vor einander schämen, werden auch keine Scham vor Weibern empfinden. So wollen wir uns denn *für* sie schämen. *Uns für euch schämen, die wir lieben sollten,*

das ist die härteste Strafe, die wir für euch ersinnen können; aber für uns ist sie es nicht minder.

Es stimmt mich traurig bis zur Erschlaffung, wenn ich sehe, wie vergeblich, wie hoffnungslos jedes edlere Streben hier sich abmüht, bloß das Menschliche aufrecht zu erhalten — von Weiterentwickeln will ich gar nicht reden, — das unsre teutsche Emigration mit herübergebracht hat. Wenn es drüben verloren ginge, würde man sich wenigstens damit trösten können, daß die Herrschaft der Gewalt es verdrängt habe; hier aber ist man versucht, den Fehler auf Rechnung der menschlichen oder teutschen Natur zu setzen, wenn man sieht, wie sie alle Freiheit und alle Mittel zu edlerer Entwickelung nur benutzt, dieselbe niederzutreten und der Rohheit und Gemeinheit zum Siege zu verhelfen. Sie haben mir noch nie so aus der Seele geschrieben, wie in dem Artikel über die Kunst zu verzweifeln. Er gibt Dem Worte, was ich so oft gedacht, aber nicht zu sagen gewagt habe. Wenn es nicht das Bedürfniß, sich frei auszusprechen, und das Bwußtsein der Uebereinstimmung mit den Wenigen, die Ihnen beipflichten, wäre, was Sie zur Fortsetzung dieser Wirksamkeit unter dieser Masse bewegt, so würde ich mir solche Ausdauer nicht erklären können, ich würde sie Wegwerfung nennen müssen. Klänge, welche die innersten Fibern empfänglicher Herzen erzittern machen könnten, verhallen hier ungehört wie der Schrei eines Vogels im Urwalde; die klarsten und eindringlichsten Wahrheiten dienen nur dazu, den Vertretern ihres Gegentheils Anhänger zuzuführen; an der Unempfindlichkeit und Stumpfheit sehe ich jeden edlen Eifer erfolglos abprallen, wenn nicht gar Rohheit und Pöbelhaftigkeit ihm mit Hohn und Verfolgung lohnt. Mir ist diese Erschei-

nung, daß in der Freiheit die Beſſern vergebens und nur die Schlechten mit Erfolg arbeiten, etwas durchaus Unerwartetes geweſen und etwas Unbegreifliches iſt ſie mir noch immer. Allen Geiſt und alles Gemüth ſo weggeworfen zu ſehen an eine Bevölkerung, die doch gebildete Elemente in ſich birgt, hat für mich etwas ſo Troſtloſes, daß ich wirklich nicht bloß an der Majorität, ſondern auch an der Minorität verzweifeln mögte. Mir ſchweben dabei die katholiſchen Prozeſſionen vor, die ich in Teutſchland geſehen und wobei man die Blumen nur benutzt, um ſie auf den Weg zu ſtreuen und von den gemeinen Füßen einer ſtupiden Maſſe zertreten zu laſſen. Ich kann mir gar nicht erklären, wodurch die Menſchen ſich hier das Leben erträglich machen, wenn ſie Alles abweiſen, was es ſchön macht. Ich frage mich: haben ſie denn gar keinen Geiſt, haben ſie gar kein Herz, denken und empfinden ſie nicht mehr? Denn wenn ſie dächten und empfänden, müßten ſie doch auch das Bedürfniß haben, ihre Gedanken und Empfindungen in einem entſprechenden Streben zu bethätigen und zu vereinigen. Was, denke ich mir, würden dieſe Tauſende nicht zu leiſten vermögen, wenn ſie wollten, und daß ſie es nicht wollen, obſchon Alles und Alles aufgeboten worden iſt, ſie dazu anzuregen, iſt das nicht ein Beweis vollſtändiger Verkommenheit und Verſunkenheit?

Ich male mir das Bild vielleicht zu düſter aus, vielleicht hellt es ſich vor andren Augen wieder auf durch lichtere Seiten, die ich nicht kenne. Aber daß ich im Allgemeinen nicht zu ſchwarz ſehe, werden Sie am Wenigſten beſtreiten können*).

---

*) Unſre Freundinn vergißt nur, die Einwirkung der

Ich mögte nur wiſſen, ob es hier Menſchen gibt, die wirklich glücklich ſind. Muß nicht ein Gemüth, das empfänglich für das Glück iſt, zugleich ſo viel Empfänglichkeit für das Unglück haben, daß ihm ſeine hieſige Umgebung Alles verbittert? Wer kann denn glücklich ſein, wenn er über dieſes Schlachtfeld der Gemüthloſigkeit einherſchreitet, die Herzen bricht wie Glasſcherben und Menſchenglück niedertrit wie Gewürm! Wie manche Seele verkommt in dieſem Lande freundlos und unbekannt, wie

---

ſozialen wie politiſchen Zuſtände auf die Eingewanderten in Anſchlag zu bringen und namentlich zu bedenken, daß eine Menge grade der beſſergeſinnten und gebildeteren noch mit Miſeren zu kämpfen haben, welche ihnen die Theilnahme an allgemeinen Beſtrebungen verleiden oder erſchweren. Mit vollem Recht aber trifft das Urtheil der Verwerfung namentlich die große Maſſe der, materiell beſſer geſtellten ältern Einwanderung, welche jede Theilnahme am geiſtigen Leben und an freien Beſtrebungen förmlich abſchwört und haßt, während jede niedere und unfreie Richtung bei ihr Anklang findet; ferner denjenigen, nicht wenig zahlreichen Theil der jüngern Emigration, welche materiell nicht genirt iſt, aber durch einen hohlen Dünkel verleitet wird, ſich gegen Alles negativ oder paſſiv zu verhalten, was nicht ſpeziell ſich um ſeine Gunſt bewirbt. Das Ende vom Lied iſt freilich, daß die ganze große teutſche Emigration in der Waagſchale des Fortſchritts gar nichts wiegt und Alles mit Geringſchätzung auf ſie herabſieht.

Wir verdenken es einem denkenden und fühlenden Weibe nicht, daß es in iſolirter Stellung in dieſem Klima nicht ausdauern kann; uns wird es erträglich durch die Freiheit des Worts, das wenigſtens den Saamen für die Zukunft ausſtreuen kann.

Die Redaktion des „Pionier".

manche trägt ihr Weh sprachlos in das Grab, weil sie ganz und gar darauf verzichtet hat, hier eine Theilnahme und ein Verständniß zu finden! Jedes Schiff, das die Gewässer befährt, jeder Wagen auf der Eisenbahn, jede Blockhütte des Urwalds, jede Dachkammer der Städte, namentlich aber jedes Hospital, jedes Irrenhaus und jeder Kirchhof birgt hier eine Welt von Schmerz ohne Mitgefühl und es kommt mir vor, als ob nur die Abstumpfung das Mittel wäre, wodurch die hiesige Menschheit sich das Bewußtsein des eigenen oder des fremden Unglücks erträglich machte. Wie über die Kunst zu verzweifeln, könnten Sie auch einen Artikel schreiben über die Kunst sich abzustumpfen.

Ich kann sie nicht lernen, vielmehr steigert sich meine Empfindlichkeit in dem Grade, in welchem ich die Unempfindlichkeit der Andern wachsen sehe. Sich aus dem Zusammenhang mit der übrigen Welt zu reißen, sie ganz zu ignoriren, sich vollständig abzuschließen, ist nun einmal nicht möglich. Der Zusammenhang stellt sich durch die Atmosphäre wieder her, wenn er auf andrem Wege unterbrochen war.

Auf mich scheint diese Atmosphäre einen unheimlichen Druck auszuüben. Das Bewußtsein, von dieser Welt der Geistlosigkeit und Gemüthlosigkeit, der vollständigen Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit für wahrhaft menschliche Bestrebungen umgeben zu sein, preßt und beunruhigt mich, als ob ich mitten in der Freiheit eine Gefangene wäre. Ich will mich zu befreien suchen, indem ich in die Gefangenschaft zurückkehre. — — — —

— — — — — — — — —

Wenn ich nach New-York komme, um Abschied zu neh-

men, werde ich Ihnen alle meine Papiere übergeben. Ich habe sie noch nicht alle geordnet und finde noch Manches, das ich dem Feuer zu übergeben habe, weil es zu unbedeutend oder unreif ist. Machen Sie dann mit dem Bündel was Ihnen gut dünkt. Sie haben durchaus freie Hand. Jeden Falls werden Sie sich nicht über Mangel an Offenheit, Aufrichtigkeit und Rücksichtlosigkeit zu beklagen haben. Nur eine Bedingung mache ich schon im Voraus: daß Sie meinen Namen nicht eher bekannt machen, als bis Sie etwa von meinem Tode hören. Ich hoffe zwar nicht so bald zu sterben, aber man hat das eben nicht in der Gewalt. Sollten Sie indeß Ihre Kolonie von Verzweifelnden zu Stande bringen, so verspreche ich, Mitglied zu werden und Diejenigen mitzubringen, denen ich mich drüben zu widmen habe.

— — — — — — —

— Ich freue mich darauf, einmal wieder einen europäischen Frühling zu erleben. Was man hier Frühling nennt, ist gleichsam ein Ueberspringen der Natur aus dem kalten in das hitzige Fieber. In diesen Uebergängen ist die Natur unnatürlich; auch ist keine Gesundheit und keine Aesthetik darin. Die amerikanische Natur ist, wie die amerikanische Menschheit, viel inhumaner als die europäische, auch da, wo ihr die Kultur zu Hülfe gekommen ist, und wir mit unserer europäischen Gefühlsinnerlichkeit bleiben verwais't darin, weil wir nirgendwo einen Wiederklang finden. Um in eine hiesige Gegend etwas hineinleben zu können, muß man sie erst umschaffen oder durch die schmerzlichsten Erinnerungen an sie gefesselt werden. Aber auch dann darf man nicht in der Nähe zu vieler Leute wohnen. In Teutschland oder in der Schweiz fand

ich mich in jeder hübschen Gegend heimisch, wenn ich nur wenig Tage in ihr zugebracht hatte. Hier bleiben mir sogar die Blumen fremd, die ich selbst gepflanzt habe. Ich hatte im vorigen Jahr einige Heimchen an meinem Kamin. Sie waren das Einzige, das mir wirkliche Illusionen machte; aber ich begreife nicht, wie sie hierher kommen.

Diese amerikanische Welt ist gemacht für das Heimweh. Aber welch' ein Zustand, immer das Heimweh zu haben und keine Heimath!

Ich glaube, alle Diejenigen, die Sie zu den „Verzweifelnden" rechnen, sind heimwehkranke Heimathlose. Es gibt eine Art geistiges oder ideales Zigeunerthum und wir alle gehören zu ihm. Aber wir sind schlimmer gestellt, als die Zigeuner, denn diese halten wenigstens unter sich zusammen und dafür, daß ihnen kein Antheil an der Welt zugestanden wird, entschädigen sie sich dadurch, daß sie sich ihn stehlen. Es gibt keine hülflosere Menschen, als ehrliche Zigeuner. Und wie können geistige Zigeuner anders als ehrlich sein, selbst wenn sie wollten? Unsre Gegner haben ja nichts, das wir ihnen stehlen könnten. Ihre Rohheit, ihre Geistesöde, ihre Herzensleere, ihre Ideenlosigkeit brauchen sie durch keine Polizei vor unsern Diebesgelüsten sichern zu lassen. Aber sie beherrschen leider die Welt. Ich kenne keine leerere Phrase, als den Trost, daß „die ganze Welt unsre Heimath" sei. Eine schöne Heimath, in der wir jeden Quadratfuß, der nicht zur Wildniß gehört, von Gegnern besetzt oder verunstaltet finden! Also Unglücksgefährten oder wilde Thiere unsre einzige Gesellschaft.

Unsre Heimath kann nur die Revolution erobern. Doch

davon will ich nicht weiter reden, denn ich bin ja auch eine Teutſche.

Die Weiber.

(Aus dem „Pionier“ vom 3. Februar 1856.)

Dadurch, daß ich früher meine Meinung über das männliche Geſchlecht ſo unverhohlen ausſprach, glaubte ich eine Verpflichtung zu übernehmen, mit derſelben Rückhaltloſigkeit auch die Fehler meines eigenen Geſchlechts zu rügen. Daß ich bis jetzt nicht dazu kommen konnte, lag nicht an meinem guten Willen.

Herr Ruge hat mir durch ſeinen letzten Angriff einen neuen Sporn und zugleich, wie ich geſtehen muß, die nöthige Kraft zum Reden gegeben. Aber er hat es zu verantworten, wenn ich, ſtatt als Anklägerinn, auch jetzt wieder als Vertheidigerinn meines Geſchlechts auftreten muß.

Es hat mich in der That überraſcht, daß ein denkender Mann, wie Herr Ruge, ſo oberflächlich und ordinair über das Weib urtheilen kann. Ich begreife nur nicht, wie er dazu gekommen iſt, Göthe zu preiſen und ihn ſogar den „freieſten Deutſchen“ zu nennen. Worin beſtand denn dieſe Göthe'ſche Freiheit? In religiöſer Beziehung iſt nicht einmal feſtgeſtellt, daß er „Atheiſt“ war, und in politiſcher Beziehung genügt als Zeugniß gegen ihn ſeine Miniſterſtelle. Was bleibt übrig? Hauptſächlich ſeine individuelle Unabhängigkeit von den Vorurtheilen der Zeit und ſein äſthetiſcher Freiheitsſinn, der ſich im Gebiet des Idealen geltend machte. Wer

aber bildet seine Gesellschaft in diesem Gebiet? Die Weiber! Seine Männer, den Faust eingerechnet, flößen wenig Achtung und Bewunderung ein. Sagen Sie mir, Herr Ruge, was wäre Göthe ohne die Weiber? Ohne diese geringgeschätzten, unphilosophischen Geschöpfe, die Sie erst 25 Jahre nach Proklamirung der Republik wollen zu Menschen erklären lassen, würde der „freieste Deutsche", der größte teutsche Dichter, geistig kaum existirt haben und wahrscheinlich längst vergessen sein. Hören Sie, was er von uns sagt: „die Frauen sind das einzige Gefäß, was den Neueren noch geblieben ist, um auch eine Idealität hineinzugießen. Mit den Männern ist nichts zu thun. Im Achill und Odysseus, dem Tapfersten und Klügsten, hat der Homer alles weggenommen." An einer andern Stelle sagt er, „er precipire das Ideelle unter einer weiblichen Form, oder unter der Form des Weibes." „Wie ein Mann sei, das wisse er gar nicht; den Mann zu schildern, sei ihm nur biographisch möglich. Es müsse etwas Historisches zu Grunde liegen."

Welches Zeugniß! Göthe würde heut' zu Tage schwerlich gegen die Emanzipation der Weiber sein, denn er würde die „Idealität" aus seinem Staat so wenig ausschließen wollen wie aus seinen Schriften. Herr Ruge wirft den Naturforschern vor, daß sie die Idealität zerstören; Göthe, der „freieste Deutsche", erklärt die Frauen für das einzige Gefäß der Idealität in der heutigen Gesellschaft, und doch will der Lobpreiser Göthe's und der Idealität die Frauen in die Küche und die Kinderstube einschließen, damit sie nicht einer Gesellschaft schaden, in welcher „große Männer wie Hecker, Kinkel" u. s. w. die glor-

reichſten Nachfolger des „Achill und Odyſſeus„ ſind! Arme Männer!

Herr Ruge würde nicht in ſolche Inkonſequenzen verfallen, wenn ihm bei Beurtheilung des Weibes ſtatt ſeines dürren, hegelſchen Schulmaßſtabs jene lebendige Gemüthsvermittelung zu Hülfe käme, wodurch Göthe erſt Göthe wurde und wodurch er zu einem ſo bewunderungswürdigen Verſtändniß der weiblichen Natur gelangte. Ich mögte dieſe Befähigung, die man gewöhnlich, für uns ſchmeichelhaft genug, als „weibliches Element“ bezeichnet, ohne die aber ein vollendeter Mann ſo wenig zu denken iſt wie ein vollendetes Weib, das äſthetiſche Gemüth nennen. Wer dieſes äſthetiſche Gemüth, das ein unmittelbares Verſtändniß aller edleren Naturen bedingt, nicht beſitzt oder es durch die Kunſtſtücke des abſtrakten Denkens in ſich getödtet hat, der wird auch vergebens verſuchen, den Idealismus, für welchen Herr Ruge ſo beſorgt iſt, mit einem lebenvollen Inhalt zu verſehen. Er bleibt vollens eine erzwungene Abſtraktion oder ein leeres Schema, wenn Herr Ruge ihn auf die männliche Welt beſchränkt. Streichen Sie uns Weiber aus der Rechnung aus und dann bringen Sie einen Idealismus zu Stande! Auch ohne Göthe würde ich es wiſſen und mich erkühnen es zu ſagen, daß die männliche Welt heut' zu Tage mit wenig Ausnahmen nichts iſt, als eine Welt voll Philiſter; und ſagte ich es nicht, nun, Herr Ruge ſelbſt hat es mir indirekt geſagt. Ich zitire ſeine Worte:

„Die Frauen ſind weſentlich für Stellung*), Rang

*) Wäre dieß der Fall, ſo hätten ſich darüber am Wenigſten diejenigen Männer zu beſchweren, welche den

und Vorzug eingenommen. Wenn sie sich verlieben, so reflektiren sie viel mehr auf den Vorzug in der Stellung des Mannes, als die Männer auf den Stand ihrer Aeltern. Wenn es kein Amt und kein Titel, so ist es sicher ein Vorzug der Genialität oder eine Berühmtheit, kurz eine aristokratische Eigenschaft, welche die Liebe der Mädchen bestimmt. Die Liebe ist aristokratisch: man liebt Vorzüge. Die Schönheit ist eine Aristokratie; wenige Menschen entsprechen ihrem Begriff in der Erscheinung" u. s. w.

Welch ein Geständniß gegen die Männer und für die Weiber liegt in diesen Zeilen!

Das Geständniß für die Weiber heißt mit andren Worten so: mit regem Gefühl und beweglicher Phantasie begabt, könnt ihr euch nicht mit dem bloßen apathischen Bewußtsein von der Existenz dieser oder jener Dinge oder Personen begnügen, nein, ihr setzt euch vermöge der unmittelbareren und lebendigeren Wechselwirkung zwischen euch und eurer Umgebung schnell in ein persönliches Verhältniß zu denselben, sei es nun ein Verhältniß der Sympathie oder der Antipathie. Eure Natur ist vorzugsweise für die Sympathie gestimmt, weshalb euer eigentliches Element die Liebe ist. Dabei aber habt ihr gewöhnlich den guten Geschmack, nicht das Schlechteste zu lieben. Wenn ihr die Wahl habt, so liebt ihr den General und nicht den Korporal, den selbstständigen Reichen und nicht den abhängigen Bettler, den Schönen und nicht den Häß-

---

Weibern die Mittel versagen, selbst eine Stellung zu erringen.

lichen, den Edlen und nicht den Gemeinen, den Gebildeten und nicht den Rohen, den Berühmten und nicht den Unbekannten, den Poeten und nicht den Krämer, ja sogar den Genialen und nicht den Philister! Kurz, ihr Weiber liebt immer „Vorzüge" und nicht Mängel, d. h. das Liebenswürdige und nicht das Unliebenswürdige! In einem Garten pflückt ihr sogar die Rosen und nicht die Nesseln!

Das sind die Vorwürfe, die Ruge uns Weibern im Gegensatz zu den Männern macht! Das Lob aber, das er dadurch indirekt den Männern ertheilt, wird folgerecht im Gegentheil jener Vorwürfe bestehen. Ich beschränke es indessen auf das bloße Geständniß, welches in der Foderung Ruge's liegt, daß wir Weiber ein solches Lob ebenfalls verdienen, d. h. daß wir ebenfalls das Gegentheil von „Vorzügen" lieben, daß wir in der Liebe nicht „aristokratisch" sein sollen! Wir sollen also die Häßlichen lieben und nicht die Schönen, die Unbedeutenden und nicht die Ausgezeichneten, die Philister und nicht die Genialen!

Nein, Herr Ruge, ewig nein! Bei allem Schönen und allem Edlen dieser Erde, bei allem Glück und allem Leiden der weiblichen Seele, bei allen Idealen und allen Wünschen des Herzens, bei allem Süßen und allem Schmerzlichen, das in einer Menschenbrust Raum hat, bei der Luft des Frühlings und der Wehmuth des Herbstes, beim Dufte der Blumen und beim Wehen der Zypressen, bei allen Wonnen des Lebens und allen Bitterkeiten des Todes — wir wollen keine Häßlichkeit, keine Nichtigkeit, keine Gemeinheit, keine Philisterhaftigkeit lieben, aber mit aller Glut und aller Hingebung wollen wir die Schönheit lieben, den Seelenadel, die Wahrheit, die stolze Männlich-

keit und vor Allem die Genialität! Nicht jene falsche Genialität, welche ihre Größe in sinnloser Willkür und liederlicher Versündigung gegen die vernünftige Regel sucht, also mit der Wahrheit, dem ersten Erfoderniß der Genialität, unverträglich ist; nicht jene Scheingenialität, deren Wesen Schwäche statt Kraft ist, sondern jene wahre Genialität, welche unbekümmert um die Rücksichten einer kleinlichen Welt, um die Rechner und Krämer, die Autoritäten und Schriftgelehrten die Fesseln zerreißt, womit die Beschränktheit und Sorge philisterhafter Pygmäen die menschliche Natur überzogen, und uns ein Paradies der Freiheit schafft; in welchem die edlen und großen Gedanken von Menschenglück und Menschenschönheit Leben und Gestalt gewinnen.

Sogar ein todtes Genie können wir lieben, aber keinen lebendigen Philister.

So, Herr Ruge, sind wir Weiber Aristokratinnen und das Unglück ist nur, daß wir es nicht alle sind. Vielleicht würden dann die Männer sich mehr bestreben, ebenfalls Aristokraten zu werden und die Einbildung fahren lassen, wir müßten sie auf jede plebejische Bedingung hin lieben, bloß weil sie die Stärkeren, wir die Abhängigen sind und weil sie den Herd zu bezahlen pflegen, auf dem wir die Ehre haben, für sie zu kochen.

Wir Weiber eignen uns nicht zu Philosophen. Phantasie und Gefühl, kurz eine lebendigere Seelenthätigkeit läßt uns glücklicher Weise nicht die steinerne Ruhe, im verschlossenen Zimmer Gedankensysteme auszuklügeln, welche die Welt so lang in Erstaunen setzen, als sie dieselben nicht begreift. Dafür aber ist unserm Verstande unmittelbar und ohne Schwierigkeit jede Wahrheit zu-

gänglich, zu welcher die Philoſophen erſt auf dem weiten und mühevollen Umweg der „Syſtembereitung" gelangen. Doch unſre geiſtloſe und unnatürliche Erziehung macht uns in der Regel ebenſo ſchüchtern, wie ſie uns geiſtig unſelbſtſtändig macht, ſo daß wir vor gelehrten Männern mißtrauiſch auf unſer eigenes Urtheil ſind. Das iſt eine Schwäche, welche die Männer zu unſerer ferneren Verdrängung und Unterdrückung beſtens zu benutzen wiſſen; es iſt daher natürlich, daß ſie ſich empören, wenn wir jene Schwäche ablegen, wenn ſie uns nicht mehr durch ihre vermeintlichen Myſterien imponiren können, und daß ſich die Philoſophen in erſter Reihe empören müſſen, iſt das Natürlichſte von Allem. Wir dürfen uns aber dadurch nicht irre machen laſſen, wir müſſen ſogar mit den Philoſophen zu konkurriren wagen. Ich wage daher, den Vorwurf des Herrn Ruge, daß wir ariſtokratiſch ſeien, in das größte Lob zu verwandeln; ich wage zu behaupten — und zwar ohne daß ich glaube damit eine neue Wahrheit entdeckt zu haben —, daß wir durch unſre natürliche „ariſtokratiſche" Neigung unbewußt die richtige menſchliche Regel aufſtellen, welche die Männer durch ihre verſchrobenen Theorien in Mißkredit gebracht haben und welche verlangt, daß alle Menſchen ariſtokratiſch werden. Durch welche Philoſophie will Herr Ruge mir beweiſen, daß die Menſchen, ſtatt zur Höhe der Vorzüge, die wir Weiber lieben, erhoben zu werden, vielmehr alle zum Gegentheil hinabgedrückt werden müſſen, um „demokratiſch" zu ſein? Ich ſtimme für eine Demokratie der Vorzüge, in welcher die Mehrzahl der Menſchen, beſonders der Männer, möglichſt edel, möglichſt ſchön, möglichſt gebildet, möglichſt unabhängig, möglichſt genial, möglichſt liebenswürdig, möglichſt

glücklich ist. Sicher wird über eine solche Demokratie die Minorität sich nie zu beklagen haben.

Ich stimme! Aber Herr Ruge will mich nicht stimmen lassen, mich und etwa 500 Millionen andre weibliche Menschen. Er verlangt sogar, wir sollen erst darüber abstimmen, ob wir stimmen wollen, ohne sich zu fragen, ob es ein Grund gegen die Berechtigung der Sklaven wäre, daß sie nicht über ihr Menschenrecht abgestimmt haben. Von den Sklaven unterscheidet er uns wenigstens dadurch, daß er für unsere Befreiung einen Termin festsetzt. „Im 25. Jahre der Republik" sollen wir anfangen dürfen, uns für Menschen zu halten, weil wir bis dahin zu Menschen werden erzogen sein durch Diejenigen, die uns erst eine Garantie geben müssen, daß sie dann schon Menschen sind!

Ich diskutire nicht über mein Menschenrecht, ich behaupte es. Es existirt und hört nicht auf zu existiren. Deshalb lasse ich mir auch keinen Termin stellen, wann es beginnen soll; ich kann diesen Termin nur so auslegen, daß er den Zeitpunkt bestimmt, wo die Räuber meines Rechts aufhören werden Räuber zu sein. Im 25. Jahre der Republik emanzipiren wir die Weiber, heißt bloß: im 25. Jahre der Republik hören wir auf, Despoten gegen die Weiber zu sein. Hätte ich bloß auf das männliche Geschlecht zu achten, ich wäre bescheiden genug, diesen Termin für die Humanisirung der Männer als erträglich kurz zu acceptiren.

Daß die Weiber, bevor sie eine geistige Wiedergeburt durch eine 25jährige Erziehung in der Republik erlangt haben, das Sitmmrecht gegen die Republik benutzen würden, ist eine Behauptung, aber kein Beweis, es ist ein

Vorwand, aber kein Grund. Wenn wir aber wirklich für die Pfaffen ſtimmten, wie Herr Ruge behauptet, weil die Pfaffen uns erzogen haben, wer trüge die Schuld? Nur Diejenigen, welche die Pfaffen in die Welt geſetzt haben, welche die Pfaffen dulden und den Pfaffen die Erziehung überantworten, damit ſie aus uns gefügige Dulderinnen machen. Haben aber Männer, welche die Pfaffen herrſchen laſſen, ein Recht, aus Rückſicht auf die Pfaffen das weibliche Geſchlecht für unmündig zu erklären? Und kann ſolchen Pfaffendienern das weibliche Geſchlecht noch irgend gefährlich werden? Iſt an ihnen etwas zu verderben? Schafft ihr erſt die Pfaffen ab, wie ihr ſie geſchaffen habt, dann ſeid ihr ſicher vor der Gefahr, daß wir für ſie ſtimmen werden. Es iſt nur ein Beweis eurer tyranniſchen Geſinnung und eurer Schwäche zugleich, daß ihr unſre Rechte beſeitigen wollt durch Rückſichten auf Zuſtände, die ihr, als Herrn der Geſchichte, ganz allein zu verantworten habt.

„Ich habe zwar zugegeben, daß wir dieſen Diplomaten und Ariſtokraten, dieſen Schönen und Intereſſanten“ u. ſ. w. (nämlich den Weibern) „alle Rechte des Menſchen und des Bürgers zugeſtehen müſſen“ —

Alſo das Prinzip gibt Ruge (dem Anſchein nach mit großem Bedauern) als richtig zu, aber er flieht vor ſeiner Verwirklichung. Und mit welcher Inkonſequenz ſucht er dieſe Flucht zu decken! Daß das Stimmrecht, durch die Weiber ausgeübt, zum Unheil führen werde, iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, noch durch keine Probe feſtgeſtellt. Vielmehr haben die Weiber, zahlreich genug beim Hinblick auf ihre Erziehung, bei jeder Gelegenheit für eine Freiheit Partei ergriffen, von der ſie für ſich nichts zu

hoffen hatten. Die Männer aber haben ihre Probe auf das Stimmrecht gemacht und sie haben möglichst schlecht bestanden. Sie haben uns, wie Ruge sagt, (durch ihre Abstimmung in Frankreich) um 50 Jahre zurückgeworfen. Was müßte er nun hieraus folgern? Daß zunächst den Männern ein Termin der Erziehung gesetzt werden müsse, um sie erst im Stimmen zu unterrichten. Er aber folgert: „nun können wir das allgemeine Stimmrecht nicht mehr abschaffen.“ Warum? Wir sind eben Männer, nicht Weiber. Männer müssen für richtige Prinzipien auch die Anwendung verlangen, Weiber aber müssen der Anwendung wegen die Prinzipien begraben. Auf die Männer wird Ruge die alte Regel angewandt wissen wollen: wer schwimmen lernen will, darf das Wasser nicht scheuen. Uns Weibern aber will seine Galanterie diese Unbequemlichkeit ersparen. Wir lernen schwimmen in der Küche oder vom bloßen Zuschauen. Das ist zwar schmeichelhaft genug für unsre Intelligenz, aber nicht ganz „praktisch.“

Daß wir durch das allgemeine Stimmrecht um 50 Jahre zurückgeworfen sind, scheint mir einzig und allein durch Diejenigen verschuldet zu sein, welche die Revolution mit dem allgemeinen Stimmrecht begannen, ohne erst für die Entfernung der reaktionairen Kandidaten und für die Aufklärung der ungebildeten Stimmgeber zu sorgen. Dennoch werden, nachdem das Unglück einmal geschehen, die Folgen es sicher ausgleichen. Daß das Kind strauchelt, ist kein Unglück, wenn es dadurch gehen lernt; auch wird deshalb keinem Kinde das Gehen verboten.

Wir Weiber aber sollen Gehen lernen erst als Er-

wachſene und ich kann beim beſten Willen den Vortheil dieſer zarten Rückſicht nicht erkennen. Das Aufſchieben des Anfangs, wo es ſich um Nothwendigkeiten handelt, kann niemals einen vernünftigen Zweck haben. Kein Menſch kann behaupten, daß die Emanzipation des Weibes, ſeine vollſtändige rechtliche Gleichſtellung mit dem Manne, in der Praxis zu umgehen ſei, da ſie im Prinzip nicht anzufechten iſt. Wozu alſo der Aufſchub? Die Moral der ſibylliniſchen Bücher würde ſich auch hier bewähren. Die Männer haben die Ausübung ihrer Rechte nicht in einem Tage gelernt; die Weiber werden es ſo wenig wie ſie. Aber ſie werden doch endlich anfangen müſſen und es iſt eine traurige Erſcheinung, daß grade gegen dieſen Anfang, der ohnehin Hinderniſſe genug findet, ſchon im Voraus mit den wohlfeilſten Waffen des Hohns und der Animoſität von Denen angekämpft wird, die aus prinzipiellen Gründen nichts dagegen zu ſagen haben. Um den Termin zur Emanzipation des Weibes möglichſt lang hinauszuſchieben, bedarf es in dieſer rohen, gewaltthätigen Geſellſchaft wahrlich nicht der Mithülfe von Männern, welche ihr Leben der Bekämpfung von Rohheit und Gewaltthat gewidmet haben!

Seltſame Menſchen! Da ſtehe ich vor Sonne, Mond und Sternen, vor dem ganzen Univerſum als freier Menſch; kein Stern und kein „Gott" hindert mich auf meinem Wege: das ganze Univerſum erkennt ſchweigend meine Freiheit an. Nur dieſen Weſen, die ſich Männer und ſogar freie Männer nennen, fällt es ein, mich für unfrei zu erklären und mir ſogar einen Termin der Menſchwerdung zu beſtimmen, wenn ich mich beſſere. Bedauernswerthe! Ihr überzeugt mich nur, daß ich beſſer

weiß, was Recht und was Unrecht ist, was ich kann und was ich darf, als ihr. *Mich* habt ihr wahrlich nicht zu befreien; für mich habe ich alle Freiheit, die ich brauche und wünsche. Aber ich weiß, daß ihr selbst sie nicht habt und daß ihr sie nicht erlangen werdet ohne freie Weiber. Wie das Weib ohne den Mann und der Mann ohne das Weib nur eine halbe Existenz hat, wie nur beide Existenzen vereinigt die Befriedigung und die Harmonie des menschlichen Daseins schaffen können, so ist auch im öffentlichen Leben diese Vereinigung die unerläßliche Bedingung einer wahrhaft humanen und harmonischen Ordnung der Dinge. Ist denn das öffentliche Leben etwas Anderes, als die Summe aller einzelnen Leben? Muß also nicht jedes einzelne Leben an dem öffentlichen beheiligt und jede Einzelvereinigung in die Gesammtvereinigung verwoben sein? Eine solche Gesellschaftsordnung hinausschieben, heißt bloß die Inhumanität und Disharmonie des jetzigen gesellschaftlichen Lebens verlängern. Familie und Staat müssen einander entsprechen, und die die Familie bilden, müssen auch den Staat bilden, sonst kann aus beiden nichts Anderes werden, als bis jetzt aus ihnen geworden ist. Mögt ihr euch Philosophen oder Revolutionaire, Gelehrte oder Staatsmänner nennen und mögt ihr als solche durch euren Dünkel sogar eure Verblendung zu überbieten suchen und fortfahren das Weib geringzuschätzen, *weil es nicht die Macht hat sein Bewußtsein euch als Gesetz zu diktiren* — ihr werdet dadurch das Gesetz der Natur nicht umstoßen, die uns als Menschen mit menschlichen Rechten ausstattete wie mit menschlichen Fähigkeiten. Mögt ihr eure Weisheit erschöpfen und eure Kräfte,

mögt ihr eure Dinte verſchreiben oder euer Blut vergießen, mögt ihr Reformen oder Revolutionen unternehmen, alle eure Werke müſſen Stückwerk, alle eure Schöpfungen müſſen Halbheiten bleiben, ſo lang ihr Geſetze und Inſtitutionen für die ganze Menſchheit machen, aber egoiſtiſch dabei die Hälfte der Menſchheit ausſchließen wollt, und wahrlich nicht die ſchlechteſte!

Digitized by Google

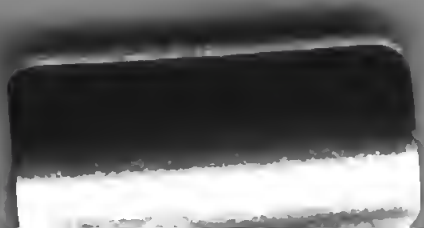
BOUND

SEP 18 1948

UNIV. OF MICH
LIBRARY

mögt ihr eure Dinte verſchreiben oder euer Blut vergießen, mögt ihr Reformen oder Revolutionen unternehmen, alle eure Werke müſſen Stückwerk, alle eure Schöpfungen müſſen Halbheiten bleiben, ſo lang ihr Geſetze und Inſtitutionen für die ganze Menſchheit machen, aber egoiſtiſch dabei die Hälfte der Menſchheit ausſchließen wollt, und wahrlich nicht die ſchlechteſte!

BOUND

SEP 18 1948

UNIV. OF MICH.
LIBRARY